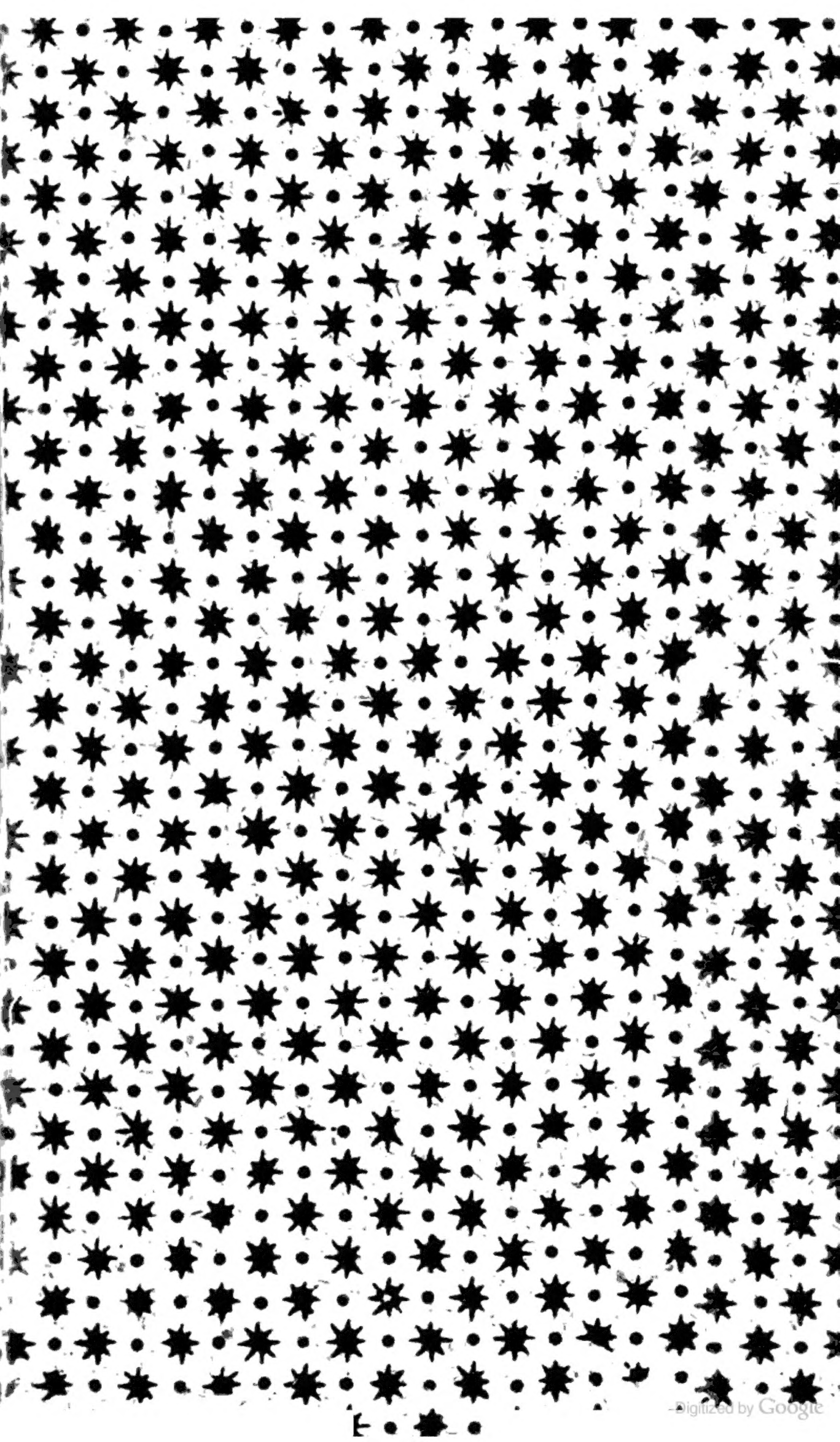
A.g. Meissners sämmtliche Werke...

August Gottlieb Meissner

Anton Weiser
Nr. 5022
Wien

1817
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Digitized by Google

838
M5213
1813
v.15-16

d e.

g ein Ver
ils dieser
t ganz so
d wie ic
n durchsch
von ein
riminal=
riomata
e Beme
endlich
chten sel
ung die
ehr als
Vorsatz
l gänzli
jetzt zu
Veränd
offs, so
ellen La
cheinlich
auch me
erford

Digitized by Google

A. G. Meißners sämmtliche Werke.

Funfzehnter Band.

Enthält:

Kriminal=Geschichten.

Erster Theil.

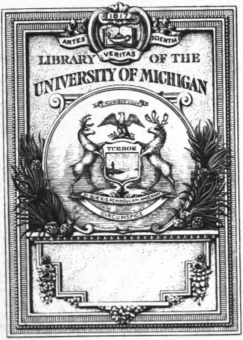
Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

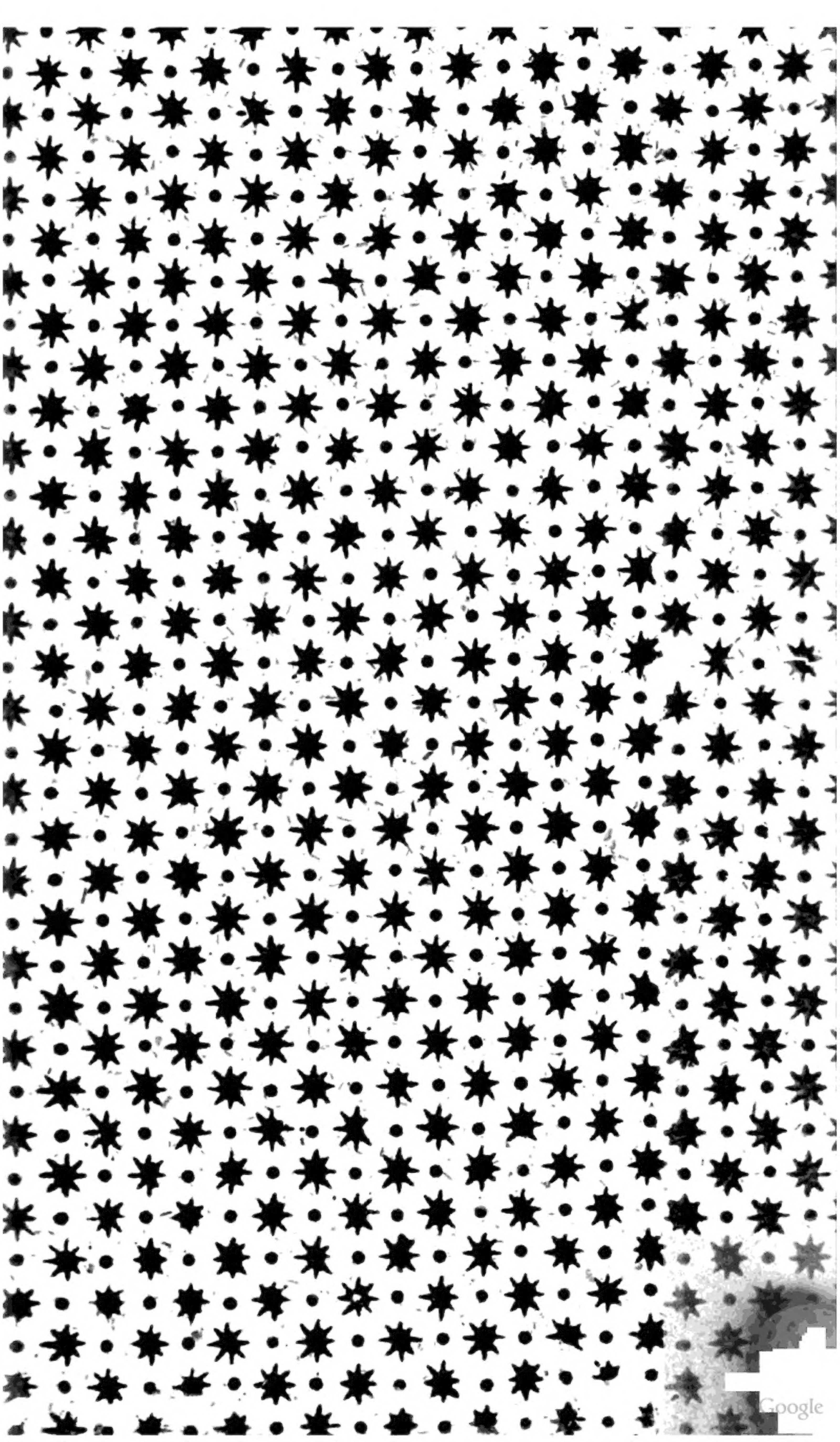
Digitized by Google

Anton Weiser

Nr. 5022

Wien





838
M5213
1813
V. 15-16

Digitized by Google

tized by Google

A. G. Meißners sämmtliche Werke.

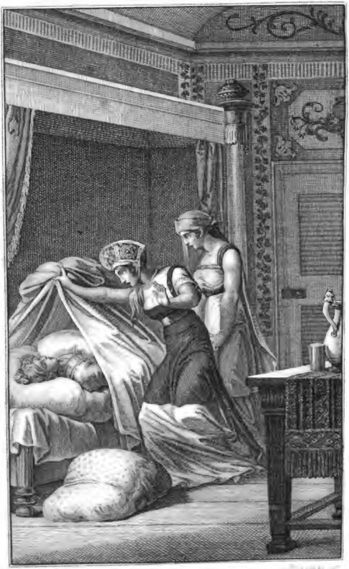
Funfzehnter Band.

Enthält:

Kriminal = Geschichten.

Erster Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.



Digitized by Google

Digitized by Google

Kriminalgeschichten.

Von

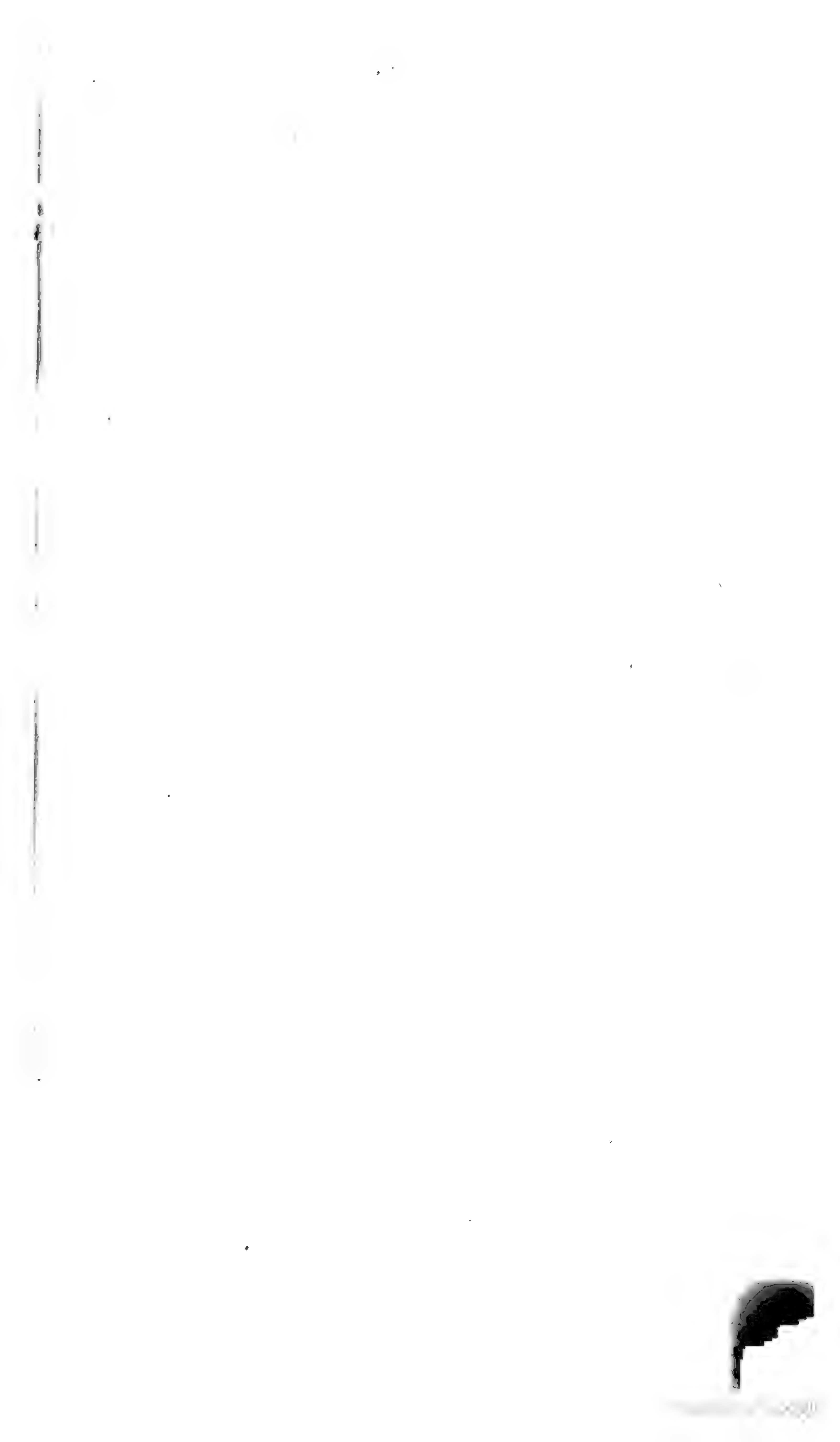
A. G. Meißner.

Erster Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Google

Kriminalgeschichten.

Von

A. G. Meißner.

Erster Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

Digitized by Google

Ger.
West.
5.28-40
41028

Vorerinnerung
des Herausgebers.

Die in diesem und dem folgenden Theile enthaltenen Kriminal-Geschichten sind größten Theils aus den Skizzen genommen, und zwar aus der dreyzehnten und vierzehnten Sammlung derselben. Einige wurden auch aus den Erzählungen und Dialogen und aus Meißners Quartalschrift gesammelt; denn man wollte hier Alles vereinigen, was zu dieser besondern Gattung von Erzählung gehört, welche Wahrheit und Dichtung vermengt, und von Meißner zuerst unter uns besondere Pflege erhielt. Um dem Leser über Stoff, Form und Absicht des Verfassers den besten Standpunct zu geben, erscheint an der Spitze dieser Geschichten

Meißners Vorrede zur dreyzehnten Sammlung seiner Skizzen, worin er sich hierüber selbst näher erklärt. Man ließ von derselben nur einige wenige Stellen weg, welche bloß auf die damahlige Ausgabe Bezug hatten, und daher jetzt ohne Interesse und hier gar nicht an ihrem Platze wären.

Wien am 22. July 1813.

Vorrede.

Ich erfülle durch diese Sammlung ein Versprechen, das ich in der Vorrede des ersten Theils dieser Auflage leistete; aber ich erfülle es doch nicht ganz so, wie ich Anfangs den Plan mir machte, und wie ich vielleicht in einigen einzelnen Ausdrücken ihn durchschimmern ließ. Meine damahlige Absicht war, von einigen Haupt-Grundsätzen der gewöhnlichen Kriminal-Justiz auszugehen; verschiedene angebliche Axiomata in ihr näher zu betrachten; einige psychologische Bemerkungen und Aufsätze damit zu verbinden, und endlich, als Belege von einigen Zweifeln, die Geschichten selbst folgen zu lassen. Manches war zur Ausführung dieses Entwurfs schon vorgearbeitet; Manches mehr als halb fertig. Wenn ich im Verfolge diesen Vorsatz doch aufgab; wenn ich den raisonnirenden Theil gänzlich, und auch von den Erzählungen einige, für jetzt zurücklegte; so liegt der Grund davon nicht in Veränderung meines Eifers, nicht in Mangel des Stoffs, sondern in ein Paar Umständen meiner individuellen Lage. Schilderung derselben würde mich wahrscheinlich bey meinen meisten Lesern entschuldigen, aber auch mehr Umständlichkeit und mehr — Aufrichtigkeit erfordern, als bey

jetziger Preßfreyheit rathsam wäre. Ich begnüge mich daher mit der Angabe einiger Beschränkungen, die ich mir selbst bey Erzählung und Sammlung der nachfolgenden Geschichten vorschrieb, und die ich nicht zu vergessen bitte, wenn man sie lies't und darüber urtheilt.

Nur aus ungedruckten Quellen zu schöpfen, war gleich bey den ersten Sammlungen der Skizzen mein Augenmerk. Sehr selten bin ich von diesem Vorsatz abgewichen. Bloß die Anecdoten nach Fielding, nebst den Geschichten von Prevot d'Exiles und de Moulin, waren schon vordem, aber — so viel ich weiß — bloß in fremden Sprachen gedruckt *). Alle Übrigen sind von handschriftlicher oder mündlicher Mittheilung, aus eigener Erfahrung oder aus Acten hergenommen.

Die letztere Zahl ist freylich kleiner, als ich selbst es wünschte. An meiner Mühe hat es sicher nicht gefehlt. Aber ein sonderbarer Hang zum Geheimnißvollen am unrechten Orte herrscht in dieser Rücksicht noch über viele deutsche Gerichtshöfe. Nur äußerst wenigen, durch ihr Amt dazu bevollmächtigten Personen steht die Einsicht in Kriminal-Acten offen. Ja selbst diesen Wenigen noch ist es in verschiedenen Ländern — und z. B. gleich in K. K. Staaten! — gesetzlich untersagt, von diesen ihren Hülfs-Mitteln einen öffentlichen vollständigen Gebrauch zu machen. Daher mußte ich mich oft mit bloßer mündlicher Erzählung begnügen, wo mir freylich ein gerichtlicher Auszug lieber gewesen wäre; daher mußte ich, noch sonderbarer sogar,

---

*) Aus dem Gentlemen's Magazin von 1751 ist diese, aus einem Stücke des Journal Encyclopedique von 1787 jene genommen.

einige Mahl zu bloßen Bezeichnungs-Buchstaben meine Zuflucht nehmen, wo ich Zeit, Person und Ort allerdings bestimmter anzugeben vermocht hätte, wo aber Verschweigung derselben eine Bedingung des Mittheilers gewesen war. — Sorgfältig sah ich jedoch immer darauf: ob meine Währmänner auch Personen von Glaubwürdigkeit und Sachkenntniß wären. Zweifelhafte Begebenheiten von zweifelhaften Zeugen mitgetheilt, wies ich ungenützt von der Hand. Bey einigen Geschichten, die mir anonymisch eingeschickt wurden, die mir aber doch durch ihren Inhalt vorzüglich merkwürdig schienen, habe ich jenen Umstand redlich in einer Anmerkung angezeigt.

Erfunden von mir selbst ist keine Einzige dieser Geschichten; in keiner Einzigen habe ich auch nur einen Haupt-Umstand abgeändert. Manche derselben hätte durch eine willkürlichere Behandlung gewiß an Wirksamkeit gewinnen können; aber ganz als wahre Geschichte, nicht etwa wie man Novellen erzählt, habe ich diese Kriminal-Anecdoten behandelt. Daß ich zuweilen unter mehreren Vermuthungen die Wahrscheinlichste wählte; daß ich kleine Lücken, die fast jeder mündlichen Überlieferung anhängen, durch unmerkliche Übergänge verband; dieß, hoffe ich, wird man keine Verfälschung nennen.

Nicht gerade um außerordentlich verwickelte Fälle, und noch weit minder um auffallende Gräßlichkeiten war es mir zu thun; vielmehr habe ich einige mir angebothene Beyträge eben deßhalb ungebraucht zurückgelegt, weil es ungeheure Mordgeschichten und nichts weiter waren. Dagegen hoffe ich, wird man keine Geschichte darunter finden, die nicht in dieser oder jener

Rücksicht einen merkwürdigen Zug des menschlichen Herzens darstellte; die nicht Anlaß zu Betrachtungen über die sonderbare Verkettung vom Guten und Bösen, über die dünne Mark zwischen Tugend, Schwäche und Laster, über die Unsicherheit menschlicher Urtheile, über den Selbstverrath des Lasters, oder über andere verwandte Wahrheiten darbiethe. Wenn ich das zuweilen nicht umständlicher in der Erzählung selbst ausführte, so geschah es, weil ich dem Urtheil der Leser nicht vorgreifen wollte, und weil ich es überhaupt nie für rathsam halte, eine Citrone bis auf den letzten Tropfen auszudrücken.

Einige derjenigen Kriminal-Anecdoten, die schon in den ältern Auflagen der Skizzen sich befanden, sind aus denselben in andere Schriften übergetragen, zum Theil auch in einigen Umständen (wenigstens dem Angeben nach) berichtigt worden. Mancherley ließ über diesen Punct sich sagen. Wenn die Berichtigung nur Nebenumstände betrifft, die auf's eigentliche Ganze keinen Einfluß haben; oder wenn der Berichtiger die Quellen nicht angibt, aus welchen er schöpft, so ist der Nutzen seiner Arbeit so geringe, daß er beynahe in Nichts verschwindet. Dennoch habe ich einige von diesen Berichtigungen nach Möglichkeit genützt. — Nur zwey oder drey Mahl trug ich Bedenken, meinen ältern Währmann diesem Neuern nachzusetzen; trug Bedenken, Aufsätze zu ändern, die ich nur unter Bedingung dieser Form oder dieser Umstände erhalten hatte. Sie vollends ganz wegzulassen konnte mir um so weniger zugemuthet werden; da ich im frühern Besitz mich befand, das Verdienst der erstern Bekanntmachung

hatte, und dieser dritten Auflage nicht gern eine Lücke im Vergleich zuziehen wollte.

Ein Freund, dessen Urtheil von jeher viel bey mir galt, und der auch jetzt einige von den neuern Geschichten in der Handschrift las, äußerte gegen mich die Besorgniß: es scheine ihm, als rechtfertige ich zuweilen wirkliche Verbrecher. Ungern möchte ich mir hiervon auch nur einen entfernten Argwohn zu Schulden kommen lassen, und gewiß habe ich es auch — wenigstens meinem Gefühle nach — nie gethan. Doch nicht gerechnet, daß es mir allerdings ein verdienstliches Werk zu seyn scheint, in wahren Geschichten dieser Art anschauend zu zeigen: wie schnell, wie unmerklich zugleich oft diejenige That in Fehler und Laster übergeht, die als Tugend oder wenigstens als schuldlose Empfindung begann! Nicht gerechnet, daß es freylich wohl selten oder nie ein Verbrechen gibt, zu dessen Entschuldigung sich gar nichts sagen ließ, dessen Ursprung nicht Irrthum — wenigstens Irrthum im entfernten Grade! — wäre; — so vergesse man auch nie den großen Unterschied zwischen gesetzlicher und moralischer Zurechnung; zwischen dem Richter, der nach Thaten, und demjenigen, der nach dem Blick ins Innerste des Herzens urtheilt. Charlotte Corday, die in der festen Überzeugung: sie räche und rette ihr Vaterland! sie strafe den Todfeind aller echten Tugend! den Dolch in Marats Brust stößt, — diese Charlotte, wenn wirklich diese Empfindung sie leitete, verdient dann allerdings die Bewunderung, die halb Europa ihr zollte. Aber die Richter fällten gleichwohl mit sehr gesetzlichem Rechte das Todes-Urtheil über die Mörderinn — und zumahl über die Mörderinn ei-

nes Mannes, der durch seinen Posten, so sehr er ihn mißbrauchte, unverletzlich geworden war. Sogar der Richterstuhl des eigenen Gewissens, dieses erhabenste aller Tribunale, das einzige, welches den Phocionen und den Egmonts dann übrig bleibt, wenn über Jene ein toller Pöbel und über Diese ein menschliches Ungeheuer, ein Alba richtet — sogar dieses Tribunal kann diejenigen oft frey sprechen, die doch hoch verschuldet nach bürgerlichen Gesetzen sterben. Wo hier die Grenze sich scheidet, — wo Justiz-Urtheil in Justiz-Mord übergeht, Dieß gehört — nicht in eine Vorrede.

Prag. Im December 1795.

Meißner.

Mord an seiner Frau, um ihre Seele zu retten.

Auf einem Dorfe ungefähr eine starke Meile von Dresden, Birnichen mit Nahmen, lebte vor wenig Jahren ein Bauer, Nahmens Heine; er besaß einiges Vermögen, und einen unbescholtenen Ruf, so lang er ledig blieb. Aber kaum war er verheirathet, als ihn die Eifersucht seiner Frau oft aus dem Hause trieb, und die Gesellschaft seines Schwiegervaters zu Trunk und Spiel verleitete. Er verließ nachher zwar den Ort, wo er bisher gelebt hatte und kaufte in einem andern Dorfe ein ansehnliches Gut; doch da er auch hier sein unordentliches Leben fortsetzte, und da weder er selbst, noch seine Frau der Landwirthschaft sich thätig annahmen, so geriethen sie von Tag zu Tag in mehreren Verfall ihres Vermögens; die Schuldner klagten; der Tag der Hülfsvollstreckung war bereits angesetzt; seine Brüder, die wohlhabend und bis jetzt seine letzte Hoffnung gewesen waren, sagten sich von ihm los, und sein Ruin war entschieden.

Doch alles Dieß war nur geringes Leiden gegen einen andern täglichen Verdruß. Seine Frau nähmlich, die den Gedanken der herannahenden Armuth noch weit weniger, als er selbst, ertragen konnte, unterließ nicht, ihn jeden Augenblick mit Vorwürfen zu über-

häufen. „Er allein, hieß es, habe sie in dieses unübersehbare Elend gestürzt, wo der Bettelstab, wo Schimpf und Qual ihrer warteten, und wovon nur ein freywilliger Tod sie erlösen könne. Nächstens sey sie entschlossen, denselben sich anzuthun: denn unmöglich könne dort, wenn sie auch ungerufen komme, ein so großer Jammer ihr bestimmt seyn; wohl aber müsse die ganze Last ihrer Verdammung immer und ewig auf demjenigen ruhen, der sie zu diesem Schritte gedrängt habe."

Diese letzte Drohung erschütterte ihn tief: er hörte sie so oft und mit so ernstlichem Tone wiederhohlt; spürte in seiner Gattinn übrigen Handlungen einen mit jedem Tage so sichtlich wachsenden Tiefsinn, daß er an der Wahrheit ihres Entwurfs nicht zweifeln konnte, und fühlte daher das Besorgniß eines traurigen Endes auch täglich bey sich gemehrt. — Vorstellungen aus Gründen der Religion wirken tiefer, als alle irdische; das ist eine gewöhnliche und auch hier bestärkte Wahrnehmung. Ihn, der bisher mit ruhiger Gelassenheit sich dem Abgrund der äußersten Dürftigkeit genähert hatte, war der Gedanke, Schuld am Verderben einer Seele, zumahl der Seele seiner Frau, zu seyn, — war die Vorstellung von der Anklage in jenem Leben so schrecklich, daß er Alles zu thun beschloß, um solcher, es sey auf welche Art es wolle, los zu werden. Der Verlust seines eigenen Lebens, wo er nur Elend und Gewissensbisse seiner warten sah, war ihm hierbey eine Kleinigkeit, und es erhob sich im Innern seines Herzens ein Gedanke, der bald zum Vorsatz ward; zum festen Vorsatz, seine Frau umzubringen, ehe sie selbst Hand an sich lege; zuvor aber,

da nicht Haß, sondern wahre Liebe zu diesem schrecklichen Vorhaben ihn verleite, auch Alles zu thun, was ihre Seele zu retten dienlich wäre.

Sein erstes Bestreben ging nunmehr dahin, ihr wieder Hoffnung zur Verbesserung ihrer Glücksumstände zu machen. Es gelang ihm durch falsche Nachrichten, die er ihr von seinem Advocaten und von seinen Brüdern brachte. Die arme Unglückliche glaubte bald, was sie so eifrig wünschte, und fing an sich von Neuem aufzuheitern. Kaum merkte er Dieß, als er ihr vorschlug, das heilige Abendmahl zu genießen; auch dazu war sie willig, und Beyde empfingen es mit möglichster Andacht; er bethete selbst mit ihr, sprach viel vom Sterben, kurz, that Alles, was, seiner Einfalt nach, ihm fähig zu seyn dünkte, sie, unbemerkt und unwissend, zu dem nahen wichtigen Schritt vorzubereiten.

Indeß nahte sich der zur Hülfsvollstreckung bestimmte Tag. Er wandte heimlich alles Mögliche an, um ihn noch zu entfernen; jedoch umsonst; und als er nun Alles verloren sah, setzte er den Abend vorher zur Vollbringung seines Vorhabens an. Er war in der Stadt gewesen, und täuschte, als er heim kam, seine Frau von Neuem mit den günstigsten Nachrichten. Sie ging froh zu Bette; er setzte sich vor dasselbe, sprach mit ihr von verschiedenen künftigen Einrichtungen, las ihr einige Kapitel aus der Bibel und einige Gebethe vor, und so entschlief sie. — Kaum sah er Dieß, als er zu dem bereit liegenden tödtlichen Gewehr, einer geladenen Flinte, eilte; er drückte diese auf sie los, und sie starb, ohne selbst zu wissen, wie? Sein Rufen sowohl, als der Schuß, erweckten das Haus-

gesinde; sein Geständniß setzte Alle außer sich; nur Er blieb gelassen, und schickte selbst nach den Gerichten, denen er sich willig gefangen gab; die ganze Zeit seiner Haft hindurch den ersten Muth beybehielt, und endlich seine Strafe mit einer Unerschrockenheit litt, die jeden Zuschauer zum Mitleid bewegte.

Wie viel hier Stoff zur Ausschmückung und Verschönerung vorräthig wäre, sieht jeder leicht. Mit Vorbeylassung alles dessen frage ich bloß: Wo ist derjenige, der mir unwidersprechlich sagen kann, daß dieser arme Inquisit gut oder böse, mitleidig oder grausam gehandelt habe? Ob ein stärkerer Beweis gutgemeinter Liebe möglich gewesen sey? und ob nicht ein solcher Fehltritt, der vor menschlichem Richterstuhl allerdings des Todes werth war, vor jenem höhern Tribunal ein verzeihlicher, wo nicht gar verdienstlicher Irrthum gewesen seyn dürfte? — O ihr Kenner des menschlichen Herzens! ihr wollt zuweilen ein Fältchen desselben entwickeln; aber Million-Tausend entschlüpfen euch. — Und ihr Aufzeichner menschlicher Begebenheiten, was gilt es, bey eben erzählter Begebenheit stand in zwölf Zeitungsblättern: „Den und den Tag ward gerichtet N. N.! Er hatte liederlich sein ganzes Vermögen verschwendet, und dann seine Frau umgebracht." — Kein unwahres Wort, und doch jedes so falsch!

Unkeusche, Mörderinn, Mordbrennerinn, und doch bloß ein unglückliches Mädchen *).

Ein angesehener Kaufmann zu Nowgorod hatte nur eine einzige Tochter, und sparte um desto weniger bey ihrer Erziehung Mühe und Kosten. Beyde waren auch nicht vergebens angewandt. Das Mädchen hatte, als sie herangewachsen, alle Eigenschaften, die man jetzt von einem wohlgebildeten Frauenzimmer for-

*) Größten Theils wörtlich, und gewiß ohne Auslassung eines Umstandes aus einem Briefe gezogen, den ich vom 18ten April 1785 aus Liefland erhielt, und für den ich hier nochmahls dem freundschaftlichen, wiewohl mir unbekannten Hrn. Einsender danke. Ich machte sie zuerst in meiner damahligen Quartalschrift unter der von ihm selbst gegebenen Überschrift: Mörderinn, Unkeusche und Mordbrennerinn, doch aber nur ein gutes, Mitleid verdienendes Mädchen bekannt. In der deutschen Monathschrift, Junius 1790, erzählte später nachher Hr. Regierungsreferendar Schwarz unter dem Nahmen, Natalie, eine Begebenheit, die allerdings sehr viel Ähnlichkeit mit der obenstehenden hat, doch aber in verschiedenen Umständen abweicht.

dert; und besaß überdieß noch ein gutes, unverdorbenes Herz. Kein Wunder daher, daß dieses reizende Geschöpf bald ein Augenmerk vieler junger Männer ward; und daß manche Mütter bey ihrem Anblick mit sehnlichem Wunsch an die Lieblinge unter ihren Söhnen dachten.

Jetzt, als sie so eben kaum zur völligen Blüthe gekommen war, bewarben sich zwey Kaufleute um sie. Auch hier fand sich der so gewöhnliche Fall: daß der angenehmere Mann nicht reich, der Reichere nicht angenehm war; daß Dieser an den Vater, Jener ans Mädchen selbst sich verwendete; und daß Dieser älterliche Vertröstung, Jener aber Gegenliebe erhielt. Als der Vater, in der Person seines Begünstigten, der Tochter einen künftigen Gemahl vorstellte, sparte Diese weder Bitten, noch Gründe, noch Schmeicheleyen, um ihn zu bewegen: daß er seine Wahl gegen die ihrige umtausche; aber sie erreichte nur halb ihren Zweck. Er liebte seine hoffnungsvolle Tochter so innig, daß er ihr endlich mit Wort und Handschlag versprach, nie einen Mann ihr aufzudringen; aber er bestand dagegen auch ernstlich, und vielleicht gar mit einiger Schärfe darauf: daß sie ihrem Günstling nicht minder entsagen solle; und das Ende vom Liede war: daß wirklich Beyde abgewiesen wurden.

Das Mädchen hatte das Versprechen, ihren Liebhaber zu verabschieden, in wahrem Ernste gethan. Als sie aber nachher hörte, daß er, ihrer anscheinenden Härte ungeachtet, eben so standhaft auf seiner Neigung beharre, als jener väterliche Günstling sich bald zu trösten gewußt habe; da blieb freylich immer noch ein Funken der alten Zärtlichkeit zurück; und so standhaft

haft sie eine geraume Zeit hindurch seine wiederhohlten Bewerbungen abwies; so brachte er es doch durch Bestechung einer Aufwärterinn, und zwar einer, die nicht vom letzten Schlage*) war, endlich dahin, daß sie sich wieder etwas von ihm vorerzählen ließ; daß sie bald darauf abermahls seine Briefe, und zuletzt gar seine Besuche annahm.

Als sie einst so beysammen in Gesprächen der Liebe, und zwar wirklich unschuldigen Gesprächen saßen, trat die Alte bestürzt herein, und meldete die Ankunft des verreist gewesenen Vaters. In dieser Angst war kein anderer Rath, als den Geliebten schnell ins Bett zu verbergen, und ihn mit einer Menge Federkissen aufs beste zuzudecken. So empfing man den Vater. Dieser setzte sich gerade aufs Bett hin, blieb eine geraume Zeit darauf sitzen, und ging endlich, nach mancher langen Erzählung, die seine Tochter ihm gern geschenkt hätte, ohne etwas zu merken, hinweg. Das Mädchen eilte nun sogleich, ihren Liebhaber zu befreyen. Die Eilfertigkeit, mit welcher sie die Federbetten hinwegriß, kann man leicht sich vorstellen; aber kaum das Schrecken, mit welchem sie ihn todt, todt durch ihre Schuld fand. Denn der Vater hatte sich gerade auf den Kopf dieses Unglücklichen gesetzt. Mit einer Standhaftigkeit,

*) Man pflegt den Russinnen schon als Kind in der Wiege eine Aufwärterinn zu geben, die nachher durch ihr ganzes Leben bey ihnen bleibt, und mir viel Ähnlichkeit mit jenen Ammen der Alten zu haben scheint, die wir im Homer, Terenz, und Andern treffen, und die gewöhnlich ihrer Säugtöchter Freundinnen bis zur Mannbarkeit und selbst bis in ihr Alter blieben.

die wohl Heldenmuth genannt zu werden verdient, hatte dieser Letztere, selbst in den Todesängsten, sich nicht gerührt, und war erstickt. — Ein solcher Anblick war schrecklich, oder vielmehr tödtend beynahe für das arme Mädchen. Nichts ließ sie unversucht, ihren Geliebten ins L ben zurückzurufen; Alles umsonst. Und was nun mit dem Leichname anfangen? Sich jetzt der Härte eines V ters ausgesetzt, einer gerichtlichen Untersuchung bloß gestellt, vielleicht gar mit Kerker und Leibesstrafe belegt zu sehen! Wie fürchterlich war diese Aussicht. Der Rath der alten Kupplerinn fand daher endlich Beyfall. Der Bediente ihres Vaters, ein häßlicher Kerl von Leib und Seele, liebte den Trunk, und bedurfte Geld. Ihm wollte man eine ansehnliche Belohnung versprechen, wenn er den Leichnam nähme und in den nächsten Canal würfe. Liebe und Schmerz machten noch manche Einwendungen dagegen; aber Nothwendigkeit drang endlich durch.

Die Alte ging, den Kerl aufzusuchen; aber schrecklich war die Antwort, mit welcher sie wieder kam. Denn kaum hatte dieser Bösewicht vernommen, was er thun sollte, so übersah er auch schon die Verlegenheit ganz, in welcher die beyden Frauenspersonen sich befinden müßten; war zur Wegschaffung des Leichnams zwar erböthig; forderte aber zum Lohn dieses Dienstes: daß seine Gebietherinn seinen viehischen Lüsten sich überlassen sollte. Vergebens hatte die Aufwärterinn ihm Geld über Geld versprochen; vergebens sich selbst zur Befriedigung seiner Wollust angebothen; vergebens, auf sein Hohngelächter, eine jüngere Liebschaft zu verschaffen sich verbindlich gemacht. Er blieb bey seinem Begehren, und sie mußte die Nachricht überbringen.

Mit äußerstem Abscheu lehnte das Mädchen diesen Vorschlag ab. Der Bediente ward selbst gerufen; sie both ihm zum Geschenke Alles an, was sie von barem Gelde besaß. Sie both ihm sogar ihre Juwelen, die — da sie eine Russinn war, — auf hohen Werth sich beliefen. Sie erklärte sich mit der möglichsten Entschlossenheit, daß sie in sein voriges Verlangen nie willigen werde. Aber der verstockte Nichtswürdige beharrte auf seiner Bedingung; und drohte endlich, als das Weigern ihm zu lange währte, sogleich hinzugehen, und der Obrigkeit Alles, Alles anzuzeigen.

Jetzt, da der Jammer immer größer wurde, der Morgen nicht mehr fern war, jener Bösewicht sich wirklich bereits zum Weggehen anschickte; entfernte ihn die Alte noch auf einige Augenblicke, und fiel ihrer Pflegetochter weinend zu Füßen. Sie stellte ihr die Größe und Nähe der Gefahr, die Leichtigkeit sich zu retten, das Verschwiegenbleiben einer zweyfachen Schmach vor. Sie erinnerte sie an die Dankbarkeit, die sie ihr schuldig sey, an die Knute, die ihr als Unterhändlerinn unausbleiblich drohe, und an den Verlust des eignen Glücks und aller väterlichen Liebe. Kurz, sie brachte es endlich dahin, daß das arme Geschöpf nachgab, und zitternd, wie ein Opferthier, in einen Schritt willigte, statt dessen sie nachher lieber zweyfachen Tod erwählt hätte.

Der Leichnam ward nun fortgeschafft. Niemand errieth am andern Morgen, als er gefunden ward, sein wahres Schicksal. Aber jener Bediente, im Besitz zweyer so wichtiger Geheimnisse, konnte nun fortan so viel Geld bekommen, als er wollte, und ergab sich eben daher dem Trunke immer stärker. Als er nach

Verlauf von ein Paar Monathen schon oft mit Angabe gedroht, und, was er verlangte, auch wirklich ertrotzt hatte, saß er einst, wie gewöhnlich, in einer Kabakke oder Schenke, und zechte mit seinen Gefährten, bis er halb sinnlos wurde. In diesem Zustande fragten ihn die Kameraden, denen schon längst sein Überfluß an Gelde bedenklich geschienen hatte, um die Ursache seines vermehrten Wohlstandes; aller Besinnungskraft für die Zukunft jetzt verlustig, antwortete er ihnen mit einer Menge Großsprechereyen, und um ihnen sein Glück recht begreiflich zu machen, um ihre Zweifel zu widerlegen, schickte er alsbald einen von den Aufwärtern zu der Tochter seines Herrn, und ließ ihr entbiethen, sie solle sogleich kommen, und zwanzig Rubel ihm mitbringen.

Das arme Mädchen, unwissend, wie sie sich anders helfen könne, sendete ihm dieselben wirklich. Aber dieser Schändliche, unzufrieden, daß sie nicht selbst komme, schickte das Geld zurück, und verlangte: sie solle es ihm eigenhändig überbringen. In immer wachsender Verlegenheit glaubte die Unglückliche: Gewinn werde ihn besänftigen, und verdoppelte daher die Summe. Doch eben dadurch ward das Ungeheuer nur noch mehr aufgebracht, und er ließ ihr drohen, Alles, was er wisse, zu entdecken, wenn sie nicht sogleich sich einstelle. Umsonst sträubte sich die Bedauernswürdige gegen diesen schmählichen Gang. Jene alte Kupplerinn, die sich nun selbst seit geraumer Zeit schon mit dem Bedienten verstand, drang abermahls in sie, und sie ging.

Als sie in die Schenke kam, überhäufte sie der sinnlose Trunkenbold mit den härtesten Vorwürfen;

sie suchte sich auf die sanftmüthigste Art bey ihm zu entschuldigen; aber er hörte nicht darauf, nannte sie eine Hure, und schlug sie. Dieser Schimpf, in so vieler Personen Gegenwart, unter den Augen der niedrigsten Classe von Menschen ihr zugefügt, war allzu groß, und überstieg alles bereits Erduldete. Erst rollten ihr einige Thränen von der Wange herab; dann eilte sie schnell heraus; ein Licht stand ihr draußen im Wege; vom Schmerz ganz außer sich, ergriff sie dasselbe, und steckte, von niemanden bemerkt, die hölzerne Kabakke beym Eingang in Brand. Das Feuer fraß sogleich um sich; das trockene Gesparre loderte wie Schwefel auf; die Wache eilte zu spät herbey; alles Löschen war vergebens; die Schenke verbrannte; und — schrecklich genug! — alle in ihr befindliche Trunkenbolde, zwölf an der Zahl. Man hätte gewiß der eigenen Unvorsichtigkeit dieser Menschen die Schuld des ganzen Unglücks beygemessen; aber die Thäterinn trat sogleich zur Wache, überlieferte sich ihr, und bekannte, was sie gethan habe. Man verhaftete sie, untersuchte den ganzen Vorfall, und überschickte eine genaue Erzählung davon an die Monarchinn.

In Deutschland wäre für die Verbrecherinn Lebensfristung unmöglich gewesen. Aber Katharina sprach:

„Die Tochter des Kaufmanns, weil sie nach und nach, wider ihre Grundsätze, zu einer Handlung verleitet wurde, die sie endlich in ganz sinnloser Verzweiflung begangen habe, solle auf ein Jahr lang ins Kloster gehen, und dort ihre Sünden bereuen. Die alte Aufwärterinn hingegen, die Urheberinn aller dieser Verbrechen, solle

die Knute zum Tode erhalten; der Vater nur einen Verweis für seine Härte; denn das Schicksal seiner Tochter bestrafe ihn schon hinlänglich, wenn nicht überscharf."

Alles dieß ward vollzogen. Nach Verlauf jener Büßungszeit ließ das arme Mädchen, auf ihr eigenes Verlangen, sich einschleyern für immer.

Mord

wegen überdachter Treulosigkeit.

Haag in den Niederlanden, den —; 1775.

Freund, Freund! beynahe möchte ich glauben, daß mein alter mürrischer Hofmeister doch nicht ganz Unrecht hatte, wenn er mich oft mit so fürchterlichem Ernste vor der Liebe warnte. — Wozu sind wir nicht fähig, sobald sie uns leitet! Ihre dünnsten Faden werden Ketten; und was vor ihrem Richterstuhl dann gerecht und löblich ist, das bestrafen oft bürgerliche Gesetze und Gebräuche mit Schimpf, Verlust, ja wohl gar mit dem Tode. — Halten Sie Dieß nicht für Übertreibung. — Gestern erst sah ich hier einen jungen Mann auf das grausamste rädern, der in den Augen der Meisten für einen gräßlichen Mörder galt. Erschüttert von dem Geschrey seiner letzten Qual, eilt' ich weit, weit ins freye Feld, griff in meinen Busen, und fand, daß ich, an seiner Stelle, wahrscheinlich auch gethan hätte, was er that.

„Was hatte denn aber der Arme gethan?" so werden Sie fragen. — Nichts, als sich selbst gerächt; nichts, als sein Mädchen umgebracht. — „Wie?" ru-

fen Sie aus: „das rechnen Sie für nichts, oder wenigstens" — Still, Freund, hören Sie mich erst an!

Ein junger, zwar nicht sehr bemittelter, doch auch nicht ganz armer, hiesiger Kaufmann liebte die Tochter eines andern weit reichern Handelsherrn, und erhielt von ihr die freywillige und oft wiederhohlte Versicherung, daß sie ihn nicht minder liebe. Was er vermochte, wandte er an, um auch die Einwilligung ihrer Ältern zu erlangen. Seine Sitten waren die unbescholtensten, seine Kenntnisse bewährt, sein Betragen und sein Äußerliches angenehm; doch alles Dieß half ihm nichts, denn ihm gebrach, was so manchen Buben hebt: Keckheit und Geld.

So hartnäckig aber auch diese Grausamen auf ihrer Verweigerung beharrten, so gütig wußte das Mädchen selbst ihren Liebhaber wieder aufzurichten. — „Sie kenne," sagte sie oft zu ihm, „die Denkungsart „ihrer Ältern; sie wären allerdings schwer zu bewe„gen, aber nicht ganz unerbittlich. Die Fort„dauer seiner Bewerbung, die Kraft ihrer kindlichen „Bitten würde gewiß endlich noch siegen; und wäre „Alles umsonst; könnte nichts die Abgeneigten erwei„chen, nun dann — dann sey sie fest entschlossen, ihm „zu folgen, wohin es auch immer sey; zu folgen, wo „keine hartherzigen Anverwandten ihrem Glück und „ihrer Liebe im Wege stehen sollten."

Der junge Mann, ganz versunken in seiner Leidenschaft, glaubte blindlings, was sie sagte, und würde den für seinen Todfeind erklärt haben, der an der Wahrheit des geringsten dieser Worte gezweifelt hätte. Er fuhr fort, sein kleines Vermögen zu Bestechungen für die übrigen Verwandten, zu Geschenken für seine

Geliebte, die gern Geschenke nahm — und zu seinem eigenen Lebensunterhalte zu verwenden; schlug manches andere vortheilhafte Anerbiethen zu seiner Glücksverbesserung aus: vermied jedes Geschäft, das ihn von hier entfernen konnte, und sah sich endlich mit seiner Casse nach ein Paar Jahren da, wo man sich gewöhnlich zu sehen pflegt, wenn man viel ausgibt, ohne wieder verhältnißmäßig einzunehmen.

Da er ihr aus nichts auf der Welt ein Geheimniß machte, so wußte sie dieß Alles gar wohl; und ihre Geschicklichkeit, ihm günstige Hoffnung zu machen, blieb sich so lange vollkommen gleich, bis nun auch das letzte kleine Capital seines Vermögens aufgekündigt und im Schmelzen war.

„Lieber Junge," sprach sie dann einst, indem sie freundlich mit der einen Hand seine Wange streichelte, und mit der andern sich aus dem Auge eine Thräne wischte, die eigentlich gar nicht im Auge war, „ich „kann dir nicht länger verhehlen, was mich nun schon „um die Ruhe mancher Nacht gebracht hat. Alle Hoff„nung, meine Ältern dir geneigt zu machen, ist in „gegenwärtiger Lage deiner Glücksumstände verschwun„den. Sie und alle meine Verwandten sind Unmen„schen, die kein Verdienst, als das in Goldsäcken ken„nen. Um uns ehelich zu verbinden, und um zugleich — „was doch freylich auch zum menschlichen Leben und „Glück gehört — so viel Vermögen zu besitzen, als „nöthig ist, uns ohne Kummer zu nähren, seh' ich „nur einen Weg noch."

„Und der ist?"

„Daß du selbst durch Handel und Fleiß dir, „wenn auch nicht ein ansehnliches, wenigstens doch ein

„scheinbares Vermögen zu erwerben suchest; dann bin „ich und eine reiche Aussteuer dein."

„Liebes Mädchen! spottest du meiner? Ich und „Vermögen? — Du so lange warten, bis ich, — der „ich nun zum Bettler geworden! — mich wieder zum „reichen Mann hinauf geschwungen hätte? — Welch „ein Einfall!"

„Und doch sehe ich die Unmöglichkeit nicht, die „du darin findest. Der Ruf nennt dich einen Mann, „der seine Handlungsgeschäfte versteht. Wenn dein „Glück zeither und hier nicht blühte, wer spricht „dir die Hoffnung künftig und anderwärts ab? „— Mit zwanzig Thalern ging mein Großvater nach „Ostindien, mit sieben Tonnen Goldes kam er zurück. „Dort ist die Goldgrube der Europäer; selbst Einfäl„tige werden allda reich; und dir, den Erfahrung und „Liebe beseelen, sollte Dieß unmöglich seyn?"

Der Unglückliche schwieg ein Paar Secunden lang. Der schreckliche Gedanke: Wie, wenn sie, der du Alles vertrautest, dich verriethe? stieg in ihm empor; er unterdrückte rasch denselben, und wandte sich wieder liebevoll zu seinem Mädchen.

„Bester Engel, du sprichst von Ostindien, wie „die Verfertiger der Robinsone und der Avanturiers „davon zu sprechen pflegen; stellst dir unter jenem „Welttheil eine offene Schatzkammer vor, aus der ein „Jeder wegtragen kann, was ihm einzustecken gut „däucht. Und doch, doch ist diese Schatzkammer mei„stentheils das Zuchthaus, oder wohl gar das „Grab der Europäer. Bösewichter und Krankheiten „lauern dort überall den neuen Ankömmlingen auf, „und von Hunderten kommen kaum Zwanzig da-

„von, gedeiht oft kaum Einer. Aber setze auch, „dieses ferne Land wäre mild gegen mich; welch ein „Zeitraum wird dazu erfordert? Rechne so wenig als „du willst: zehn, zwanzig Jahre gehen gewiß fruchtlos „vorbey. Meine Wange wird inzwischen braun ge„brannt, meine Stirne runzelig, mein Körper durch „Scharbock, Fieber, und tausend andere Krankheiten „siech gemacht werden. — Endlich komme ich wieder, „und finde dich — in dem Arm eines Andern; viel„leicht als eine längst verblühte Mutter von Töchtern, „die dann das sind, was du jetzt bist."

„Du verkennst mich! Ich warte auf dich, und „wenn ich nie einen Mann als meinen Mann küs„sen sollte."

„Aber der Ungestüm deiner Ältern indeß? deine „fruchtlose Schwermuth; die Verleumdung deiner Mit„bürger; die — — —"

„Was ist mir dieß Alles, wenn ich es für dich leide?"

„Ha! nun habe ich dich, wo ich dich haben wollte! „Willst du dieß Alles meinetwegen auch ohne mich „leiden, o! so theile lieber gleich jetzt dein Geschick „mit mir! — Gib mir deine Hand, und ich fliege „dann an derselben, wohin du es haben willst, gegen „Mitternacht, Morgen oder Mittag! — Du wirst „blaß? du schweigst? — Theure, wie oft versprachst „du mir sonst ungebethen das zu thun! Halte mir „es nun auch, da ich dich darum bitte!"

Das Mädchen, durch diese letzte Rede überrascht, sah freylich sich in ihrer eigenen Schlinge gefangen; aber sie nahm zum gewöhnlichen Hülfsmittel falscher Seelen, zur Hartnäckigkeit, ihre Zuflucht. Seinen

Gründen setzte sie Thränen, seinen Bitten zehn Mahl widerlegte Einwürfe entgegen; und der arme junge Mann ging trostlos von ihr. — Er sah, beym einsamen Erwägen des ihm geschehenen Vorschlags, gar wohl die Tücken ein, die hier auf ihn lauerten; er war bereits fest entschlossen, sich nicht umsonst betrügen zu lassen; aber er wollte doch auch zuvor ganz überzeugt seyn, ehe er es glaube und sich räche.

Alles, was ihm noch von barem Gelde übrig geblieben war, mochte kaum hundert Thaler betragen; er nahm einen ansehnlichen Theil davon, und bestach die Vertraute seiner Geliebten. Das Kammermädchen widerstand lange, aber endlich ergab sie sich. — Von ihr erfuhr er ein heimliches Verständniß seiner Treulosen mit eines reichen Banquiers Sohne; von ihr erfuhr er, daß sie sich oft Briefe schrieben; von ihr erhielt er endlich das Versprechen, daß ihm nächstens eines dieser Sendschreiben in die Hände gespielt werden sollte.

Seine Wuth war ohne Grenzen; aber auch jetzt zwang er sich; sah sein sogenanntes Mädchen noch an dem nähmlichen Tage; versicherte der Niederträchtigen: daß er ihrem Vorschlage weiter nachgedacht, ihn thunlich befunden, ja sich bereits auf einem bald abgehenden Schiffe verdungen habe; ward deßfalls äußerst von ihr gelobt, und erhielt zwey Tage darauf durch die bestochene Aufwärterinn ein Billet, welches für seinen Nebenbuhler bestimmt, und folgenden Inhalts war:

„In drey Tagen, mein Bester, sind wir Beyde „ganz ohne Sorgen. — Jener gute Narr glaubt „Alles, was ich ihm vorgeschwatzt habe, und

„geht morgen zu Schiffe. Von Ostindien aus
„kommt dann sein Einspruch, er komme,
„wann er wolle, viel zu spät. — Glaubst du
„nun endlich, du getaufter Ungläubi-
„ger, daß ich dich mehr liebe, als ihn? Nur
„sprich fein bald mit meinen Ältern; ich weiß,
„sie sind dir gewogen, und erwarten bloß das
„Ehrenwort, um dir ihre Einwilligung zu
„geben."

„Dieß, dieß der Lohn, den ich um diese Schlange verdient habe?" rief der Arme, indem er das Billet durchlas; seine Augen hatten keine Thränen mehr, und sein Herz war gestählt. Er eilte hin zu ihr, sie emfing ihn mit der möglichsten Verstellung, und er meldete ihr, daß er Abschied zu nehmen komme. — „Nur noch einen Tag also!" rief sie, und schlang ihren Arm um ihn. Sie wartete nicht, bis er sie küssen würde; sie kam ihm so brünstig zuvor, daß der Unglückliche wirklich auf zwey Augenblicke vergaß, in wessen Armen er sich befände.

Aber bald ermannte er sich. — „Weg mit deinen Küssen! Kennst du diese Hand?" so rief er, indem er sich loswand, und den fatalen Brief ihr darboth; sie erkannte denselben, bebte, wollte reden, stammelte, schwieg — „Nun so nimm denn diesen Einspruch „hin, ehe ich noch fort nach Ostindien reise!" — Ein scharfes Messer durchstieß ihr rasch Brust und Herz. — „Ich habe es verdient!" stöhnte sie mühsam, sank und starb.

Der Jüngling eilte unbemerkt hinweg und zum Richter. — „Gestrenger Herr," (war seine Anrede) „wenn „ein Räuber mir mein ganzes Vermögen raubt; wenn

„ich ihn dabey finde und tödte; bin ich des Todes schul„dig?" — „Das wohl nicht; aber nach Befindung der „Umstände kann es Ihnen doch wohl noch Ungelegen„heit genug machen. Es sagen unsere Gesetze —" — „Nun so entscheidet nach ihnen und wisset: Eine Bübinn „raubte mir mein ganzes väterliches Vermögen, meine „Ruhe, mein Herz und Glück. Verspottet, betrogen, „ausgeplündert, dem gewissen Elende von ihr entge„gengesandt, habe ich mich gerächt. Hier ist das blu„tige Messer!"

Man kann leicht denken, wie der Richter erschrack; aber der Unglückliche ließ sich gelassen ins Gefängniß führen, und man sprach nachher auf zwey Universitäten einstimmig das Urtheil über ihn: daß er, seiner grausamen Mordthat halber, mit dem Rade von unten hinauf bestraft werden solle.

Freund, wenn Sie nicht errathen, warum ich gegen das Ende dieser Geschichte so eilte, meine Erzählung so zusammenengte so haben sie die Fühlbarkeit vergessen, die mir die Natur, weiß Gott, ob zum Segen oder zum Fluch, in der Stunde der Geburt verlieh. — Leben Sie wohl! Mit nassen Augen schreibt man ja doch gleich schwer und schlecht.

Todtschläger, durch Eifersucht und Zusammenhäufung unglücklicher Umstände getrieben.

Ein kurländischer Bauer, der lange Zeit für den ordentlichsten, besten Mann im ganzen Dorfe gegolten hatte, war der Gatte eines Weibes, die schon seit vielen Jahren unablässig kränkelte. Er ertrug den mannigfaltigen Schaden, den seine Wirthschaft dadurch erlitt, mit großer Geduld; unterließ keine Mühe, keinen Aufwand, wodurch ihre Gesundheit wieder hergestellt, ihr Leiden vermindert werden konnte; und so fruchtlos Alles blieb, brach er doch nie in Unwillen oder Beschwerden aus.

Nur in einem Puncte wäre er zwar gern Herr über sich gewesen, aber er vermochte es nicht. Das immerwährende Kränkeln machte sein Weib von Tag zu Tage unscheinbarer, machte sogar zur ehelichen Liebe sie fast immer unvermögend. Er hingegen war noch ein junger rascher Mann, dessen Blut sehr warm floß, und dessen Begierden oft sehr thätig sich regten. Daß bey solchen Umständen zuweilen der Wunsch in ihm emporstieg: auswärts zu ersetzen, was daheim ihm abging, das ist wohl kein Wunder; und noch minder

kann es für eines gelten, daß er bald einen Gegenstand nach seinem Behagen fand.

Eine entfernte Muhme seiner Frau ging oft in seinem Hause aus und ein. Ein junges, schlankes Mädchen, deren derbes, frisches Fleisch, deren rothe Wange und lüsterne Augen einem Manne von ihrem Stande allerdings nicht mißfallen konnten. Er sah sie so oft, unter so mancherley Umständen; sie nahm zuweilen seiner Wirthschaft sich an; sie sprach ihm oft Trost zu, wenn er bekümmert zu seyn schien. Alles dieß erhöhte ihren Reiz in seinen Augen; er glaubte, durch nähern Umgang mit ihr niemanden etwas zu entziehen, und sich doch für so manche trübe Stunden auch einen fröhlichen Augenblick wohl gönnen zu dürfen. Er brachte sein Wort an, und unterstützte es durch thätige Liebkosungen seiner Art. Die Dirne stellte diesem Begehren allerdings triftige Gründe entgegen; aber er widerlegte sie durch Vorspiegelung gewisser Ehe, so bald er, — was nicht mehr fern seyn könne — Witwer geworden seyn würde; und das Mädchen ergab sich. Doch eben dieses Liebesverständniß blieb nur kurze Zeit ohne Folgen und unentdeckt. Das Mädchen fühlte sich schwanger, und ihr Geständniß kam dem armen Mann noch viel zu früh und viel zu unerwartet. Eine schwache Hoffnung auf seiner Frau baldigen Tod tröstete ihn zwar immer noch etwas; aber eben diese Frau fing jetzt an, die Eifersüchtige zu spielen. Die freundlichen Blicke zwischen Gatten und Muhme entgingen ihrer Aufmerksamkeit nicht. Sie deutete diese sehr richtig auf Dinge, die entweder schon vorgegangen seyn dürften, oder bald vorgehen würden. Was sie selbst nicht mehr genießen konnte, mißgönnte sie wenigstens einer

ner

ner Dritten; und es kam dahin, daß sie endlich ihrer Nichte den Zutritt in ihr Haus ganz untersagte. Alles dieß verbitterte zwar schon das Leben des armen Mannes gewaltig; doch ein Umstand, der Anfangs nur eine Kleinigkeit zu seyn schien, vollendete das Maß seines Elends.

Die kurländischen Bauern sind verpflichtet, ihrem Gutsherrn alljährlich einen gewissen ausgesetzten Zins von Gespinnst zu liefern. So mäßige Anstrengung diese Art von Arbeit auch erfordert, so war sie doch noch überwiegend für die Kräfte des armen, fast immer bettlägerigen Weibes. Was ihr daher an dem gebührenden Maße abging, mußte ihr Mann auswärts spinnen lassen und bezahlen. Er that Dieß abermahls gern und treulich; nur fiel diese Lohnarbeit, ganz ohne sein Verschulden, etwas abstechend von der übrigen aus. Sein Edelmann, ein ziemlich strenger Herr, hatte deßfalls schon vor einem Jahre einen derben Verweis ihm ertheilt; hatte die Drohung einer harten Behandlung, wenn Dieses noch einmahl sich zutrüge, hinzugefügt. Jetzt, als er wieder das ausgesetzte Garn ihm überbrachte, und der Grundherr dieses (was doch falsch war) noch schlechter als vordem zu finden glaubte, setzte er die Drohung ins Werk, und behandelte seinen Unterthan mit harten Schlägen.

Eine solche Begegnung schmerzte die ohnedieß empfindliche Seele des armen Landmanns unendlich. Er ging, mit bitterm Murren über Junker, Unterthanspflicht und Schicksal, seiner Heimath zu. Doch ehe er noch dahin gelangte, kam ihm, mit Händeringen, mit rothgeweinten Augen, mit schluchzender Stimme seine Geliebte entgegen. — „Jetzt, sagte sie, wäre auf

Gottes weiter Erde keine unglücklichere Person als sie. Ihre Mutter merkte nur zu deutlich ihre Schwangerschaft. Bald werde Alles ruchtbar, bald für ihre Schmach keine andere Rettung möglich seyn, als sich in den nächsten Teich zu stürzen."

Der gute Mann that, was er nur vermochte, um auch diese Unglückliche, wenigstens in etwas, zu beruhigen. Verweisung auf seines Weibes täglich zunehmende Schwäche, Wiederhohlung seines Versprechens, Trostgründe der Religion, Schmeicheleyen der Liebe, Alles ward hervorgesucht, und das arme Mädchen fing wirklich an etwas gelassener zu werden, als sie von Weitem eben diejenige Person, auf deren Tod sie beyderseits hofften, kommen sahen. Sie trennten sich sogleich, und der Bauer ging seiner Frau entgegen.

Aber diese hatte bereits jenes Gespräch bemerkt, und selbst aus der geschwinden Trennung desselben neuen Verdacht unerlaubter Vertraulichkeiten geschöpft. Sie vergaß daher jetzt auf einige Augenblicke ihr Unpäßlichseyn und ihre Kraftlosigkeit, kam so schnell, als sie nur immer konnte, herbey; überhäufte ihren Gatten mit den bittersten Vorwürfen; belegte seine Geliebte mit den allerschimpflichsten Beynahmen; beschuldigte ihn eines offenbaren Ehebruchs, und schwur: „daß sie sogleich zu Pfarrer und Edelmann, um ihn zu verklagen, hingehen wolle."

Eine solche, gleichsam verabredete Zusammentreffung mannigfacher Unfälle, deren jeder einzeln schwer genug zu tragen war, überwog die Fassung unsers armen Bauers weit. Gemißhandelt ohne Schuld von seinem Edelmann, bedroht vom Ausbruch einer allgemeinen Schmach; seine Geliebte in Bereitschaft Hand

an sich selbst und an das Kind unter ihrem Herzen zu legen; seine Habe in Abnahme, seine Hauswirthschaft in Verwirrung — und auch eben diejenige Person, deren Krankheit von allen diesen Unfällen die erste, obschon unschuldige Ursache war, im Begriff, seine Schmach und sein Elend zu vollenden! — Wahrlich, der Bedaurungswürdige kannte beym Übermaß seines Unglücks nun sich selbst nicht mehr, und sein Gefühl brach endlich in den heftigsten bewußtlosesten Zorn aus. „Elende, rief er zu seinem Weibe, bin ich nicht erst durch dich um Alles, was mir lieb ist, gekommen? Und nun willst du noch selbst gegen mich den Teufel spielen, und mich bey Gott und Menschen verklagen? Er hob den Stock, den er so eben in der Hand hatte, hier über dem Haupte seiner Frau auf, und von einem gräßlichen Schlage getroffen, sank die Arme augenblicklich todt zur Erde. Wahrscheinlich hatte sich der Arme selbst nicht klar gedacht, was er verübe. Aber die That war geschehen. Nun konnte keine Reue die Getödtete wieder retten; ihn eben so wenig. Gerechtigkeit der Gesetze verfuhr bald nachher gegen ihn, wie sie — mußte.

Ein Räuber, weil die menschliche Gesellschaft ohne Schuld ihn ausstieß *).

Eine Räuberbande von zwölf Mann hatte seit geraumer Zeit die Gegend um *** beunruhigt. Man überfiel sie endlich in einem kleinen Städtchen; die Räuber griffen, als sie sich entdeckt sahen, verzweiflungsvoll zu den Waffen, und verwundeten sowohl einige von der Amtsfolge, als auch von den ihr zugegebenen Soldaten. Ein einziger, Johann mit seinem Vornahmen, ergab sich sogleich, und both mit Schluchzen seine Hände den Banden dar, indeß die Andern sich noch beynahe eine Stunde lang wehrten.

*) Gegenwärtiger Aufsatz, mir (1779) aus der Pfalz zugesendet, ist nur in einigen Kleinigkeiten, den Styl und die Ordnung der Ideen betreffend, von mir abgeändert worden. Gewünscht hätte ich freylich, daß dem Hrn. Einsender gefällig gewesen wäre, die vielen N. N. und Lücken mit wirklichen Nahmen auszufüllen. Allzu ängstliche Vermeidung derselben bringt so leicht in den Verdacht der Erdichtung; und ich begreife nicht, warum man in Fällen, wie gegenwärtiger ist, einer ängstlichen Verschwiegenheit

Auch im Kerker betrug er sich mit außerordentlicher Gelassenheit. Wann die andern fluchten, flehte er um Gnade zu Gott, und ermahnte sie zu gleichem Gebethe; oft weinte er so bitterlich über sein Vergehen, daß selbst die Amtsknechte, — so fremd diesen Leuten sonst das Mitleid zu seyn pflegt — ihm Trost zusprachen.

Durch ihn allein erhielt man eine umständliche Nachricht von den Unternehmungen dieser Diebesbande, und auch von seiner eigenen Geschichte that er folgendes aufrichtiges Geständniß.

Er war auf einer Hofmarch des Grafen von T— in Baiern geboren, auf welcher sein Vater, ein ehrlicher Greis, schon über vierzig Jahre als Abdecker gedient hatte, und wegen seiner Redlichkeit und Kenntniß bey Viehkrankheiten in der ganzen Gegend bekannt

---

bedarf. Ich selbst zwar hätte im Verfolg, da ich vor wenigen Jahren erst, durch einen sonderbaren Zufall, der Geschichte sehr nahe auf die Spur kam, diese Ausfüllung auf mich nehmen können. Aber ich wollte gern Alles, was einer Anmaßung auch nur ähnlich ist, vermeiden; zumahl da es doch möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich war, daß meinem unbekannten Freund diese Ergänzung einige Privat-Unannehmlichkeiten gemacht hätte. — Daß übrigens manche feine Nase sich mit gewaltigem Eckel rümpfen dürfte, wenn sie das Wort Abdecker liest, zweifle ich keineswegs. Für mich war dasselbe nicht der geringste Anstoß. Denn auch der Abdecker ist ein Mensch wie wir; und oft ein moralisch besserer, mithin im Weltall edlerer Mensch, als derjenige, dessen Nase sich so stark und so gern beym Unterschied der Stände rümpft.

war. Nie riß in den Orten seiner Pflege eine Viehseuche ein, so verderblich sie oft in der Nachbarschaft wüthete; und er war deßhalb bey seiner Herrschaft, Trotz seiner sonst verachteten Handthierung, sehr beliebt.

Aber in seinem sechs und sechzigsten Jahre traf ihn das Unglück, daß ein Jagdpudel, den ihm der junge Graf, der seit Kurzem erst sein Herr geworden war, in die Kost gegeben hatte, unvermuthet verreckte. Zwar geschah Dieß ganz ohne seine Schuld; doch man glaubte seinen Worten nicht; dieser Hund war einmahl der hochgräfliche Liebling; und der arme entkräftete Greis verlor sein Brot und seine Stelle.

Ohne Dienst, ohne Aussicht, ohne Kräfte, sich Unterhalt zu erwerben, zog der unglückliche alte Mann mit seinem Sohne Johann, einem damahls achtjährigen Knaben, im Ländchen herum; einige Bauern, menschlicher als ihr Graf, gaben ihm kärgliche Brosamen, bis er erkrankte, und vor Kummer und Elend starb.

Johann war jetzt neun Jahre alt; und ein Vetter seines Vaters, von gleicher Handthierung, nahm ihn zu sich; doch dieser Mann war ein versteckter Bösewicht, der sich des armen Knaben bald zu einigen kleinen Viehdiebstählen so zu bedienen wußte, daß Johann selbst nicht argwohnte, wozu er gebraucht würde. Aber endlich ward ihm die Sache doch verdächtig, und als einst in seiner Gegenwart ein förmlicher Raub verabredet, er selbst auch zum Einsteigen und zur Eröffnung der Fenster dabey bestimmt wurde, stand auf einmahl der Geist seines Vaters ihm vor Augen; er glaubte, seine Ermahnungen alle von Neuem zu hö-

ren, wagte es nicht, ihnen untreu zu werden, und entfloh noch den nähmlichen Abend, als der Diebstahl ins Werk gesetzt werden sollte.

Sein Weg ging zur nächsten Stadt, und nachdem er einige Tage herumgebettelt hatte, nahm ihn ein Schlosser auf sein inständiges Bitten zum Lehrburschen an. Er arbeitete hier ein ganzes Jahr; war, nach des Schlossers eigenem Zeugnisse, willig, gehorsam, eingezogen, gelehrig und gottesfürchtig; und würde ganz gewiß ein geschickter Künstler geworden seyn, hätte man nicht plötzlich entdeckt, daß er eines Abdeckers Sohn sey. Er selbst, unbekannt mit dem Vorurtheile, das ihm die Ehrlichkeit absprach, läugnete Dieß bey der ersten Befragung keineswegs, und ward mit Schimpf und Härte aus der Zunft verstoßen.

Voll Scham, Verwirrung und Jammer, kam er auf ein benachbartes Dorf, und fand, da es eben Erntezeit war, bey einem Bauer Dienste, so wenig er auch sonst mit der Landarbeit bekannt seyn mochte. Er behielt diese bis zu Ende der Ernte, und ward, da man ihn jetzt auch hier als einen unnöthig gewordenen Kostgänger abdankte, mit einem andern Bauerjungen bekannt, der ein Wildschütze war, und von dem der arme, dienst- und brotlose Johann zu gleichem Gewerbe angeführt, oder wenn man lieber will, verführt ward. Auch Dieß dauerte noch nicht ganz ein Jahr; er ward ertappt, eingezogen, und auf eigenes Bitten zum Soldatenstande verurtheilt. Doch da er den Winter hindurch, in welchem er dem Wildschießen nachgegangen, sich beyde Füße so sehr erfroren hatte, daß einer davon aufbrach, so ward er auch hier nicht

angenommen, empfing vielmehr zwanzig Karbatschenstreiche, und ward fortgejagt.

Dieses, wie er weinend gestand, benahm ihm die letzte Hoffnung, sich als ein redlicher Mensch zu nähren. Von Neuem beschimpft, bestraft, ohne Unterhalt, und ohne Vermögen, ihn zu erwerben, eilte er wieder zu seinem Vetter, von dem er ehemahls entflohen war, und fand ihn in noch bessern Umständen, als er ihn verlassen hatte.

Aufgebracht gegen das Menschengeschlecht, das ihn überall ausgestoßen, ja noch obendrein, beynahe ganz ohne Schuld, bestraft hatte, — aufgemuntert durch den Wohlstand, in dem er seinen Vetter antraf, folgte er dessen Anweisung; und da er einmahl zum ersten Raube sich verleiten lassen, ging er auch nachher allzeit treulich mit, ohne jedoch etwas weiter dabey zu denken, als: du hast ja doch schon mit dem ersten Gange den Tod verdient. Gleichwohl konnte er bey den sechs Raubereyen, deren er sich schuldig gemacht hatte, nach den Aussagen seiner eigenen Kameraden, nie zur Hauptsache, und am allerwenigsten zur Bindung der Überfallenen gebraucht werden. Sein weiches Herz machte vielmehr, daß er oft bey den Andern für sie bath, und verschiedenen Hartgeknebelten, beym Abzug des Räubergesindels, die Bande heimlich wieder löste; so daß sie selbst einmahl beynahe Alle darüber wären eingehohlt worden, und nur mit größter Mühe sich flüchten konnten. Das Einzige, wozu seine Kameraden ihn nutzen konnten, war — Eröffnung der Schlösser und Thüren; eine Kenntniß, die er seinem ehemahligen Schlosserhandwerke noch zu danken hatte, und ohne welche er, ver-

möge seiner Gutherzigkeit, selbst zum Spitzbuben verdorben gewesen wäre.

Vielleicht dünkt Manchem diese Geschichte unbedeutend, aber dann würde er nur einen Beweis seiner Flüchtigkeit im Lesen geben. Vorausgesetzt, was ich schon vorhin in der Note sagte, und was doch wohl so gewiß, als irgend eine Wahrheit in der Bibel seyn dürfte: daß der Mensch in jedem Stande doch noch Mensch und unsers Gleichen ist, und daß, nach dem Rechte der Natur betrachtet, der zerlumpteste Bettlerbube zum stiftsmäßigsten Edelmanne: Bruder! sagen kann; Dieß, sage ich, vorausgesetzt, wer mag sich des Unwillens enthalten, wenn man sieht, daß der Tod eines gräflichen Pudels einen ehrlichen verdienten Greis zum Bettler herabsetzte, und seinen abgelebten Körper dem Hunger, der Blöße und dem äußersten Elende preisgibt? Wer liebt den Knaben nicht, der, so sehr er noch Knabe ist, doch, den Lehren seines Vaters treu, eher Alles wagen, als ein Räuber werden will? Wer zürnt nicht auf ein barbarisches Vorurtheil, das vergebens von der Vernunft widerlegt, vergebens durch weltliche Gesetze verbothen, sich gleichwohl immer noch fest im Besitz erhält; dem Staate schon manchen braven Mann entzogen haben mag, und hier einen Jüngling, der so gern ein nützliches bürgerliches Mitglied geworden wäre, zwang, durch Laster sein Leben zu fristen? Und wer entschuldigt endlich selbst den Fehlenden nicht, der mitten in seinen Fehlern Erbarmung mit denen trägt, die er beraubt und berauben muß, weil diese Grausamen ihn ja sonst nicht leben lassen wollen?

Setzt diesen Unglücklichen unter andere Umstände! gebt ihm Ältern, durch Geburt, Glück und Vermögen wirksam im Kreis öffentlicher Geschäfte; und dann hätten vielleicht Mitmenschen und Nachkommenschaft ihn in die dauernde Nahmenliste der erhabensten, durch Grundsätze edeln Menschenfreunde eingetragen! Denn leider bleibt nur allzu wahr, was Pope sagt: „Nicht Jeder, der eine Wohlthat erzeigt, ist deßhalb auch wohlthätig. Vielleicht hatte er eine glückliche Stunde; vielleicht blies eben der Wind aus Osten."

Französischer Justizmord.

Von der ehemahligen französischen Kriminal-Justiz, ihren mannigfaltigen Gebrechen, und vorzüglich ihrer allzu großen, allzu raschen, allzu buchstäblichen Strenge ist schon so manches geschrieben, so manches Beyspiel gesammelt worden, daß man leicht mit dieser letztern Arbeit ganze Alphabete füllen könnte. Umsonst verhallte in diesem Puncte Voltaire's sonst so allgeachtete Stimme. Seine Beredsamkeit konnte höchstens nur ein Paar einzelne Unglückliche retten; und noch gewöhnlicher ihrem Leichnam nur zu einem ehrlichen Begräbniß verhelfen. Im Ganzen blieb Alles beym Alten! — Folgende Anecdote, die für einen Ballade und theatralische Bearbeitung vielleicht kein undankbarer Stoff gewesen wäre, ist, so viel ich weiß, noch nirgends gedruckt, und ungezweifelt wahr; denn ich verdanke sie der Erzählung eines Augenzeugen, der den Unglücklichen selbst zum Tode führen sah *).

*) Des nun schon seit sieben Jahren gestorbenen Oberlandbaumeister Krubsacius in Dresden.

Im Jahre 1755 lebten unter den sieben bis acht Mahl hundert tausend Menschen, die Paris bewohnen, auch ein junger Schlossergeselle und sein Mädchen. Er, ein fleißiger, braver, geschickter, und, nach Landessitte, recht herzlich in seine Schöne verliebter Bursche; sie, eine feine ehrliche Dirne, die sich durch Nätherey recht artig ihren Unterhalt erwarb; die, Trotz dieses oft zweydeutigen Gewerbes, und Trotz ihrer Unabhängigkeit als älternlose Waise, doch völlig bey unbescholtenem Rufe blieb, von allen ihren Bekannten geschätzt wurde, und ihren Joseph (so hieß jener Bursche) von ganzer Seele lieb hatte. Beyde glaubten bereits dem Zeitpunct ihrer Verbindung nahe zu seyn; sahen sich alle Tage, und hatten sich schon ziemlich zu ihrer Wirthschaft vorbereitet.

Eines Morgens ward der junge Mann in ein Haus, dicht an der Wohnung seines Mädchens, gerufen, um ein zugeworfenes Schloß wieder aufzusprengen. Er that Dieses, und wollte wieder heim gehen; als ihm sehr natürlich der Gedanke beyfiel, hurtig ein Paar Augenblicke zu seiner so nahen Geliebten hinaufzuschlüpfen, und sich: wie sie geruht habe? zu erkundigen. Gedacht, gethan! Sie wohnte im fünften Stockwerk; ihr Vorhaus pflegte verschlossen zu seyn. Der junge Schlosser klingelte daher auch jetzt, aber erklingelte lange vergebens. Ein so früher Ausgang schien ihm verdächtig, und es erwachte bald die eifersüchtige Besorgniß: Wie? wenn sie sich vielleicht mit Fleiß verschlossen, dich gesehen, wohl gar irgend etwas Unrechtmäßiges dir zu verbergen hätte?" — Ein solcher Argwohn im Kopf eines Alt- oder Neufranken ist immer ein schlimmer Gast. Auch Josephs Verdacht

ward mit jedem neuen Klingelzug stärker. Er legte sein Ohr dicht an ein Paar Spalten der Thür, und glaubte, nach der gewöhnlichen Art der Selbstquäler, wirklich darin ein Flüstern und Rascheln zu vernehmen. Natürlich, daß durch alles Dieses seine Unruhe trefflich wuchs; er sann bereits hin und her auf Rache; und endlich fiel es ihm ein, daß er ja so eben durch ein günstig scheinendes Ungefähr sein Handwerkszeug bey sich habe.

„Wie, dachte er, wenn ich mich nun dessen zur Eröffnung dieser Thür bediente? Ist meine Braut treulos, so verdient sie Beschämung, und unser Handel ist geendigt. Ist sie unschuldig, so bitte ich um Verzeihung, und sie vergibt meiner Eifersucht, um meiner Liebe willen. — Aber wie? wenn sie noch schliefe? Müßte doch wahrlich ein Todtenschlaf seyn! Und zudem wäre ja dem Bräutigam auch wohl solch eine Überraschung vergönnt."

Noch während dieses ungesprochenen Monologs bediente der Eifersüchtige sich bereits seines Handwerkzeugs; eröffnete ziemlich leise die Thür, fand das Zimmer offen und huschte hinein. Jetzt erkannte er seinen Verdacht ungegründet; und fand, daß sein Mädchen wirklich schon ausgegangen sey. Er wollte sich daher sogleich wieder entfernen, als ihm auf ihrem Arbeitstische ein kleines niedliches verschlossenes Kästchen in die Augen fiel. — „Was ist das? setzte er seine Gedankenreihe fort: Noch nie sahe ich dieses Kästchen bey ihr. Es ist so leicht; höchstens können einige Papiere darin verwahrt seyn. Ich will einen Scherz machen; will es mitnehmen. Wenn sie es vermißt, auf wen wird sie wohl rathen? Sicher wird sie zu mir

kommen — wird mir es klagen. Ich lasse sie dann ein wenig in der Angst zappeln; zeige es ihr endlich; mache den Argwöhnischen; vermuthe Liebesbriefchen darin und so weiter; kurz, ich will es mitnehmen."

Auch diesen Einfall vollführte er; machte ganz geschickt die Saalthür wieder zu, und entfernte sich, von Niemanden im ganzen Hause, wie er glaubte, bemerkt. — Kurz darauf kam die Nätherinn heim; an der Saalthür spürte sie nichts; aber beym ersten Eintritt ins Zimmer vermißte sie sogleich ihr Kästchen; denn gerade dessentwegen kam sie wieder nach Hause; es waren Spitzen von einigen hundert Livres am Werthe darin; sie hatte solche vorher schon zu der Herrschaft, der sie gehörten, und von welcher sie dieselben zum Ausbessern erhalten, nach Hause tragen wollen, aber unglücklicherweise über andern Dingen sie vergessen. Jetzt, als sie verschwunden waren, erhob sie ein lautes Geschrey. Im ganzen Hause lief sie herum, erzählte Jedermann, daß sie bestohlen worden sey; fragte, ob man keine Spur von den Dieben ihr geben könne? und überließ sich bey einem Verlust, der ihr so unersetzlich schien, der äußersten Verzweiflung.

Der Wirth, als er von ihrem Unfall erfuhr, schickte aus Mitleid sowohl gegen das arme Mädchen, als aus Sorge für den guten Ruf seines Hauses, sogleich nach einem Polizeycommissär; es ward die strengste Untersuchung in allen Stockwerken angestellt; aber man fand natürlicher Weise das Kästchen nirgends. Bey den sämmtlichen Hausgenossen ward nun nachgeforscht: Ob sie nicht irgend Jemand kommen oder weggehen gesehen hätten? Aber auch hier wollte sich eben so we-

nig irgend eine Spur finden; und die Gerichtspersonen waren schon im Begriff sich zu entfernen; als eine Strumpfstrickerinn, die diesem Hause gegenüber ihren Laden hatte, durch das Getümmel herbeygelockt ward, und von dem Vorfall hörte.

„Je nun — fing sie ganz in ihrer Unschuld an — Jemanden hätte ich doch wohl unterdeß ins Haus hinein und wieder herausgehen sehen; Jemand, der allerdings oben gewesen seyn muß, aber unmöglich der Dieb seyn wird." — Man fragte sie: Wer das gewesen sey? — „Der Jungfrau ihr Bräutigam; er blieb ein geraumes Weilchen darin!" — Bey diesen Worten erblaßte das arme Mädchen, und versicherte: daß der gewiß nichts ihr weggenommen habe. Aber der Polizeybeamte behauptete sogleich: daß auch bey ihm Nachsuchung geschehen müßte. Man ging hin; er war abermahls ausgegangen; doch man durchstöberte seinen Verschlag, und siehe da, das vermißte Kästchen, nur ganz leicht in seiner Wäsche versteckt, fiel bald in die Hände der Suchenden.

Sogleich folgte die Wache an den Ort ihm nach, wo er hingegangen war. Der arme Jüngling staunte nicht wenig, als er sich verhaftet sah; doch er schien wieder guten Muths zu werden, als er hörte: warum Dieß geschehe? Er erzählte sogleich Alles, was wir kurz vorher auch erzählt haben; gestand, daß er die Saalthür aufgemacht, das Kästchen mitgenommen, und einen Spaß mit seinem Mädchen haben wollen; aber er erschrack schon ein wenig, als man ihn versicherte: daß vor Gericht ein solcher Spaß nicht gälte; sondern daß auf die Aufsprengung einer Thür in des Inwohners Abwesenheit, und auf die Entwendung einer schon

weit geringfügigern Sache, nichts geringers, als der Strang, stehe. — Er entschuldigte sich zwar, daß dieß Alles, seiner Absicht halber, für keinen Diebstahl gelten könne; er erboth sich zu dem feyerlichsten Eide: daß er jetzt erst erfahre, was in diesem Kästchen, dessen Schloß er nicht einmahl angerührt habe, enthalten sey. Aber man erwiederte: daß Dieses eine leichte Ausrede jedes Spitzbuben seyn würde, und ein falscher Eid bey einem solchen Fall gar leicht sich schwören lasse. Kurz, der peinliche Prozeß nahm in aller Förmlichkeit seinen Anfang.

Jetzt entfiel dem Ärmsten das Herz. Umsonst gab ihm sein bisheriger Meister, umsonst jeder seiner Bekannten das Zeugniß des unsträflichsten Lebens. Umsonst warf sich sein verzweiflungsvolles Mädchen zu den Füßen seiner Richter; umsonst schienen selbst diese, so wie ganz Paris, von seiner Unschuld überzeugt zu seyn. Der tödtende Buchstabe des Gesetzes ging aller andern Rücksicht vor, und wenige Tage darauf beschloß der Unglückliche am Galgen sein Leben.

Mörder, nach Übereinstimmung aller Umstände und seiner eigenen Überzeugung, und dennoch unschuldig.

Daß Zeugen und Richter durch den Anschein verführt werden können, einen Unschuldigen für schuldig zu erkennen; dieser Fall mag leider nur allzu oft sich zutragen. Aber wenn nun sogar der Angeklagte selbst einen solchen Urtheilsspruch im Innersten seiner Seele für gerecht erklärt; wenn er sich mit vollster Überzeugung für den Thäter einer That bekennt, die er — nicht beging; wenn er, ganz ohne Folter und Zwang, bereit ist, durch Aufopferung seines eigenen Lebens eine Blutschuld auszusöhnen, die — nicht auf seiner Seele lastet? Was soll man dann erst von der Ungewißheit menschlicher Gerichtsbarkeit denken?

In den meisten holländischen Festungen hatte man sonst (und vielleicht auch noch jetzt!) die Gewohnheit, der Besatzung alljährlich, wenn sie ihre sogenannten großen Exercitien gemacht hatte, einige Freyabende einzuräumen, an welchen sie, nach eigenem Belieben, durch Singen, Spielen, Zechen und Tanzen sich belustigen, und von vollbrachter Arbeit aus-

ruhen durfte. — Die Absicht dieser Einrichtung war recht gut, aber der Erfolg war es doch nicht immer. Das lebhafte Blut dieser Krieger verwandelte nicht selten jene Stunde einer allgemeinen Freude in Auftritte, die für manchen Einzelnen sehr ernstlich wurden. Vorzüglich war dieses schon einige Mahl der Fall in Herzogenbusch gewesen, wo eine sehr gemischte Besatzung lag, und wo das eine Regiment fast ganz aus Wallonen bestand, die sich noch nie — weder im Krieg noch Frieden! — durch eine genaue Mannszucht empfahlen. Fast nie verging dort ein solcher Abend ohne Händel. Fast nie waren des andern Morgens alle Stirnen so ganz, alle Körper so unverwundet, als sie es ungefähr sechzehn oder siebzehn Stunden früher gewesen waren.

Einst (es mag nun an die vier und zwanzig Jahre seyn!) als man wieder an gedachtem Orte eine solche Tragi-Komödie begangen hatte, fand man gegen Morgen, mitten auf der Straße, unweit einem der besuchtesten Weinhäuser, einen Grenadier entseelt, und ganz in seinem Blute schwimmend liegen. Eine tiefe, tödtliche Halswunde hatte ihn dahingestreckt; und um diesen Anblick noch gräßlicher zu machen, lag einer seiner Kameraden, mit welchem der Getödtete schon eine geraume Zeit in Unfrieden gelebte hatte, die Quere auf ihm; gab sich durch seine wüthende Miene, durch seinen gezogenen blutigen Säbel, und durch den Ort, wo man ihn fand, augenscheinlich als den Mörder an; schlief aber auch zugleich, des Weines übervoll, auf diesem Leichname, dem Schlachtopfer seiner Wuth, eben so sanft, als ob er auf dem weichsten Sofa ruhte. Man hob sie Beyde auf; versuchte

fruchtlos, ob bey dem Erstern noch eine Hülfe möglich sey; und brachte den Zweyten, der jetzt ebenfalls einem Todten mehr, als einem Lebenden glich, ins Gefängniß; wo er nach einigen Stunden sein Bewußtseyn wieder erhielt, und beym Erwachen nicht wenig staunte, sich hier zu befinden.

Noch mehr erschrack er, als er vernahm, wo man ihn angetroffen, und was er angestellt habe. Er wagte es nicht, auch nur mit einer einzigen Sylbe, die That selbst abzuläugnen. Er versuchte es eben so wenig, ihr den Schein einer Nothwehr, oder eines ungefähren Zufalls zu geben. Sein wiederhohltes, reumüthiges Geständniß lautete vielmehr ungefähr also: „Er erinnere sich leider nur allzu wohl, daß er im Taumel des gestrigen Rausches mit seinem Kameraden sich abermahls, wie schon oft geschehen, heftig überworfen habe. Er erinnere sich nicht minder, daß dieser, ebenfalls berauscht, vor ihm aufgestanden, und mit Schimpfen und Schmähen weggegangen sey. Hierdurch noch mehr ergrimmt, sey er aufgesprungen; habe ihn in vollster Wuth, mit gezogenem Säbel, und mit dem festen Entschluß des Mordes verfolgt. Nun müsse er zwar gestehen: so wie er vor die Hausthür gekommen, habe ihn auch die äußere kalte Luft so rasch angefallen, daß er von diesem Augenblick an keine Sylbe mehr von sich und seinem Zustande wisse. Doch, was er gethan, wozu Zank und Trunk ihn verleitet hätten, das sähe er jetzt nur allzu deutlich; bitte auch um nichts, als um eine etwas gnädigere Strafe, weil sein Rausch doch einen großen Theil seines strafbaren Vorsatzes wegnähme."

Mit dieser Aussage stimmte auch die Erklärung des Wirths und einiger anderer Gäste überein. Alle hatten den Zank mit angehört. Fast Alle versicherten, daß der Inquisit selbst ihn angefangen habe. Daß der Ermordete sich diesen oder einen vorigen Abend mit sonst Jemanden überworfen hätte, wußte man nicht. Den Mörder hatte man mit gezogenem Säbel dem Weggehenden nacheilen gesehen. Weiter war sich freylich nicht um ihn bekümmert worden. — Alles, was die Richter daher auf eine solche Aussage thun zu können glaubten, war: daß sie die Todesstrafe des Rades in Erschießung verwandelten. Der Inquisit selbst dankte ihnen für diese Milde, und bereitete sich zu seinem Ende, so gut er konnte. Am anberaumten Tage ward er hinausgeführt, und in den Kreis gebracht. Dort las man ihm nochmahls sein Urtheil vor; der Priester segnete ihn ein; er kniete bereits nieder; die Augen wurden ihm, nach gewöhnlicher Art, verbunden; sechs Mann, die auf ihn feuern sollten, standen schon zum Anschlagen bereit; und der Officier, der das tödtliche Zeichen geben mußte, griff nun so eben nach dem weissen, dazu bestimmten Tuche; als ein Soldat, der im ersten Gliede jener sechs Beorderten stand, plötzlich sein Gewehr wegwarf; seinem Nachbar zur Rechten und zur Linken gleichfalls ihre Flinten aus den Händen schlug, und laut rief: „Nein länger halt ich es nicht aus! Ich, ich selbst bin der Mörder! Dieser hier ist unschuldig!"

Ein allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der Zuschauer. Wie eine solche Selbstanklage gegründet seyn könne, begriff niemand; und am allerwenigsten der Verurtheilte. Es war ja Alles schon eingestanden!

Alles so klar und deutlich! da indeß jener Grenadier auf seiner Rede bestand; da er versicherte: daß bey einem ordentlichen Verhör sich Alles aufklären würde; da sich bey ihm selbst auch nicht die geringste Spur eines Wahnsinns fand; so schob man sehr natürlich die Vollstreckung des Todesurtheils auf; führte beyde Soldaten in den Verhaft zurück; und, siehe da, zur unbeschreiblichsten Verwunderung aller leistete die Aussage des Letztern nur allzu treulich, was er versprochen hatte!

„Er sey, gestand er, nicht nur Mörder, nüchterner Mörder, sondern sogar ein Bösewicht, der nach dem kältesten, überdachtesten Plane gehandelt habe. Schon seit zwölf Jahren sey er im Geheim des Erschlagenen (der ihn einst bey einem Liebeshandel ausgestochen) Todfeind gewesen; habe ihm oft genug im Herzen den gewissen Untergang geschworen; nur über die Mittel hierzu hätte er mit sich selbst nicht einig werden können. Ihn vorwärts, im offnen Streit anzugreifen, dazu habe er sich zu schwach und, frey gestanden, auch zu verzagt gefühlt. An anderer Gelegenheit, ihm unbemerkt beyzukommen, habe es ihm stets gemangelt. Endlich sey ihm eingefallen: ob er nicht vielleicht seinen Feind bey der letzten Schmauserey zum Zank mit einem Dritten reizen, und dann den Verdacht des Mordes auf einen Unschuldigen wälzen könne. Aufs vollkommenste sey ihm Dieß gelungen. Denn durch ihn heimlich angereizt hätten Inquisit und jener Ermordete zusammen einen Wortwechsel angefangen, der bald bis zur höchsten Erbitterung fortgeschritten wäre. Wie der Zank im vollsten Gange gewesen, habe er sich fortgeschlichen, und draußen in einem Winkel der Straße

aufgepaßt. Bald darauf sey sein Feind bey ihm vorbey gewankt; von Niemanden bemerkt, sey er ihm nachgeschlichen; habe den tödtlichen Streich gegen ihn geführt, und zwar so gut getroffen, daß jener Unglückliche sogleich, entseelt, ohne Schrey und Laut hingesunken sey. Gleich nachher wäre auch der Zweyte sinnlos getaumelt hergekommen; über den Leichnam gestrauchelt, und — das Rückständige weiß man schon. Alles habe er nachher seinen ordentlichen Lauf nehmen lassen. Auf ihn sey auch nicht der entfernteste Verdacht gekommen. Doch da er jetzt, durch ein Ungefähr, ausersehen worden, auf eben denjenigen zu feuern, den er einzig und allein ins Unglück gestürzt, da habe ihn die geduldige Ergebung dieses Armen, der sich selbst für schuldig gehalten, unbeschreiblich stark ergriffen. Sein Gewissen sey erwacht, und er begehre nun seine verdiente Strafe." Die er wirklich einige Tage darauf durch das Rad erhielt!

Vatermörder, ohne es zu wollen.

Berühmt, oder unvergeßlich vielmehr, ist in Frankreichs schöner Literatur der Nahme von Prevot d'Exiles, des Verfassers von Cleveland, vom Dechant von Killerine, und von vielen andern Romanen, deren keinem es an Mannigfaltigkeit, an Neuheit der Erfindung, an Darstellung und philosophischem Anstrich, — kurz, an wahrem Interesse gebricht; nur daß es immer in ihnen der traurigen Bilder weit mehrere, als der heitern gefälligen Gemählde gibt. Einen solchen Mann unter Kriminal-Verbrechern mit aufzuführen, zumahl, da wir nie aufgezeichnet finden: daß er vor irgend ein Gericht Zeit seines ganzen Lebens gefordert worden, scheint sehr ungerecht zu seyn; und doch erzählen einige neuere französische Journale eine Anecdote von ihm, die mir höchst passend zum Endzweck gegenwärtiger Geschichte dünkt.

Prevot d'Exiles, in der letztern Halbscheide seines Lebens Benedictiner des Ordens von Clugny, speis'te eines Abends mit einigen seiner vertrautesten Freunde, in einem Zirkel von lauter Männern, die Geist und

Kenntniß besaßen. Eine geraume Zeit schon hatte sich das Gespräch mit litterarischen und politischen Neuigkeiten beschäftigt; unvermerkt kamen auch einige moralische Sätze an die Reihe, und einer von der Gesellschaft behauptete: Selbst der rechtschaffenste Mann könne nie sicher seyn, ob er nicht dereinst noch auf dem Schaffot werde sterben müssen."

O, gehen Sie keck noch einen Schritt weiter! — unterbrach ihn Prevot: — das Sterben auf dem Schaffot bedroht freylich den König wie den Bettler, den Sokrates wie den Cartouche. Doch selbst für das weit Schlimmere, für das Schaffot verdienen kann kein Redlicher sich verbürgen!" — Laut schrien Alle gegen diese Behauptung auf. Gründe, Declamation und Eifer wurden darwider aufgebothen; Prevot blieb ganz gelassen bey seiner Behauptung; blieb bey dem Satze: „Auch der Mann vom redlichsten Herzen „könne durch einen Zusammenfluß von Umständen un„glücklich genug seyn, ein Verbrechen zu begehen, „worauf den Gesetzen nach der Tod, und zwar mit „Recht, stehe." — Man verschmähte seine Beweise; man übertäubte seine Rede; man versicherte geradezu: daß Dieß unmöglich sey.

„Wohlan, meine Herren" — hub Prevot, als er wieder gehört werden konnte, mit einem Mittelding von Lächeln und von Nachdenken an — wohlan, sie sind sämmtlich meine Freunde; ich rechne auf ihre Verschwiegenheit, und bin bereit, Ihnen ein Geständniß zu thun, das ich noch keinem sterblichen Ohre anvertraut habe. Zuvor aber nur erst die nothwendige Frage: Halten Sie mich sämmtlich für einen rechtschaffenen Mann?"

Man bejahte es einstimmig, und aus Herzensgrunde.

„Ich danke Ihnen, und hoffe dieses Zutrauen zu verdienen. Dennoch habe ich eines der größten Verbrechen auf meinem Gewissen: wenig fehlte, so wäre ich dem schimpflichsten Tode anheim gefallen; und gewiß starben viele Tausende schon auf dem Blutgerüste, die weit weniger sich vergingen als ich. — Ich sehe, Sie halten das Alles für meinen Scherz; und doch sprach ich in meinem ganzen Leben nicht ernstlicher, als jetzt."

Staunend sahen sich Alle unter einander an; keiner konnte ihm glauben; und doch forderte es sein Ton. Dringend bath man ihn, dieses Räthsel aufzulösen.

„Das will ich; muß aber deßhalb in wenig Worten meine Jugendgeschichte zusammendrängen. Bald nach Vollendung meiner Schulstudien, wo ich selbst noch ungewiß war, wozu ich mich entschließen sollte, verliebte ich mich in ein junges Mädchen aus meiner Nachbarschaft. Sie war ungefähr meines Alters, reizend, arm und gefühlvoll. Ich warb um ihre Gegenliebe und erhielt sie; erhielt bald Alles, was ein Mädchen geben, und ein Liebhaber sich wünschen kann. Unsere Unbesonnenheit blieb nicht lang ohne Folgen. Meine Schöne entdeckte mir mit thränenden Augen ihre Lage; aber ich war unsinnig genug, mich bey dieser Nachricht zu freuen. Trunken und immer trunkener von Liebe, wich ich nunmehr erst fast nie von ihrer Seite, und brachte bey ihr, auf ihrem Zimmer, meinen ganzen Tag schier hin. Meine Ältern drangen eben damahls ernstlich in mich, eine bestimmte Lebensart zu

erwählen. Doch ich dachte nur an meine Gebietherinn und an ihren heimlichen Umgang mit Vergnügen, an alle übrige Geschäfte mit Ekel. — In diesen Jahren verbirgt man seine Thorheiten nicht lange unbelauscht. Mein Vater schöpfte Argwohn; erkundigte sich genauer und erfuhr bald viel; schlich mir nach und entdeckte Alles. Meine Geliebte war damahls bereits im siebenten Monath schwanger, und ich befand mich eben wieder bey ihr, als er uns überraschte. Er machte ihr in meiner Gegenwart über dieses sträfliche Verständniß mit mir die bittersten Vorwürfe. Ich schwieg ehrerbiethig. Er schmählte auf sie, als auf ein Hinderniß meines Glücks; und sie versuchte, sich auf eine bescheidene Art zu vertheidigen. — Doch eben dadurch stieg sein Zorn; er behandelte sie nun als ein verworfenes Geschöpf, das für Bezahlung Jedem feil sey. Tausend Schimpfreden übertäubten sie; die bittersten Thränen waren ihre letzte Zuflucht. Ihn erweichten sie nicht; mich desto mehr. Ich wagte es nun, für sie zu sprechen. Umsonst! mein Vater ward immer aufgebrachter; er vergaß sich so weit, daß er die Unglückliche schlug. Sie wollte seine Knie umfassen; aber ein Stoß, den er ihr mit seinem Fuße vor den Leib gab, streckte sie in bewußtlosen Convulsionen zu Boden. Bey diesem gräßlichen Anblick verließ mich alle Besinnungskraft. Ich sah nicht meinen Vater mehr, ich sah nur den Mörder alles dessen, was mir werth und theuer war. Ich stürzte auf ihn los; ergriff ihn, warf ihn die Treppe hinab; und bey diesem Falle verletzte er sich am Hinterhaupte so tödtlich, daß er noch am Abend dieses unseligen Tages seinen Geist aufgeben mußte. Er war großmüthig genug, mich in diesen Augenblicken nicht anzukla-

gen. Niemand hatte ihn hinaufgehen gesehen; niemand von unserm Zank etwas gehört; sein Fall galt für ein natürliches, ganz ungefähres Unglück. Man begrub ihn; sein Stillschweigen rettete mich vor Schmach, Gericht und Tod. Aber ach! nicht vor der innern Strafe! Ich fühlte das Gräßliche meines Fehltritts nur allzu sehr. Eine tiefe, in sich selbst verschlossene, durch nichts zerstreubare Traurigkeit verbreitete sich über mein ganzes Wesen. Innere Unruhe trieb mich jetzt ins Getümmel der Welt, jetzt in priesterlichen Stand, jetzt wieder in Geräusch' und Krieg. Endlich entschloß ich mich, meinen Gram und meine Gewissensbisse in klösterlicher Stille zu vergraben, und wählte Clugny dazu. Vielleicht ist diese tiefe Schwermuth, die ein jugendliches Vergehen über mein ganzes Leben verbreitete — vielleicht ist diese auch der Grund jener tragischen Begebenheiten, jener gräßlichen Scenen, und jenes düstern Colorits, das man in meinen Schriften zu finden gewohnt ist, und das von den Kunstrichtern mir so oft als Übertreibung vorgeworfen worden ist.

Prevot d'Exiles schwieg hier. Mit Aufmerksamkeit, doch auch mit Schauder und Bestürzung, hatten ihm seine Freunde zugehört; sahen sich wechselseitig mit zweifelvollen Mienen an, und konnten noch nicht glauben, daß er ihnen Wahrheit erzählt habe. Sie hielten es für einen Zug, den er in irgend einem neuen Roman anzubringen gesonnen sey, und von welchem er versuchen wollte, ob er auch Wirkung hervorbringe. Der Erfolg hat gezeigt, daß sie wenigstens in dieser Vermuthung sich irrten; auch befragten sie ihn nachher noch öfters um die Bestätigung dieses Abenteuers, und er blieb dabey, daß alles Dieß seine eigne

wirkliche Geschichte sey. — Hat er erfunden, so hat er es wenigstens ohne Verletzung der Wahrscheinlichkeit gethan*).

---

*) Sollte nicht diese Anecdote die erste Veranlassung zu derjenigen (in jedem Betracht etwas weit getriebenen) Novelle seyn, die in den Blättern des so genannten Herrn Grafen von Vargas im zweyten Bändchen unter dem Titel, der Bösewicht, sich findet?

Ja wohl hat sie es nicht gethan!

Es mögen einige dreyßig, bis nahe vierzig Jahre verflossen seyn, als zu Bar—th eine arme ledige, schon ziemlich tief in die mannbaren Jahre gekommene Weibsperson lebte, der man weiter nichts vorzuwerfen wußte, als daß sie einen Fehltritt der Liebe gethan, und solchen durch einen kleinen lebendigen Zeugen selbst an Tag gebracht habe; sonst ein ehrliches, gutes, ziemlich einfältiges Mädchen! — So menschlich auch ein Vergehen dieser Art seyn mag; so gewiß der Verführer weit stärkern Tadel als die Verführte verdient; so dachte man doch in damahligen Zeiten über einen solchen Punct weit strenger als jetzt; und wahrscheinlich auch weit strenger, als — man sollte. Nicht genug, daß damahls noch an vielen Orten Kirchenbuße und Gefängnißstrafe über die geschwächte Dirne verhängt wurden; sondern gewöhnlich blieb sie auch nun für die übrige Zeit ihres Lebens ohne Freyer und Mann; fand sogar äußerst selten einen vortheilhaften Dienst, und mußte oft ihr Alter in Dürftigkeit zubringen, bloß, weil sie in ihrer Jugend einen offenbar dummen Streich gemacht hatte.

Auch gegenwärtiges armes Geschöpf bedrohte ein ähnliches Loos. Mühsam erwarb sie sich ihren Unterhalt, indem sie allwöchentlich ein Paarmahl von Bar* nach N—g zu Fuße ging; allda einige Gartenfrüchte zu Markte trug; auch nebenbey, als eine halbe Bothenfrau, Briefe und mäßige Päckchen hin und wieder bestellte. Ein getreuer kleiner Spitz, mit welchem sie redlich das Brot ihrer Armuth theilte, war dann gewöhnlich ihr Begleiter, und half ihr oft Weg und Steg suchen, wenn im Herbst oder Frühjahr eine finstere regnerische Nacht, und im Winter ein Schneegestöber sie in Verlegenheit setzten.

Zwischen Bar* und N—g liegen, bekannter Maßen, einige Strecken Waldes. Als unsere Dirne daher einst wieder auf ihrer gewöhnlichen Wanderschaft begriffen war, blieb das Hündchen, ungefähr eine Meile von erstgenannter Stadt, im Busche bey einem etwas seitwärts gelegenen Strauche stehen; spürte, kratzte, ward unruhig, bellte zuletzt. Seine Besitzerinn, dadurch aufmerksam gemacht, rief den Hund ein Paar Mahl; ging, als er durchaus nicht von der Stelle wollte, endlich selbst hin, und sah in der Mitte des Gesträuches ein recht sauberes, leinenes Päckchen liegen. Voll Freuden über diesen Fund hob sie sogleich dasselbe auf, und wollte nun eben nachsehen, was denn das Glück ihr beschieden habe, als sie plötzlich, gar nicht mehr weit von sich, ein Paar Reiter herbeysprengen hörte. Eine rasche Furcht wandelte sie an, daß es Menschen seyn könnten, die den Fund mit ihr theilen, oder wohl gar für sich behalten dürften. Sie hielt es daher fürs klügste, das Päckchen wieder gerade in's Gesträuche hinzuwerfen, ihres Weges fort-

zugehen, die Reiter vorbey zulassen, dann aber wieder umzukehren, und die Besitznehmung zu erneuern. Das Erstere geschah; aber leider! nicht so unbemerkt, als sie wohl gehofft und gewünscht hatte. Die Reiter waren schon allzu nahe, und bestanden in dem Kriminal-Richter aus Bar* und seinem Bedienten. Ersterer hatte deutlich gesehen, daß dieses Weibsbild etwas in den Strauch werfe, und dann schnell sich entferne. Eben dieses halb hastige, halb ruhige Fortgehen war ihm verdächtig. Mit Vergehungen mancher Art in seinem Amte schon bekannt, war er vielleicht auch an sich selbst mißtrauischer, als andere Personen an seiner Stelle gewesen seyn würden. Er sprengte dem Weibsbild daher nach, hohlte sie, wie leicht zu erachten, bald ein, und fragte: Was sie dort am Gesträuch vorgenommen hätte? Sie fuhr erschrocken zusammen, und antwortete: Nichts, gar nichts! Dieses Erschrecken und diese Unwahrheit mehrten den Argwohn, daß es nichts Löbliches gewesen seyn müsse. Er befahl ihr mit umzukehren; sie that es, weil sie es nicht abschlagen durfte. Der Bediente stieg beym Gebüsche ab; das Päckchen war bald gefunden und aufgehoben. Man öffnete es, und in ihm lag — ein todtes, mit sichtlicher Gewaltthat ermordetes Kind.

Man kann sich hier leicht den Schrecken der armen Weibsperson vorstellen. Daß sie jetzt in einen bösen Handel verwickelt werden dürfte, sah sie wohl ein. Zwar erzählte sie nun buchstäblich die Wahrheit; aber wer glaubte ihr diese? Zwar bath sie himmelhoch, sie gehen zu lassen; aber wie das möglich? Mit der einen Hand an das Pferd des Bedienten gebunden, mußte sie nun nach Bar* zurück, und ihr Weg ging geradezu

in's Gefängniß. In der ganzen Stadt war wohl kein Mensch, der nur zweifelte, daß sie die Mörderin sey. Die Untersuchung nahm ihren Anfang.

Aber freylich nicht ganz so, wie sie wohl sollte! Ein wichtiger Umstand ward verabsäumt. Das erwürgte Kind ward gehörig besichtigt; die angebliche Verbrecherinn keineswegs. Bey einer körperlichen Untersuchung müßte es sich doch wohl unläugbar ergeben haben, daß sie nicht erst vor Kurzem wieder Mutter geworden seyn könne. Aber weil so viel gegen sie sprach: der Ort, wo sie gefunden worden, ihr sichtliches Halten des Päckchens in den Händen, ihr Wegwerfen und Weggehen, ihr Läugnen und Erschrecken, selbst ihr ehemahliger Fehltritt — so war man fest überzeugt, daß alles ihr Betheuern und Schwören eitel Unwahrheit sey; verhörte sie nach dem gewöhnlichen Schneckengange deutscher Kriminal-Justiz, und — verschickte die Acten.

Noch galt damahls leider bey Gerichtshöfen und Schöppenstühlen die Folter für das einzige Mittel, verstockte Sünder zum Geständniß zu bringen. Lieber zehn Unschuldige gepeinigt, als einen Bösewicht durchschlüpfen lassen! Dieß war der unselige Grundsatz, nach welchem Urtheilsverfasser sprachen, die doch jedem mit einer Injurien-Klage drohten, der sie unmenschlich schalt. Auch bey geringern Anzeigen ward oft genug nach dieser Regel darauf erkannt; kein Wunder also, daß sie jetzt ebenfalls auf sogenannte peinliche Frage, mit dem schändlichsten Beysatz: ziemlicher Maßen, sprachen. Umsonst bath die Ärmste knieend um Erbarmen. Daumschrauben, Fitschel und selbst die sogenannte Leiter mußten drey Mahl ihr höllisches Meisterstück am Körper der Leidenden versuchen. Aber wunder-

derbar genug, alle drey Mahl blieb die Unglückliche auf Behauptung ihrer Unschuld; und endlich mußte man mit der Folter, wenn auch nicht ganz aufhören, doch aussetzen. Nicht Mitleid, nur Überzeugung, daß längeres Anhalten tödtlich seyn würde, bewog dazu. Die Inquisitinn ward ins Gefängniß zurück gebracht, damit sie einige Kräfte sammelte, und dann — noch ein Mahl gefoltert werde.

Mehrmahls hatte man zwar schon in damahligen, an Proben dieser Art sehr reichen Zeiten, die Bemerkung gemacht: daß Frauen, wenn sie nur vorher ein Kindbett überstanden, dann größere Martern als Männer zu ertragen vermöchten. Dennoch machte eine Halsstarrigkeit dieser Art gewaltiges Aufsehen. Das Gerücht davon durchlief bald das ganze kleine Fürstenthum. Vorzüglich sprach man in allen Bierschenken an Sonn- und Festtagen von dieser unglaublichen Boßheit, von dieser verstockten Sünderinn, die lieber ihren Leib verrenken, ihre Gliedmaßen verstümmeln lasse, ehe sie der Wahrheit eingeständig seyn wolle. Schon munkelten einige: ob nicht gar ein Bündniß mit dem T— hier möglich sey. Daß Unschuld selbst die Kräfte eines armen Mädchens stählen könne, daran dachte Niemand.

Aber auch unter Bauern gibt es zuweilen Köpfe und Herzen, die ihren eigenen, ungehinderten Gang fortgehen; gibt es Ismaels, deren Hand gegen Jedermann, und Jedermanns Hand gegen sie ist; die beym Zeitungslesen sich immer zur schwächern Partey schlagen, und beym Streite nicht selten (Trotz einem Rousseau und Hobbes) die scheinbarsten Irrsätze vertheidigen. Ein solcher Brausekopf befand sich auch in den Bar**ischen Dorfe L—n. Er hatte sich schon oft einige

Zweifel über die hohe Gerechtigkeit in der markgräflichen Hauptstadt erlaubt; hatte schon über dieses und jenes Gesetz, diese und jene freywillige Steuer gespöttelt; und würde, wenn er in gegenwärtigen verderbten Zeiten lebte, sicher für das abscheulichste aller Ungeheuer, für einen — Demokraten gegolten haben. Jetzt, als er hörte, daß man jene Kindsmörderinn die nächste Woche abermahls in die Marterkammer bringen werde, war er laut der Meinung, daß ihm Dieß nicht gefalle, und führte seinen Beweis folgender Maßen: „Das Mensch ist entweder schuldig oder unschuldig. Im „ersten Fall hat sie freylich Strafe verdient; aber auch „schon erhalten. Den Kopf schlägt man den Leuten nur „einmahl ab. Es muß verdammt albern zugehen, wenn „Das über eine Minute dauert; und dann ist es vorbey. „Auch müssen wir Alle ein Mahl an die Reihe des To„des kommen! Ob mit dem Schwert oder durch ein „Fieber; der Unterschied ist am Ende nicht groß. „Aber drey Mahl gefoltert werden, ist meiner Seele är„ger, als zwey Mahl sterben; und so lange an Einem „zerren und renken, bis man endlich eine Weile aus„setzen muß, um nur wieder fortfahren zu können, „das ist nicht gerichtliche Untersuchung, sondern gericht„liche Barbarey! — Sollte nun zumahl am Ende das „arme Weibstück gar unschuldig seyn —"

„O das ist sie nun wohl gewiß nicht! das kann sie gar nicht seyn!" schrie hier der ganze Trupp seiner bisherigen Zuhörer. Alle rechneten ihm die oben erwähnten ungünstigen Umstände, noch wohl vermehrt und verbessert, her; alle bewiesen und schrien, und — überzeugten ihn doch nicht! Daß die Wahrscheinlichkeit gegen sie spreche, daß ein schwerer Verdacht die

Eingekerkerte drücke; Dieß gestand er freylich. Doch daß Wahrscheinlichkeit nicht Gewißheit, und Verdacht nicht Überweisung sey; Das führte er, für einen Bauer, recht gut aus, und blieb bey der Folgerung: „Am Ende könne doch noch der Teufel sein Spiel haben, und die Gefangene unschuldig seyn."

Indem die Bauern so am Tische sich stritten, und um besser schreyen zu können, den Bierkrügen weidlich zusprachen, saß in einer weiten Entfernung von ihnen auf der Ofenbank ein junges, derbes Bauernmensch, die Dienstmagd eines Freyhüfners und Witwers auf einem noch fast zwey Stunden weit entlegenen fränkischen Dorfe. Sie war in Bar** zu Markte gewesen, hatte Verschiedenes eingekauft, war von einem Gewitterschauer überrascht worden; war deßhalb in der Schenke eingekehrt, und wollte warten, bis es ausgeregnet habe, wo sie dann des Abends, zumahl da man Mondscheins vermuthete, langsam heimzukehren gedachte. Es war wirklich eine flinke, und auch (was sie mit so regenscheu gemacht haben mochte) recht sauber gekleidete Bauerdirne; da sie aber gerade in diesem Dorfe wenig oder gar keine Bekanntschaft hatte, so machte sich von den Mannspersonen Niemand etwas mit ihr zu schaffen. — Gleich hinter ihr auf dem Ofen lag ein junger Bursche der Länge nach ausgestreckt; er hatte den Tag über als Taglöhner beym Wirthe gearbeitet, und glaubte sich nun in der Feyerstunde mit dieser Lage und Wärme, nach gewöhnlicher Denkart solcher Menschen, eine Güte zu thun. Fest hatte er die Augen zugemacht und rührte sich nicht. Das Mädchen hatte ihn entweder gar nicht bemerkt, oder glaubte wenigstens, daß er im Ernste schlafe. Ihre Aufmerk-

samkeit war ganz auf das Gespräch an jenem Tische hingerichtet; und als der schon erwähnte Redner seine Vertheidigung der angeblichen Kindesmörderinn hielt, und sich ein Paarmahl des Ausdruckes bediente: Wer weiß aber, ob es das Mensch auch gethan hat! da bückte sich diese Fremde mit halbem Leibe über den Korb, der neben ihr stand, als suche sie etwas in ihm, und seufzte für sich: Ja wohl hat sie es nicht gethan!

Nur äußerst leise, ganz in sich selbst verschluckend, hatte sie diese Worte ausgesprochen. Gleichwohl waren sie dem jungen Bauernkerl hinter ihr nicht entgangen. Ja, es lag für ihn in den Worten selbst, und mehr noch in der Innigkeit, womit sie ausgestoßen worden, etwas äußerst Merkwürdiges. Je länger er darüber nachdachte, je bedenklicher schienen sie ihm. Um nichts durch Übereilung zu verderben, verharrte er noch ein gutes Weilchen in seinem angenommenen Schlafe; ahmte dann ganz genau einem erst aufwachenden Menschen nach; stand auf, ging zur Thür hinaus, rief den Wirth bey Seite, und erzählte ihm das Gehörte. Dieser fand gerade nicht viel Merkwürdiges darin; aber als Jener immer darauf beharrte, daß der Ton doch gar zu sehr vom Herzen gekommen sey, ward auch die Wirthinn herbey gerufen, und diese — wie Weiber über Weiber zumahl in gewissen Puncten immer schärfer als wir Männer urtheilen, — war gleich der Meinung: daß dahinter allerdings wohl mehr stecken könne. Sie kannte die Dirne ein wenig; sie entsann sich, daß sie voriges Jahr gekränkelt habe; jetzt aber, seit einigen Monathen wieder, wie Milch und Blut aussehe. Sie hegte die christliche Muthmaßung, daß sie wohl nicht ohne Nebenursache so lange

schon bey einem Witwer diene; nicht ohne Nebenverdienst so gut sich trage; kurz — was bey dem ersten Erzähler nur dunkles Gefühl, nur verworrene Muthmaßung gewesen war, das ward hier zusammenhängend und fast so gut als entschieden. Ihr Mann trat endlich ebenfalls ihrer Meinung bey, und da unter den Bauern in der Schenkstube auch der Richter des Dorfes sich befand, so ward er nicht minder herausgerufen, Alles ihm erzählt, und von der Wirthinn das Gutachten angehängt: daß man die Dirne sogleich verhaften solle, weil sie dann im ersten Schrecken gewiß Alles bekennen werde.

Dieser letztere Vorschlag schien freylich dem Dorfrichter etwas bedenklich zu seyn. Da aber nun schon drey Menschen übereinstimmten; da man vorzüglich ihm bewies, daß gerade in der Überraschung die größte Hoffnung von zu entdeckender Wahrheit liege; und da die Wirthinn mit aller möglichen Beredsamkeit behauptete: es könne im schlimmsten Fall doch keine übeln Folgen haben, wenn man eine unschuldige Person zu retten, eine schuldige auszuforschen suche; so gab der Schulze endlich nach, hohlte sogleich ein Paar Gehülfen, und ehe eine Viertelstunde verlief, ward jene Magd, eben als sie aufstehen und weiter gehen wollte, verhaftet. Sie erschrack außerordentlich; fragte zitternd um die Ursache; und als man ihr ganz kurz zur Antwort gab; Sie möchte sich nur besinnen, was sie vor einigen Monathen angestellt habe! kam eine Ohnmacht ihr nahe. Als man jene Worte endlich ihr vorhielt, wußte sie noch minder eine gehörige Erklärung davon zu geben; kurz, ehe noch eine Stunde verging, bekannte sie frey heraus: „Daß sie selbst die

„Mutter, Mörderinn und Weglegerinn jenes Kindes „gewesen sey."

Wie schnell sich das Gerücht von diesem Vorfalle umher verbreitete, welches Erstaunen darüber entstand, und wie wenig sich im Grund des Herzens die Kriminal-Gerichte zu Bar* dabey erfreuten; das Alles bedarf keiner Ausführung. Schon des andern Morgens ward die Neuverhaftete abgeführt, und blieb auch beym Verhör in der Stadt bey ihrem Geständniß; gab alle Umstände so genau an, daß jeder noch übrige Zweifel verschwand, und erlitt nach einigen Monathen — denn auch beym eingestandensten Verbrechen nimmt deutsche Kriminal-Justiz sich gute Weile! — ihre Strafe. Jene Unschuldige hingegen, durch eine so sonderbare Zusammentreffung kleiner Zufälligkeiten angeschuldigt und wieder gerechtfertigt, ward nun vom Gericht selbst als unschuldig anerkannt und in Freyheit gesetzt. Aber die grausame Folter hatte sie des gehörigen Gebrauchs ihrer Gliedmaßen beraubt. Nur gebückt konnte sie fortschleichen. In ihren ausgerenkten Armen war keine Kraft mehr. Man gab ihr daher eine sogenannte Spitalpfründe; das heißt, Kost und freye Wohnung auf Lebenslang; und sie erreichte, — doch vielleicht nicht so bedauert, wie sie es verdiente! — ein ziemlich hohes Alter.

Der Mann um Mitternacht auf der Kanzel.

In einem kleinen Nieder-Lausitzischen Städtchen ward vor ungefähr dreyßig Jahren ein Räuber eingezogen, dessen Verbrechen vorzüglich in Kirchen-Diebstählen bestanden. — Auf gerichtliches Befragen: warum er eben diese Art von Raube, auf der doch ein doppelter Fluch stände, sich erwählt habe? antwortete er: „Weil er keine leichtere Beschäftigung kenne. Der „Aberglaube," fuhr er lächelnd fort, „sorgt schon dafür, daß man sicher genug dabey handthieren kann. „— Wer naht sich gern des Nachts einem Kirchhofe? „Und wenn es zumahl regnet, wenn die Winde mit „den Thüren knistern, oder durch die Zuglöcher in den „oft zerbrochenen Fenstern heulen; wann die Nachtvögel rund herum schwirren, und die Glocken vom „Sturme klingen; wer läuft dann nicht, so weit er „nur kann, vom Kirchhof hinweg, oder wer glaubt „nicht, wenn er ja nahe vorbeygehen muß, seinen „Großvater und seine Großmutter leibhaftig dort herumwandeln zu sehen? — Nirgends ist man also gewisser, ungestört zu bleiben, und nur ein einziges Mahl in meinem ganzen Leben begegnete mir

„ein seltsamer, halb drolliger, halb fürchterlicher „Streich."

Man fragte ihn: Was für einer? Und er beichtete freymüthig folgender Maßen:

Es war das erste Mahl, daß ich mit dabey war, und es gab eine fürchterliche, regenvolle, pechfinstere Nacht. Wir erbrachen glücklich die Kirchthür; ich war der Letzte ohne Einen, und, sieh da! als ich aus der Halle in die Kirche selbst trat, wie erschrack ich, als ich beym ersten Blick und ersten Schimmer meines Laternchens, auf der Kanzel, groß und lang, einen Mann im Priesterrocke stehen sah, der so entsetzlich stark schrie, daß es aus allen Winkeln der Kirche zurückschallte, ob ich gleich keine Sylbe davon verstehen konnte.

Man kann sich mein Zurückprallen leicht denken. Meine Kameraden, ohnedieß aufmerksam auf mich, sahen es. — „Was ist dir?" fragten sie. — „Je! „seht ihr denn den Mann nicht auf der Kanzel dort? „der so dasteht und predigt? Wer ist er? Was will „er?" — „Siehst du den auch?" gab mir einer lächelnd zur Antwort: „laß du den immer ins Teufels „Nahmen hier stehen! er thut dir doch nichts." — Man riß mich fort; die Sacristey ward erbrochen und beraubt. Wir arbeiteten mit der größten Muße, und waren schon wieder glücklich heraus und auf dem Kirchhofe, als unser Anführer fragte: „Es hat doch keiner „von euch was darin vergessen?" Wir sahen nach; keinem fehlte das Geringste, außer mir — meine Mütze.

Ich hätte sie herzlich gern im Stiche gelassen; aber es war die einmüthige Stimme meiner Kamera-

den: daß durch diese Alles verrathen werden würde, und daß ich sie schnurstracks wieder hohlen müsse. — „Wenn nur wenigstens, wandte ich ein, Jemand mit „ginge! Der Mann darin" — — — „Zum Henker, „so laß doch den Mann darin Mann seyn! Der krümmt „dir kein Härchen, wenn du dir's, furchtsamer Hase, „nicht selbst krümmst."

So rief man von allen Seiten mir zu. Scham und Noth drängten mich: es half nichts, ich mußte allein hinein. Der verzweifelte Mann stand wirklich noch da, und hatte er vorher stark geschrien, so schrie er jetzt noch zehn Mahl stärker. Ich sah mir ihn ein Paar Augenblicke recht starr an. — „Je," sagte ich endlich zu mir selbst, indem ich mir ein Herz, so groß wie zwey Herzen faßte: „wenn du nichts als schreyen kannst, so schrey dich meinetwegen heiser!" Hierauf ging ich in die Sacristey, fand meine Mütze, und wie ich wieder herauskam, war nicht nur der Kerl weg, sondern ich habe auch seitdem nie wieder etwas Unheimliches gesehen. —

So weit, und zwar ganz genau, die Aussage dieses Räubers! — Es ist wohl kaum nöthig, meine Leser auf einige Besonderheiten seines Geständnisses aufmerksam zu machen. — Die Frage des einen Mitväubers: Siehst du den Kerl auch? ist mir immer am merkwürdigsten vorgekommen. Sie zeigt, dünkt mich, deutlich genug, daß diese oder eine ähnliche Erscheinung der löblichen Gesellschaft, wenigstens Einigen von ihr, bey den ersten Probestücken ihres Gewerbes sich auch dargestellt haben möge. Das Verschwinden dieses Mannes, den die erhitzte Einbildungskraft eines Neulings im Laster sich schuf, war eine

nothwendige Folge seines übertäubten Gewissens, dessen letzte sterbende Empfindung sich in einen nicht ganz willkürlichen Spott verwandelte. Verwunderlich scheint es mir, daß die Furcht des Räubers dem anscheinenden Gespenst nicht auch wirkliche Worte lieh; und noch wunderbarer müßte es zugehen, wenn sich Geschichten ähnlicher Art nicht noch in manchen Inquisitionsacten vorfinden sollten. Sie könnten vielleicht manchen trefflichen Aufschluß mehr von der Stärke einer erhitzten Einbildung uns geben; und ich will eben daher gleich noch eine Geschichte von ähnlicher Art darauf folgen lassen, die ich zwar nicht aus den Acten selbst, doch aus dem Munde so glaubwürdiger, vom ganzen Vorfall so genau unterrichteter Personen habe, daß ich mich ohne Bedenken für die Wahrheit derselben verbürgen kann.

Auch einer verstorbenen Frauen Winke soll man nicht verachten.

Die Kernische Handlung, eine der vorzüglichsten in Prag und in ganz Böhmen, hatte, unter ihrem vorigen Besitzer, schon seit mehr als zwanzig Jahren einen sogenannten Hausmeister *) in ihrem Dienste, der das Zutrauen seiner Herrschaft vollkommen besaß, und desselben doch äußerst unwerth war. Denn schon seit geraumer Frist hatte dieser Nichtswürdige sich Nachschlüssel zu verschaffen gewußt, öffnete damit des Nachts leise die Gewölber; versorgte sich nicht nur reichlich mit Zucker, Kaffeh und andern ähnlichen Waaren, sondern that auch in die Casse selbst manchen dreisten und derben Griff. Da er immer ziemlich genau wissen konnte, wann diese am besten besetzt, und ein

*) So nennt man in Böhmen und auch in einigen andern Provinzen Deutschlands einen Mann, der in großen Häusern seine Wohnung im Erdstock hat, das Haus auf und zuschließt, für kleine häusliche Reparaturen sorgt, und dafür, außer freyer Wohnung, Holz und Licht, oft noch andere kleine Vortheile zu genießen hat.

Abgang am wenigsten zu spüren sey; da er überdieß seine Maßregeln so vorsichtig als möglich nahm, so blieb er immer unentdeckt; ward dadurch nach und nach ein wohlhabender Mann; und kaufte sich endlich selbst einen beträchtlichen Weingarten an, wobey er aber immer noch seinen vorigen Dienst behielt.

Auch bey diesem Kaufe argwohnten seine Principale nichts, und wiesen selbst einige freundschaftliche Warnungen lachend von der Hand. Er konnte ihnen verschiedene ehrliche Wege, worauf er sich etwas erworben, angeben; und es war ihnen sogar lieb, einen bemittelten Mann in diesem Posten zu haben, weil sie glaubten, einem Solchen mehr als einem ganz Dürftigen trauen zu können. Doch endlich kam seine Frau, die um Alles wußte, auf's Sterbebett und ihr Gewissen erwachte. Zwar wollte sie auch jetzt noch ihren Mann keineswegs angeben oder verrathen. Aber unter vier Augen that sie ihm die ernstlichste Vorstellung: „Es sey endlich Zeit," sagte sie, „in sich zu gehen „und vom bisherigen Lasterwege abzuweichen. Er sey „nun vor allem Mangel auf seine ältern Tage gedeckt; „besitze eine eigene Wohnung und bares Geld genug. „Eigentlich sollte er Beydes, als ein geraubtes Gut, „wieder erstatten; doch wenn er auch dazu sich nicht „entschlößz, so beschwöre sie ihn wenigstens mit Thrä„nen, sich mit dem zu begnügen, was er schon habe; „und sie könne nicht ruhig sterben, bevor er Dieß nicht „ihr zugesichert hätte!"

Diese Rede wirkte; denn er hatte seine Frau lieb gehabt, und durch ihre jetzige Lage wurden ihre Worte ihm noch wichtiger. Er versprach ihr daher mit Thränen, nie wieder zu stehlen. Sie ließ sich die Hand

darauf geben; wiederhohlte einige Mahl: daß, wenn er dieses Versprechen bräche, Gottes Langmuth müde seyn und ihn zu Schanden lassen werde; und verschied wenige Stunden nachher. Einige Monathe durch hielt unser Witwer sein Wort auf's pünctlichste. Doch nunmehr war sein Vorrath von Zucker und Kaffeh aufgezehrt, und er sollte sein eigenes Geld für Waaren ausgeben, die er bisher überflüßig gehabt, oft selbst verschachert hatte. Dieß ging ihm schwer in den Kopf. Er war es zufrieden, ehrlich zu seyn; selbst wenn er einigen Gewinnst verlöre. Doch dabey sogar, wie er es nannte, zuzubüßen, Dieß, glaubte er, sey allzu viel gefordert. Zudem tröstete er sich mit einem Grunde, der nur allzu oft dem gemeinen Mann den Schritt über sein Gewissen hinweg erleichtert. — „Gott sey „Dank," dachte er, „deine Principale haben es ja! „Es ist ja nicht einmahl ihr bares Geld; es sind ihre „Waaren, die ihnen nicht so hoch als andern Menschen „zu stehen kommen." Kurz! nach einem langen Kampfe mit sich selbst, entschloß er sich, seinen alten Gang abermahls zu thun und sich nun Vorrath, doch nur Vorrath von Zucker und Kaffeh zu hohlen.

Die Gewölbthür ging in einen geräumigen Hof. Das Zimmer, wo er wohnte, lag in einem andern Theile des Hauses. In einer stillen Mitternachtsstunde machte er sich auf den Weg. Aber, so wie er in den Hof eintrat, so wie er jene Thür ins Gesicht bekam, sah er vor ihr seine verstorbene Frau in Lebensgröße stehen. Sie war in einem weißen Gewande; ihre ausgebreiteten Arme schienen die Thür gleichsam noch fester zuzuklemmen. Daß der Räuber bey diesem unerwarteten Anblick erschrack, läßt sich leicht denken. Er

floh hastig in sein Zimmer zurück und zu Bette. Die ganze Nacht kam kein Schlaf in sein Auge, und wohl zwanzig Mahl erneuerte er dem Schatten seiner Frau in Gedanken eben den Schwur, den er ihr selbst am Todbette gethan hatte.

Doch so, wie wieder einige Tage verflossen waren, stiegen auch andere Gedanken und mancherley Zweifel in ihm auf. — „Wie dann, wenn es nur „ein Mondschein, ein Licht im ersten Stocke oder wohl „gar deine Einbildung gewesen wäre? Bist ein so alter „Kerl — so lange in diesem Hause — so oft auf dem „nähmlichen Wege, und spürtest nie etwas Unheimli„ches! Nur jetzt — Possen, ich versuch es noch ein „Mahl! muß entweder hinein oder mir wenigstens das „Ding, das mich scheucht, genauer besehen.“ Er ging; nach Mitternacht; kein Mondschein war am Himmel, im ganzen Hause kein wachender Mensch, und kein Licht zu spüren. Er sammelte seine ganze Herzhaftigkeit. Sie hielt aus, bis er in den Hof eintrat; aber sieh da! der Geist seiner Frau stand wieder am vorigen Posten. Es war ihre Gestalt, ihr Gesicht, ihre Größe; Alles vom Größten bis zum Kleinsten! Er betrachtete sie einige Augenblicke unverwandt; sie blieb stehen. Ihre Arme waren wieder ausgebreitet. Mit einem Finger schien sie ihm zu drohen. Es überlief ihn ein eiskalter Schauer; er eilte wieder zurück und brachte auch diese Nacht, wie jene erstere, mit Furcht, Gebeth und guten Vorsätzen von Lebensbesserung zu.

Aber Geiz und Habsucht, wo sie einmahl recht Raum gewonnen haben, überwältigen auch den besten Vorsatz und selbst das erwachte Gewissen. Bey jedem Pfennig, den unser Hausmeister wieder für jene

schon erwähnten Bedürfnisse ausgab, dachte er alle Mahl: „Hast Das so nahe; könntest Das so umsonst haben!" Immer überzeugte er sich stärker, daß jener Geist, Trotz seines zweymahligen Schildwachstehens, nur ein Spiel der Einbildungskraft, ein selbstgeschaffenes Schreckbild sey. — „Wenn deine Frau dir erscheinen wollte und könnte, warum nur immer im „Hofe und vor jener Thür? Warum nicht hier auf „deinem Zimmer? Warum nicht da, wo sie sonst le„bend zu sitzen pflegte, oder vollends da, wo sie starb?" Er sah sich Anfangs immer furchtsam um, so oft er diesen Gedanken hegte; aber er gewöhnte sich bald daran, und nahm sich nun, mit Gründen, wie er glaubte, gewaffnet, fest vor: noch ein Mahl nicht nur hinzugehen, sondern auch seinen Vorsatz durchzusetzen, und wenn seine Frau doppelt daſtände.

Er ging. Jener zweymahlige Anblick erneuerte sich richtig wieder. Aber der Verstockte blieb auf seinem Entschluß. Mit halb abgewandtem Gesicht kam er bis dicht an die Thür; schob jenen lichten Schein, so däuchte es ihm, gleichsam davon hinweg, und schloß dann ungehindert auf. Alles dieß, so schauderhaft es vielleicht für manche, ohnedieß furchtsame Leser klingen mag, läßt sich doch durch ein klein wenig Seelenkunde leicht erklären, ohne daß deßhalb ein wirkliches Gespenst ins Spiel zu mischen wäre. Merkwürdig aber bleibt es doch, daß dieser so oft und so fruchtlos von seiner sterbenden Frau und von seinem eigenen Gewissen gewarnte Bösewicht jetzt allerdings in sein Verderben rannte, und daß er, der vorher so oft glücklich entwischt war, gerade jetzt in einen Fallstrick kommen

mußte, dem er nicht mehr entgehen und wovon ihm keine Sylbe ahnden konnte.

Jene früheren Casseneingriffe waren zwar nicht immer, und nicht ganz bestimmt gemerkt, aber doch ein Paar Mahl vermuthet worden. Man hatte hin und her, doch niemahls auf die schuldige Person gerathen; auch wurden schon ein Paar Ladendiener, wenn gleich nicht geradezu deßwegen, doch wenigstens mit einigem Argwohn verabschiedet. Jetzt war seit wenig Wochen ein Neuer angenommen, der Redlichkeit, Liebe zur Ordnung und Unverdrossenheit besaß. Er hatte von jenen Diebstählen murmeln gehört, hegte Ehrliebe genug, zu wünschen, daß dergleichen unter ihm nicht vorfallen möchten, und glaubte vor allen Dingen beobachten zu müssen: ob er auch lauter ehrliche Hausgenossen habe. Er nahm sich daher vor, einige Monathe hindurch alle Nächte in einem kleinen, dicht an das Hauptgewölbe stoßenden und mit einer Glasthür versehenen Stübchen zu schlafen. Alle Abende trug er sich selbst, ganz heimlich, ein Paar Betten auf eine Bank dorthin. Niemanden, als seinen Principalen, sagte er ein Wort davon; schon mehrere Wochen hatte er diese Übung fortgesetzt und nicht das geringste Verdächtige bemerkt. Da gewöhnlich immer nur neue Diener recht eifrige Diener zu seyn pflegen; da auch der beste Vorsatz, wenn man keinen Nutzen spürt, bald erkaltet; so war es sehr möglich, daß dieses unbequeme Nachtlager sich schon seiner Endschaft nahte, und daß jener nichtswürdige Räuber nur noch ein Paar Wochen hätte warten dürfen, um dann wieder sicher plündern zu können. Doch daß er gerade jetzt ein Herz

sich faßte, auch Dieß war vielleicht eine Fügung des Schicksals, welches ihn reif zu seinem Verderben fand.

Kaum hatte er jetzt die Thür des Gewölbes aufgeschlossen, als unser Kundschafter auch dieses nahe, wiewohl leise Geräusch vernahm, an jenes Fensterchen sich schlich, und beym Schimmer einer kleinen Diebslaterne den Räuber gar bald erkannte. Er sah, wie er den Zucker- und Kaffehvorräthen zusprach, und ließ ihn ungestört sich belasten, so viel er wollte. Jetzt hatte dieser nun alles Das, weßwegen er eigentlich gekommen war. Er hatte sich fest vorgenommen, die Casse dieß Mahl nicht heimzusuchen; da er ihr aber so nahe war; da er Alles um sich herum so sicher glaubte; da er entschlossen war, so bald nicht wieder zu kommen; so dachte er: Ein Griff mehr dort hinein kann doch auch nichts schaden! Die Schlüssel hatte er bey sich; die Casse war in einem Augenblick eröffnet. Doch jetzt sprang auch der Ladendiener schnell herbey, packte den Dieb fest, und schrie, so laut er konnte: Hülfe, Hülfe! um noch mehrere Menschen im Hause zu wecken. Vergebens wollte jener Elende sich losreissen; der Diener war jünger und stärker. Vergebens bath er um Gotteswillen, nur dieß Mahl ihn gehen zu lassen; nahm vergebens zu den schönsten Versprechungen seine Zuflucht. Jener hatte weder Erbarmen noch Lust, sich bestechen zu lassen; schrie immer nur noch stärker, und weckte endlich die Hausgenossen, die scharenweise zusammen kamen. Ein allgemeines Erstaunen entstand, als man sah, was vorgegangen sey, und wer es verübt habe. Man hohlte sogleich die Wache und übergab ihr für diese Nacht den Verbrecher. Des andern Morgens übernahmen ihn die Gerichte. Da alles Läugnen

umsonst gewesen wäre, gestand er die vielen Diebstähle, die er nach und nach begangen hatte. Sie betrugen in Waaren und Gelde an zwölf tausend Gulden. Er hatte durch diese Summe das Leben, nach den damahls geltenden Gesetzen, mehr als zehnfach verwirkt; doch ward sein Urtheil auf lebenslängliches Zuchthaus gemildert. Sein ganzes Vermögen, wenn man abrechnet, was die Gerechtigkeit als Gerechtigkeit für sich behielt, ward eingezogen und seinem beraubten Principalen überliefert. Aus seinem eigenen Munde erfuhr man, vor Gerichten, die vorstehende Geschichte.

Die Stutzperücke.

Daß in England oft Männer vom feinsten Stand und von der besten Geburt, wenn Spiel, Ausschweifung oder Unfälle sie in Verlegenheit setzen, die Landstraße zu bereiten und dem ersten besten Reisenden ihre (oft ledige) Pistole vorzuhalten pflegen, das ist eine längst bekannte Sache. Einst hielt Einer von diesen Highwaymanns einen reichen Wollhändler an; zwang ihn, der auf einen solchen Vorfall ganz unvorbereitet war, nicht bloß mit einem Paar Guineen, sondern mit einer ziemlich ansehnlichen Banknote sich zu lösen; bedankte sich höflich, und sprengte davon.

Der Räuber, dem in mancher Rücksicht daran gelegen seyn mochte, unerkannt zu bleiben, hatte unter andern Hülfsmitteln auch einer schwarzen Perücke sich bedient, die fast sein ganzes Gesicht verdeckte. Jetzt war er kaum einige hundert Schritte von dem Orte seines Fanges entfernt, als er diese Haarhaube wegwarf, und weiter eilte, ohne für deren ferneres Schicksal besorgt zu seyn. — Die Straße, wo Dieß geschah, gehörte nicht zu den sehr besuchten Straßen Englands;

die Perücke war überdieß noch auf einen Nebenweg hingeschleudert worden; sie lag daher ein ziemliches Weilchen, ehe sich ein Liebhaber dazu fand; aber endlich kam der einzige Sohn eines reichen Esquire, dessen väterliches Gut in der Nähe war, geritten; sah sie, hob sie aus Neugier mit seiner Reitgerte empor, und kam durch ein unglückliches Ungefähr auf den Einfall, sich einen Spaß damit machen zu wollen.

„Wenn ich dieß Geniste, (dachte er bey sich selbst) auffsetzte, so würde mich vielleicht unser eigenes Hausgesinde, wohl gar meine leibliche Schwester nicht kennen. Ich habe ja nicht weit bis heim! Was thut's? ich will es versuchen." — Er setzte sie auf, und ritt ganz gelassen weiter.

Ehe er auf seines Vaters Grund und Boden kam, mußte er noch die Landstraße durchschneiden, und sowohl bey einem Schlagbaum, als einem Zollhäuschen vorbey, wo Wegegeld entrichtet wurde. Er that Dieß, unbekümmert wegen der Leute, die er dabey stehen sah; aber desto mehr bekümmerten sich diese um ihn. Denn siehe da! durch einen neuen unglücklichen Zufall hielt hier, in eben diesem Augenblick, jener vor Kurzem erst beraubte Wollhändler an; und erzählte einigen von ungefähr angetroffenen Bekannten sein trauriges Abenteuer. Jetzt, als er im besten Erzählen unsern jungen Esquire daher traben sah, und auf seinem Kopf jene Perücke erblickte, die er nur allzu gut sich gemerkt hatte, unterbrach er sogleich seine Erzählung und rief hastig: „Ey seht da! Unser Highwaymann! Greift ihn! greift ihn!" — Seine Gefährten, getäuscht wie er, legten sogleich Hand an. Ehe der arme bestürz-

te Jüngling ein Wort nur reden konnte, war er auch schon vom Pferde herunter gezogen. Es half nichts, daß er sich zu erkennen gab; nichts, daß der Zolleinnehmer selbst nun für ihn und seine Unschuld Leib und Leben zu verpfänden sich erboth; nichts, daß von allen geraubten Stücken auch nicht ein Einziges bey ihm zu finden war. Der Wollhändler blieb dabey, er erkenne seinen Räuber in ihm. Das Begehren der Verhaftung mußte ihm gewillfahrt werden, und der peinliche Prozeß nahm seinen gewöhnlichen Lauf.

Der Sachwalter des jungen Esquire that alles Mögliche, um die Schuldlosigkeit seines Clienten ins helle Licht zu setzen. Man gab ihm durchgängig das vortheilhafteste Zeugniß; aber wegen der verdächtigen Viertelstunde konnte er doch durch keinen Zeugen sich rechtfertigen; der Wollhändler, auch ein sonst unbescholtener Mann, beharrte auf seiner Aussage; legte den Eid darauf ab, und die zwölf Geschwornen sprachen das fürchterliche guilty aus.

In England, wie bekannt, werden alle Gerichtshändel bey offenen Thüren geführt. Bey dem gegenwärtigen Verhör war der wahre Thäter vom Anfange bis zu Ende Zuschauer gewesen, hatte aber weislich geschwiegen, bis der Ausspruch der Geschwornen gefällt war. Jetzt trat er hervor, wandte sich zum Richter und sagte: „Der Criminal-Prozeß sey zwar ganz ohne Partheylichkeit, ganz ohne Verletzung irgend eines Gesetzes geführt worden; doch scheine es ihm, als hätten Kläger und Geschworne zu viel auf den Punct mit der Perücke geachtet. Wenn es ihm erlaubt sey, getraute er Dieses sogleich durch ein augenscheinliches Beyspiel

zu beweisen." — Der Richter, der nichts eifriger wünschte, als seinen Angeklagten retten zu können, gab diesem neu aufgetretenen Sachwalter gern Erlaubniß, seinen Beweis zu führen, und ließ ihm die Perücke reichen, die während des ganzen Handels da gelegen hatte.

Er stürzte sie auf, indem er dem Wollhändler den Rücken zukehrte. Dann aber wandte er sich schnell um zu ihm, und mit eben dem Blick, dem Ton, der Geberde, der Drohung in Hand und Worten rief er: Deine Börse her, Elender!

Kaum sah Dieser so plötzlich jenes Original vor sich stehen, das ganz ein Da Capo mit ihm spielte, als er auch augenblicklich seinen bisherigen Irrthum und seinen wahren Feind erkannte. — „Gott verdamm mich (schrie er auf) ich habe mich betrogen; Dieser hier ist mein Spitzbube!"

Aber eben so rasch war jener mit dem schwarzen Stutz wieder herunter, und wandte sich lächelnd zum Richter. — „Ewr. Herrlichkeit sehen nun, wie drehend dieser gute Mann durch die Perücke gemacht wird; kaum sieht er in ihr mich ganz Unschuldigen, mich, der ich so lange völlig unbemerkt und dicht vor seinen Augen stand, so bin ich sogleich seinen Gedanken nach der Räuber. Bey Gott, ich glaube, er hätte Ewr. Herrlichkeit ein gleiches Compliment gemacht, wenn Sie eher eben den Einfall gehabt hätten! Wenigstens aber hat er jetzt seinen Eid widerrufen und den Beklagten frey gesprochen."

Nach englischen Gesetzen galt wirklich über diesen letzten Punct keine Frage mehr; und eben so wenig

konnte er, nach einem schon geleisteten falschen Eide, noch einen neuen schwören, oder irgend eine Klage gegen seinen muthmaßlich wahren Räuber anheben; zumahl, da gegen Diesen nicht der geringste übrige Verdacht obwaltete. Der Esquire kam los; der Sachwalter verschwand wieder.

Edle Dreistigkeit einer gemeinen Bäuerinn, die Schande ihres hingerichteten Mannes zu mindern.

In einem kurländischen Bauerhofe, und zwar in einem, der ziemlich einsam lag, suchte ein pohlnischer Jude, den auf seiner Fußreise die Nacht überfiel, um Beherbergung an, und erhielt sie auch. Bekannter Maßen führen diese Handelsleute, unter der dürftigsten Kleidung, oft reichlich versehene Geldkatzen bey sich; thun, als ob sie um Brot betteln müßten, und könnten ein Rittergut kaufen. Gegenwärtiger Wanderer gehörte zu diesen dürftig scheinenden Reichen, und ich weiß nicht, durch welches Ungefähr sein Wirth Kundschaft davon erhielt. Die Vermögensumstände dieses Bauern waren eben nicht die besten; seine Gesinnungen, Trotz seiner ehrlichen Miene, eben nicht die rechtschaffensten. Er hatte kaum von seines Gastes Börse einige Muthmaßungen gefaßt, als der Gedanke in ihm aufstieg: Der Tod eines Menschen könne hier eine ganze Familie glücklich machen, und sey daher wohl zu entschuldigen. Er theilte seinen beyden Söhnen diesen Einfall mit, und fand sie dazu bereitwilliger, als sie sollten. Das schändliche Vorurtheil: daß das Leben eines Juden weit weniger als

ein christliches werth und eigentlich nur als ein halb menschliches zu betrachten wäre, trug viel zu ihrer Willfährigkeit bey; und jener Unglückliche ward im tiefsten Schlaf überfallen, beraubt und ermordet.

Sie hatten ihre Maßregeln so gut zu nehmen, den Leichnam so heimlich zu verscharren gewußt, daß niemand in der ganzen Gegend etwas davon argwohnte. Die Vermögensumstände dieses Bauern besserten sich durch diese schändliche Erbschaft gewaltig; er bezahlte seine Schulden; und in Jahresfrist heirathete sein ältester Sohn die Tochter eines reichen Nachbars; eine junge, hübsche, brave Dirne, um die er vorher lange schon gefreyt hatte, und die ihn gegenseitig auch von Herzensgrunde liebte.

Doch kaum war diese Hochzeit vorbey, als Verdacht wegen jener Mordthat ausbrach. Die Gerichte bemächtigten sich des Vaters und seiner Söhne; man fand die Überbleibsel des begrabenen Körpers; man entdeckte der Spuren bald noch mehrere. Die Schuldigen gestanden endlich selbst ihr Verbrechen; man sprach über sie das Urtheil: enthauptet und auf das Rad geflochten zu werden. Ein hartes, aber doch gerechtes Urtheil, welches auch bald darauf an ihnen vollzogen ward.

Wer vermag bey allen diesen schrecklichen Ereignissen das Gefühl der jungen erst verheiratheten Frau ohne Mitleid sich denken? Zu eben der Zeit, wo sie einen geliebten, lang geliebten Mann nun endlich zu besitzen glaubt; sich dieses Besitzes noch in seiner ganzen Neuheit freut; sieht sie eben denselben eines schwarzen Lasters angeschuldigt; sieht ihn aus ihren Armen wegreissen; geschleppt zum Kerker; eben

desjenigen Bubenstücks, weßhalb sie ihn so gern gegen die ganze Welt vertheidigen mochte, überführt; hört über ihn das fürchterlichste Urtheil des Todes aussprechen, und findet zwar seine Richter mitleidig bey ihren Thränen, doch unerweichbar das Gesetz, wornach sie ihn richten. O entsetzlich war ihr Abschied, als sie zum Hochgericht ihn führten, noch entsetzlicher beynahe ein anderer Gedanke, der sie stracks darauf ergriff!

Diese Unglücklichen waren — wie wir schon gesagt haben — nach überstandener Todesstrafe aufs Rad geflochten, ihre Köpfe oben auf den Pfahl gesteckt worden. So verzerrt von dem letzten Streich und Schmerz, so geröstet von der Sonne, zerfressen von den Raben, verabscheut von allen Vorbeygehenden, sollte nunmehr das Haupt verwesen, auf dessen Mund sie sonst so oft den Kuß der Liebe gedrückt, das ihr so männlich schön geschienen hatte! Diese wahrscheinlich für Manche sehr schwärmerisch klingende Empfindung mußte doch ganz die wahre Empfindung dieser unglücklichen Bäuerinn gewesen seyn; denn wie ließe sich sonst die sonderbare That erklären, zu der sie sich erkühnte?

Im Dunkel der tiefen Nacht, allein, ohne Leuchte, ohne Gefährten, stiehlt sie sich leise aus ihrem Bette und aus dem väterlichen Hause; läuft weit, weit hinweg bis zur Gerichtsstätte. Keine rauhe Witterung hält die Halbnackende ab; keine Furcht vor dem schaudervollen Orte — Leuten von ihrer Erziehung doppelt gräßlich! — erschreckt sie; selbst das Unmöglichscheinende wird ihr möglich. Sie klettert an der bloßen Stange empor, kommt bis ans Rad, bis an dessen Spindel; und verhüllt mit einem weißen Tuche

das Haupt ihres ehemahligen Gatten; dann kehrt sie wieder zurück in ihre Wohnung.

Man kann sich die Verwunderung leicht denken, die des andern Morgens bey denjenigen entstand, die zuerst diese sonderbare Bekleidung inne wurden. Die Guthsherrschaft forschte weiter nach, und die wahre Beschaffenheit der Sache kam bald heraus. Man versagte der jungen Witwe die Bewunderung nicht, die ihre Kühnheit verdiente. Der Leichnam ihres Mannes ward vom Rade genommen und unter demselben begraben. Für sie selbst sorgte die Herrschaft nach möglichsten Kräften. Jene Verachtung, die sonst, ungerecht genug, die Hinterlassenen eines Gerichteten zu verfolgen pflegt, traf sie nie; sie ward vielmehr nach Verlauf eines Jahres die Gattinn eines ihrer Liebe würdigen Mannes.

Der blutige Jeßanack.

Daß es im Königreich Ungarn sehr viele Waldungen von großem Umfang gibt; Waldungen, in welchen man oft einige Meilen reisen kann, ohne auch nur ein Dorf, eine Hütte, höchstens hier und da ein einzeln stehendes Gasthaus ausgenommen! — zu erblicken; dieß ist eine allgemein bekannte, schon in tausend Büchern stehende, und von unzähligen Reisenden verbürgte Wahrheit.

So unangebaute Wälder sind auch natürlicher Weise sehr menschenleer. Dennoch werden sie auch zuweilen von ganzen zahlreichen Gesellschaften durchstrichen, die sehr füglich — wegbleiben könnten. Das heißt: Räuberbanden sammeln sich hier nicht selten; werden einzelnen Wanderern, auch wohl kleinen Caravanen, gefährlich, und begnügen sich zuweilen, wenn sie allzu hartnäckige Gegenwehr finden, nicht ein Mahl mit dem Raube allein; sondern morden auch die Unglücklichen, die in ihre Hände fallen. Gerechtigkeit und Regierung thun zwar, vorzüglich in der letztern Hälfte dieses Jahrhunderts, Alles, was sie nur

können, um diesem Unwesen zu steuern. Doch solche ganz auszurotten, war bisher unmöglich.

Nun lebte vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren in eben diesem Königreiche, im War** Comitate, ein gewisser Procurator, Jeßanack mit Nahmen, der sich seit seinem Eintritt in's gerichtliche Leben immer als den geschworensten Feind von solchen Störern öffentlicher Sicherheit auszeichnete. Er war Gerichtsdirector auf verschiedenen weitläuftigen Herrschaften; ließ mit dem lebhaftesten Eifer jedem Räuber, der sich allda nur von Weitem spüren ließ, nachforschen, und suchte mit noch größerer Strenge jedem ein Mahl Ertappten auch seinen gehörigen Lohn zu verschaffen. Nachsicht, Erlaß und Gnade waren Worte, die aus seinen Protocollen und Schriften gleichsam weggebannt zu seyn schienen; und indem er so fast immer bey jedem Überwiesenen die Todesstrafe durchsetzte, kein Vorwort anhörte, keine Ausflucht gelten ließ, reinigte er wirklich in der Frist von einigen Jahren die ihm anvertrauten Herrschaften von allem solchen Räubergesindel gänzlich; erhielt dafür den Dank der Verständigen, zugleich aber auch, nicht nur von den Straßenräubern selbst, sondern auch vom größern Theil des Publicums, und zumahl von der gemeinen Menge, den etwas zweydeutig klingenden Nahmen: blutiger Jeßanack.

Einst, als er sich selbst auf einer Reise befand, herrschaftliche Gelder eincassirt, und einige tausend Gulden im Wagen bey sich hatte, ward er, — indem er über fremdes, nicht so gesäubertes, Gebieth fuhr — an einer Stelle, wo er sich dessen am wenigsten versah, von einer ganzen Rotte bewaffneter Buschklepper

umringt. Er suchte sich durch seine dargebothene Börse von allen übrigen Ungemächlichkeiten loszukaufen; da aber diese ziemlich leicht wog, so hatte man wenig Lust, diesen stillschweigenden Contract einzugehen. Man stand vielmehr eben nicht nur im Begriff, eine genaue Durchsuchung des Wagens vorzunehmen, sondern fügte auch bereits sehr gefährlich klingende Drohungen hinzu, als plötzlich mitten aus diesem Haufen ein junger Bursche hervordrang, die Nächsten am Wagen und diejenigen, die den Passagier angepackt hatten, zurückstieß, und dabey ausrief: „Ey, so laßt „doch den Kerl zu allen tausend T— fahren, und ver„liert eure Zeit nicht bey ihm! Ich kenne ihn. Es ist „der blutige Jeßanack, und der führt gewiß, außer „seinem Beutel, keinen einzigen Kreuzer bey sich."

Bey einer solchen Empfehlung ward dem Procurator wahrlich nicht wohl zu Muthe. Sein Nahme blieb nicht ohne Wirkung. „Der blutige Jeßanack!" riefen mit einem Munde die sämmtlichen Räuber; traten wirklich einen Schritt zurück; hielten aber den Wagen umringt, und stimmten unter sich ein gar nicht tröstliches Gemurmel an. „Wenn das wirklich „Jeßanack ist," schrie endlich Einer von ihnen: „was „zögern wir noch länger, den Burschen kalt zu machen? „Der Kerl verdient ja doch, er habe nun Geld ver„läugnet, oder nicht, siebenfältig den Tod! Wie man„chen unserer braven Kameraden hat nicht dieser sau„bere Herr auf seinem verdammt ehrlichen Gewissen!"

Schon zuckten einige die Messer; schon empfahl Jeßanack seine Seele dem Himmel: doch jener Vorsprecher trat abermahls dazwischen. — „So laßt ihn „doch ziehen!" sprach er: „ziehen, wohin es ihm be-

„liebt! Allerdings hat er sich zwar an unsers Gleichen „oft hart versündigt. Aber wer weiß, ob nicht an sei„ner Stelle noch ein Schlimmerer kommen dürfte! „Er hingegen, wenn wir ihn dieß Mahl so fein säu„berlich durchwischen lassen, wird doch auch ein Ge„wissen haben, und künftig etwas glimpflicher mit „uns umgehen. Auf jeden Fall hat der alte Fuchs kein „Geld weiter bey sich: und mit seinem Blute — was „ist uns da geholfen?"

Dieses Vorwort fruchtete. Unversehrt, und ungeplündert, nur nochmahls ernstlich ermahnt, sich für die Zukunft in seinen Maßregeln zu bessern, zog Jeßanack seine Straße. Er fand allerdings selbst in dieser Errettung Manches sonderbar; begriff kaum, wie er davon, und an jenem jungen Burschen zu einem solchen freundschaftlichen Vertheidiger gekommen sey; glaubte aber dennoch nicht in seiner ein Mahl übernommenen Pflicht durch einen Zufall dieser Art sich irren zu lassen. Er hatte ja alles Bisherige, nicht aus Eigennutz, sondern zur Handhabung der Gerechtigkeit, zur öffentlichen Sicherheit seines Vaterlandes gethan; er fuhr daher auch muthig fort, für Beyde zu wachen und zu arbeiten. Sein Ruf vermehrte sich noch. Von Weitem her ward er zu mancher schwierigen Untersuchung verschrieben; und schlaue Bösewichter, die sonst jedes Verhör unnütz zu machen wußten, erblaßten, wenn Jeßanack auftrat, und verstrickten sich gemeiniglich in seinen Fragen. Sechs oder sieben Jahre verliefen indessen. Jenes Abenteuer im Walde kam ihm fast gänzlich wieder aus dem Sinn.

Einst ward, in einer ziemlich weiten Entfernung von seinem Wohnsitze, eine starke Räuberbande, die

in einem gräflichen Schlosse einzubrechen versuchte, gerade im günstigsten Augenblicke noch entdeckt, überrascht, und größten Theils verhaftet. Es ward eine scharfe Untersuchung gegen sie angestellt; man erbath sich hierzu Jeßanacks Beystand, und Dieser stellte auch willig sich ein. Im ersten Verhör läugneten zwar die Gefangenen Alles; doch gleich nach demselben verlangte einer von dieser Bande mit Jeßanack allein zu sprechen, und sein Begehren ward ihm zugestanden.

„Wahrlich!" — rief dieser Bursch, so wie sein Kerkermeister nur abgetreten war: — „Wahrlich, rief er, und schüttelte die Fessel an seinen Händen: Sie lohnen den Leuten schön, die sich um Sie verdient machten! Es kostete mich vordem Mühe genug, Sie beym Leben zu erhalten; jetzt, scheint mir, werden Sie diese auch nicht sparen, um mir davon zu helfen."

Jeßanack stutzte; wußte nicht gleich, was er von dieser Anrede denken solle; sah aber bald den Kerl genauer an, und frohte: Wie? Wärest du wohl gar —

Nun ja! ja! ich bin freylich derjenige, der Ihnen im**auer Busche das Wort bey seinen Kameraden redete! Ich bin es, der sich damahls gröblich an seinem ganzen Handwerk versündigte; indem ich durch Ihre Erhaltung späterhin wohl Zwanzigen meiner Brüder zu Strang und Schwert verhalf! — Glauben Sie nicht etwa, daß ich jetzt den Uneigennützigen, wohl gar den Großmüthigen zu spielen Lust habe. Ich gestehe frey: Ich rettete Sie damahls in der Hoffnung, daß Sie mich vielleicht einst wieder retten könnten. Damit sie aber doch auch diesen Dienst nicht allzu wenig, allzu wohlfeil schätzen, so wissen Sie: mir war

da=

damahls nicht minder aufs genaueste bekannt, wie viel tausend Gulden in ihrem Wagensitze sich befänden.

„Wie? auch das hättest du gewußt?"

Vollkommen! Ja, jetzt vielleicht genauer noch, als Sie wohl selbst sich es merkten! Es waren sieben Beutel und zwey davon mit den schönsten Kremnitzer Ducaten gefüllt. Ich machte damahls den Kundschafter der Bande. Ich hatte ihre Barschaft im Schlosse einpacken gesehen; wußte Alles — und schwieg. Unläugbar sind Sie also mein Schuldner! Ob Sie jetzt mich bezahlen wollen, steht bey Ihnen. Wenigstens, wenn nur der gute Wille da ist, habe ich die Sache selbst nicht Ihnen unmöglich gemacht. An meinen Händen klebt kein Menschenblut. Geraubt habe ich oft, gemordet nie. Mehrmahls sah ich zu; doch nie gern; half nie mit; setzte mich nicht selten dagegen. Nach fremder Habe ließ ich freylich ziemlich oft mir gelüsten. Doch dann wären Sie wahrlich kein Rechtsgelehrter, wenn Sie so etwas nicht zu entschuldigen wüßten!"

Wenigstens will ich thun, was mir möglich ist! darauf gebe ich dir hiermit Hand und Wort.

Jeßanack hielt Beydes. Durch seine Vertheidigung, und als diese nicht ganz hinreichen wollte, durch seine Vorbitte, blieb von der ganzen Bande dieser Einzige am Leben, und kam mit einer sehr mäßigen Leibesstrafe durch, da es die Übrigen alle mit ihrem Halse büßen mußten.

Mörder, der sich zwingt, eine Ursache zu finden.

Ein junger Bauer gerieth in der Schenke mit einigen seines Gleichen in Zwist. Von Worten kam es zum Handgemenge. Er unterlag der stärkern Anzahl; ward niedergeworfen, bey den Haaren zur Thüre hinausgezerrt, und noch draußen auf der Flur aufs unbarmherzigste zerprügelt.

Er lag, wie an allen Gliedern gelähmt, und schäumte Wuth und Rache; aber er konnte sich noch nicht aufrichten, und diejenigen, welche in diesen Zustand ihn versetzt hatten, waren davon gegangen. Indessen hatte er sein Messer hervorgezogen, und wartete nur auf die Rückkehr seiner Kräfte, um sich völlig aufzuraffen und an irgend einem Gegenstande seine Mordgier auszulassen. Diese Kräfte stellten sich wieder ein; er stand auf; obschon noch halb taumelnd; das Zimmer öffnete sich; er sah bey dem herausschimmernden Lichte, — denn die Flur war dunkel, — einen ihm völlig Unbekannten und an seinem Unfalle ganz Unschuldigen hertreten. Er fühlte Begierde, auf ihn loszugehen; aber ehe er noch sich dazu entschließen konnte, war die Gelegenheit schon vorüber.

Unmittelbar darauf trat ein Anderer, an seinen Schmerzen eben so unschuldig als jener, hervor. Indeß, da er, wie vorhin, in seinem Entschlusse noch hin und her schwankte, fiel ihm ein: daß vor vielen Jahren die Mutter dieses Menschen mit seiner Mutter einen Zank gehabt, und ihr Unrecht gethan habe; seine Rache in eben dem Augenblicke war entschieden; er ging auf ihn loß, und stieß ihm das Messer ins Eingeweide.

Seine Richter gaben sich alle mögliche Mühe, von dem Mörder noch irgend eine andere Ursache dieser blutigen That herauszubringen; es war umsonst. Auch bedarf der Kenner der menschlichen Natur keiner andern, um sie zu begreifen, und sie wirft ein helles Licht auf die Natur und den Gang des menschlichen Willens, der alles aufbiethet, um, selbst bey bösen Thaten, seinem Entschluß einen Anstrich von Billigkeit, oder wenigstens eine Entschuldigung, hinreichend für sich selbst, zu geben.

Der Hundssattler und der Leinweber.

Im fränkischen Kreise durchstrich vor ungefähr vierzig bis funfzig Jahren ein Krämer das Land, den der größere Haufen, fast durchgängig, nur unter der Benennung des Hundssattlers kannte. Es war ein Mann, der mit Schnittwaaren handelte; auf den Dörfern und in den Flecken oft ansehnlichen Absatz fand; jenen Spitznahmen aber von zwey englischen Doggen erhielt, die er überall mitzuführen, und mit einem Theil seiner Waaren zu bepacken, mithin gleichsam zu satteln pflegte. Ein junges Weibsbild, das er für seine Frau ausgab, und bey welcher ihm wenigstens alle Rechte eines Mannes frey standen, war seine gewöhnliche Begleiterinn. Für so ganz engelrein galt freylich seine Denkungsart und sein Betragen nicht; gleichwohl wußte niemand ihm etwas Auffallendes nachzusagen, und noch minder zu erweisen.

Um eben diese Zeit lebte auf dem Lande, in einem kleinen offenen Marktflecken, ein Leinweber, der schon Vater von sechs Kindern, und ein kreuzbraver Mann, nur eben seiner zahlreichen Familie halber so blutarm war, daß oft die Sonne Wochen lang in seine Küche

schien, ohne einen Funken Feuer auf seinem Herde zu finden. Der Hundssattler hatte ihn, weiß der Himmel durch welchen Zufall, kennen gelernt, und pflegte zuweilen, wenn Nacht oder übles Wetter sein weiteres Fortkommen hinderten, hier auf einer Streu — denn an ein Gastbette war nicht zu gedenken — zu übernachten. Wann ihm dann sein armer Wirth, nach gewöhnlicher Art der Dürftigen, seine Noth recht herzlich klagte, schien er ihm mit Rührung zuzuhören, und versprach: bey erster vorfallender Gelegenheit auf Verbesserung seiner Umstände zu denken.

Einst kam der Krämer und seine angebliche Frau gerade zu einer Zeit, wo die Noth des Webers äußerst groß und dringend war. Er sollte vier Gulden, die ein harter Gläubiger ihm vorgestreckt hatte, zahlen, oder des andern Morgens sein Handwerksgeräthe sich auspfänden lassen. Im ganzen Hause waren keine vier Kreuzer aufzutreiben; zu verkaufen oder zu versetzen war auch nichts mehr; kein neuer Darleiher wollte sich finden, und der Ältere war unerbittlich. Die arme Frau rang die Hände; der Mann saß hinter seinem Weberstuhl, stumm, thränend und zur Arbeit unfähig; die Kinder schrien um Brot. Als der Hundssattler diesem Jammer eine Weile zugesehen und zugehört hatte, sagte er: „Wohlan, hier will ich mich ins Mittel „legen. Ich bin so eben im Begriff, zu einem meiner „vorzüglichsten Kunden zu gehen, eine ansehnliche „Summe Silbergeld einzucassiren, und einige neue „Waaren abzuhohlen. Komm mit, hilf mir tragen! Ich „will dir reichlich lohnen. Überhaupt, wenn ich merke, „daß du in mein Geschäft dich schickst, so will ich dich von nun an dazu gebrauchen, und ich wette, es soll

„dich bald besser als dein ärmlicher Weberstuhl nähren.
„Aber freylich, da deine Noth dringend ist, so müssen
„wir auch sogleich uns aufmachen. Ich hatte ohnedem
„keine Lust heute zu übernachten. Mein Weib aber
„mag da bleiben, und unsere Rückkunft abwarten."

Wer war bereitwilliger zu allen Diesem, als unser Weber! Da der Krämer noch überdieß einen Zwanziger vorstreckte; da sogleich Brot und Bier dafür eingekauft, und das Weinen der Kinder gestillt ward, so entstand aus dem bisherigen Klagen ein ordentlicher Jubel. Man aß, und die beyden Männer machten sich dann sogleich auf den Weg. Dieser Weg ging durch einen Wald. Es ward schon dunkel, bevor sie sich noch in der Mitte desselben befanden. Als sie an einen Kreuzweg kamen, blieb der Krämer ein Paar Augenblicke stehen, und pfiff vier Mahl äußerst stark nach jeder Himmelsgegend, ohne daß sein Gefährte begreifen konnte, warum Dieß geschähe? Sie gingen weiter; nach drey oder vier Minuten rauschte es zur Rechten und zur Linken stark im Gebüsche. Der Weber fuhr erschrocken zusammen; er erschrack noch mehr, als neun oder zehn Kerls hervorsprangen, unsere beyden Wanderer umringten, den Weber mit einiger Verwunderung anstaunten; und endlich fast einstimmig riefen:
„Willkommen, Hundssattler, willkommen! Wo stecktest du denn so lange? Und wer ist Dieser hier?"

„Ein neuer Kamerad ist es! erwiederte der Krämer. Armuth und Unfälle haben ihn in der Welt bisher genugsam durchgebeutelt. Nun will er sich an andrer Leute Beutel dafür schadlos halten. Ich stehe euch für seine Treue; denn ich kenne ihn schon lange.."

„Wenn dem so ist, so sey er uns willkommen! antworteten alle; ergriffen Einer nach dem Andern seine rechte Hand, und schüttelten sie, gleichsam zur Bestätigung ihres Bundes. Stumm und zitternd stand immer noch der Weber in ihrer Mitte. Daß man so ihm helfen, in eine solche Gesellschaft ihn einführen wolle, davon hatte er in den Worten des Sattlers, so sonnenklar sie jetzt ihm wurden, keine Sylbe gemuthmaßet. Gern wäre er wieder tausend Meilen davon entfernt gewesen; gern hätte er diesen gräßlichen Bundsgenossen geradezu gesagt: daß er jede Verbindung mit ihnen verabscheue. Aber er besorgte nicht ohne Grund, daß er selbst dann so gut als geopfert sey. Ein drohender Blick, den der Hundssattler ihm zuwarf, verstärkte diese Besorgniß, und die Liebe zum Leben bewies ihre gewöhnliche Stärke. Er sammelte daher alle seine Kräfte, nahm eine willige Miene an; erwiederte ihren Händedruck, dankte für gute Aufnahme, und versprach sein Möglichstes zu thun, um der Gesellschaft nützlich zu werden."

Jetzt eröffnete der Krämer, der sich überhaupt als Anführer der Bande betrug: wohin es heute gehen solle? — „Ein reicher Müller," sagte er, „ungefähr eine kleine halbe Meile von hier wohnhaft, dessen Mühle ganz abseitig liege, der weder wegen seiner selbst, noch wegen seines Hausgesindes viel zu fürchten sey, habe, wie er gewiß wisse, vor vier oder fünf Tagen drey tausend Gulden bar eingenommen. Diese könnten sie besser brauchen, als der Müller. Das Geschäft sey eben so leicht, als belohnend. Um unerkannt zu bleiben, wollten sie das Gesicht sich schwärzen. Wirth, Wirthinn und ein Paar Mägde müßten zuerst

gebunden, und geknebelt werden; die zwey Mühlbursche würden in der Mühle beschäftigt seyn, und vielleicht nicht einmahl merken, was im Hause darneben vorgehe. Merkten sie es, und setzten sich zur Gegenwehr, so würde die Gesellschaft leicht den Meister spielen, und müsse zur schuldigen Dankbarkeit, Alles was dort Athem hohle, umbringen."

Man stimmte einmüthig diesem Vorschlag bey, machte sich sofort auf den Weg, und vertheilte während desselben die Rollen bey der Ausführung. Unserm Leinweber, weil er noch Lehrling im Handwerk sey, ward das bloße Schildwachstehen zugetheilt. Auch dafür war ihm heimlich bange genug; doch fuhr er fort sich zu verstellen, und versicherte, so wachsam als möglich zu seyn. Der Einbruch selbst ging nach Wunsch von statten. Der Müller und sein Hausgesinde wurden im tiefsten Schlaf überfallen; Alle waren schon gebunden, ehe ihnen noch von Dieben träumte. Aber gleichwohl fanden auch Diese bey Weitem nicht Alles, was sie suchten. Daß dem Müller ein Capital von drey tausend Gulden vor wenig Tagen eingegangen, das hatten dem Hundssattler seine Kundschafter richtig hinterbracht; doch daß eben dasselbe schon wieder ausgeliehen worden, das hatte er nicht erfahren, und fluchte daher jetzt fürchterlich, als er das leere Nest antraf. Der unglückliche Müller mußte eben daher an seinem Körper verschiedene Mißhandlungen erfahren, die fruchtlos blieben, weil er doch, auch beym willigsten Herzen, jenes Geld nicht herzuschaffen vermochte. Sein junges Weib und ihre Mägde mußten noch mancherley erdulden, was ihnen im Herzen vielleicht nicht so unleidlich schien, als sie der Zeugen wegen sich stell-

ten. Man packte dann zusammen, was man fand; knebelte nochmahls die Beraubten sorgfältigst, und entfernte sich. Im Walde theilte man die Beute; auf unsern Weber kamen fünf Gulden; die übrigen Räuber zerstreuten sich im Gehölze. Der Hundssattler und der Weber gingen geraden Weges auf ihre Heimath zu.

Kaum aber sah sich dieser Letztere mit seinem angeblichen Versorger wieder allein, als er in die bittersten Vorwürfe, der That wegen, wozu er ihn verleitet habe, ausbrach. Der arme ehrliche Mann schwur: daß er eher den Bettelstab als diesen Ausweg gewählt haben würde, wenn er nur mit einer Sylbe sein Vorhaben gemuthmaßt hätte. Er wollte jetzt noch die ihm zugefallenen fünf Gulden wieder geben. — „Es sey Sündengeld," sagte er, „es sey eine Blutschuld, die ihn „schwerer, als selbst der Hunger drücke; und er werde „nie an die heutige Nacht gedenken, ohne zu bereuen, „daß bloß die Liebe zum elenden Leben und die Sorge „für sein Weib und seine Kinder ihn bewegen konnten, „hülfliche Hand zu einem solchen Bubenstück zu biethen." Der Hundssattler hörte die ganze Rede gelassen und lächelnd an; nur die fünf Gulden schob er zurück, so oft sein Gefährte sie ihm anboth. — „Behalte sie!" sagte er: „Ich begreife gar wohl, daß sie dir, feigherzige Memme, „sauer genug zu verdienen fielen. Gedenke daran, daß „vielleicht morgen dein Weib und deine Kinder verhungern, wenn du jetzt einen Bettel wegwirfst, der wenigstens nie an seinen eigentlichen Herrn zurück kommen soll. Willst du aus frommer Dummheit mit Gewalt ein armer Teufel bleiben, so bleib es! Ich wies „dir wenigstens den Weg, wo du dir helfen konntest; „dich mit Gewalt gescheit und glücklich zu machen, wäre

„Thorheit. Nur das merke dir, Kerl! Von Allem,
„was du bey uns sahst und hörtest, halte reinen Mund!
„Unterstehst du dich, auch nur ein Wort davon auszu-
„plaudern, so wird dir die Hütte übern Kopf angezün-
„det; so soll nicht etwa dir allein der Schedel zer-
„schmettert, sondern auch Weib und Kinder vor deinen
„Augen erwürgt werden; das schwör' ich dir, du
„magst einen Gott oder Teufel glauben, bey Beyden!
„Und das werden gewiß, nebst mir, vierzig bis funfzig
„Bursche möglich machen, denen weder vor Galgen
„noch Gerichten graut."

Diese herrliche Zusicherung ward in einem Tone ertheilt, der bestätigen half, daß sie ernstlich gemeint sey. Der arme Weber, für das Leben der Seinigen besorgter, als für sein eigenes, verschloß daher auch sorgfältig seinen Mund; selbst seiner Frau sagte er von der Geschichte dieser Nacht kein Wort! Er sah den Hundsfattler in den nächsten drey oder vier Wochen noch einige Mahl; er zitterte heimlich, so oft der Räuber zu ihm eintrat; aber wenn derselbe ihn lachend einlud, wieder mitzugehen, antwortete er bloß mit einem treuherzigen: Gott bewahre! und verschmerzte gern Spott und Schimpfreden seiner Zaghaftigkeit wegen.

Selten entläuft der Dieb lange dem Galgen, und noch seltener lebenslang dem Gerichte. Auch der Hundsfattler ward einige Monathe darauf, zu Baireuth, nicht eines Einbruchs, sondern andrer ähnlichen Räubereyen halber, verhaftet. Die Anzeigen gegen ihn waren stark. Er läugnete zwar frisch weg, doch konnte er sich von der Tortur, die damahls bey Gerichten noch allgemein im Schwunge war, nicht losläugnen. Sie erging, und zwar ziemlich scharf über ihn. Er ertrug

sie, wie man einen mäßigen Kopfschmerz erträgt; beharrte fest auf seiner Vertheidigung und erhielt endlich nicht nur wieder seine Freyheit, sondern auch schriftliche Anerkennung seiner Unschuld, nebst der Erlaubniß: sich, wie bisher, von seiner Krämerey zu nähren, und wegen erlittener Untersuchung weder Schaden noch Vorwurf dulden zu dürfen. So ging er aus dem Kerker, mit dem festen Vorsatz: sein bisheriges Handwerk treulich, nur etwas vorsichtiger als ehemahls, fortzusetzen.

In der Vorstadt von Baireuth war ein Wirthshaus, wo er vordem oft einzukehren pflegte. Auch jetzt nahm er dahin einen seiner ersten Ausgänge, und weil es gerade Jahrmarkt war, fand er im untern Zimmer eine Menge Gäste beysammen. Einige alte Bekannten umringten ihn beym Eintritt, freuten sich ihn wieder ledig zu sehen; fragten: Wie es denn eigentlich damit hergegangen sey? Ob er viel ausstehen müssen? Ob er völlig gerechtfertigt worden? Und dergleichen mehr. — Er prahlte dagegen, so viel sich nur prahlen läßt, mit seiner Unschuld, seiner Herzhaftigkeit in unverdienten Leiden, und seiner endlich anerkannten gerechten Sache. Er wies überall den erhaltenen Freyheitsbrief herum; und unterließ freylich nicht, auch gegen die löbliche Justiz manches bittere Wörtchen fallen zu lassen, weil sie einen ehrlichen Kerl, so mir nichts, dir nichts, quälen könne, und doch am Ende, wenn Diesem nur das Herz am rechten Flecke sitze, vor den Mund sich schlagen müsse. Diese Erzählung wirkte. Man bedauerte seine erlittenen Schmerzen; bewunderte seinen Muth bey ihrer Ertragung; und drängte sich von allen Seiten um ihn herum, nicht nur um ihn zu hören, sondern auch,

um gleichsam zur Entschädigung, ihm etwas abzukaufen.

Aber unter den Gästen in eben diesem Zimmer war auch Einer befindlich, dessen der Hundsfattler sich gewiß nicht versah, und von dem er nicht ahnden konnte, daß er bald als sein schrecklichster Peiniger auftreten werde; und dieß war — der Freymann von Culmbach. Niemand kannte denselben, und wohlweislich hatte er auch Niemanden sich zu erkennen gegeben; denn die Denkart damahliger Zeiten entfernte noch Gerichtsdiener und Freymänner beynahe von jeder bürgerlichen Gesellschaft. Einsam und still saß er in einem Winkel bey seinem Kruge Bier. — Doch eben dieser Freymann war selbst, ein Jahr vorher, zur Nachtszeit völlig ausgeraubt worden; und jetzt, so wie er den Hundssattler eintreten sah, erkannte er den Rock desselben für eines seiner ehemahligen Kleider, und den Anzug seiner Begleiterinn für einen Sonntagshabit seiner eigenen Frau. Daß er gegen ein also gekleidetes Paar aufmerksam ward, ergibt sich von selbst; und gleich aus den ersten Reden sah er noch deutlicher: mit wem er zu thun habe! Er entfernte sich daher leise aus dem Zimmer, rief aber den Wirth bey Seite und sagte: „Herr mit seinem Haus und Vermögen haftet er „mir, oder vielmehr der Gerechtigkeit für den Mann „dort. In einer halben Stunde aufs späteste bin ich, „und zwar hoffentlich mit hinlänglicher Begleitung, „wieder da. Will der Vogel indeß ausfliegen, so halt „er ihn auf, es sey im Guten oder Bösen! Treff' ich „ihn nicht noch, oder erfahre wenigstens nicht pünct„lich, wo er hinging, so sitzt der Herr selbst heute noch, „als ein Diebshehler, in Ketten und Banden."

Der Wirth wollte dagegen Verschiedenes einwenden; doch Jener ging unverweilt fort; auch bedurfte man beym Hundssattler weder List noch Gewalt, ihn so lange aufzuhalten, bis das Eisen fertig geschmiedet war. Er dachte an keine Gefahr, sondern zechte, schwatzte und prahlte noch immer fort, als der Culmbacher schon mit der Wache eintrat. Jetzt, als Diese Hand an ihn legte, stutzte er freylich nicht wenig; spielte bey der Verhaftung und bey der Frage: Wo er diese Kleider her habe? den Unwissenden, oder vielmehr den gleichsam Beleidigten; mußte aber doch, so ungern er wollte, wieder in eben den Kerker wandern, den er vor Kurzem erst verlassen hatte.

Verdächtige Umstände, fremde Zeugnisse, eigene Widersprüche häuften sich jetzt stärker, als vorher, gegen ihn. Die Justitz, ihrem damahligen Schlendrian getreu, sprach abermahls aufs geschärfte peinliche Frage. Man fand Dieß vollkommen in der Ordnung; nur war man verlegen darüber: welche Marter eigentlich gegen eine Person zu gebrauchen sey, deren Hartnäckigkeit man schon aus Proben kannte. Der Culmbacher Freymann both auch hier seine Beyhülfe an; und mit einem Scharfsinnn, der jeden gefühlvollen Menschen zwar zu Unwillen und Abscheu reizt, den man aber ein halbes Jahrhundert früher, bey Leuten seiner Art, sehr zu billigen pflegte, erzwang er das wirklich, was er erzwingen wollte. Denn ein feines baumwollenes Hemde, in Baumöhl eingetaucht, und mit einer gewissen Vorsicht am Leibe des Hundssattlers angezündet, verursachte Diesem so unerträgliche Schmerzen, daß er sich endlich Alles zu bekennen erboth.

Schändlich, gräßlich, unmenschlich — ich wiederhohle es! — war diese Marter. Ich würde sie verdammen, selbst wenn sie gegen einen Ravaillac, oder gegen jene Teufel in der Weltgeschichte, gegen die Urheber der Pariser Bluthochzeit, gebraucht worden wäre. Wenn dieses Verfahren indeß ja durch etwas entschuldigt werden könnte, so müßte es dadurch seyn, daß es gegen ein solches Ungeheuer erging. Die Richter, als der Hundssattler ein Mahl zum Geständniß kam, erfuhren mehr, als sie wollten: mehr als die kühnste Einbildungskraft sich vorgestellt hätte. Nicht zufrieden damit, seit vielen Jahren, bald allein und bald in Gesellschaft, bald des Tags in Wäldern und auf der Straße, bald des Nachts durch gewaltsamen Einbruch zu rauben, hatte dieser Bösewicht auch eine ungeheure Menge Menschenblut auf sein Gewissen geladen: hatte nicht nur unschuldige Fremde, freundschaftliche Reisegenossen, sondern sogar sein eigenes Fleisch und Blut gemordet: hatte, um gleichsam desto eigenthümlicher in seiner Art zu seyn, es nicht aus Habsucht allein, sondern auch aus einem Aberglauben gethan, in welchem Grausamkeit und Wahnsinn um den Vorzug wetteiferten. — „Hätte ich nur den einzigen Tag, als ich gefangen ward, noch überstanden," (sagte er im Verhör mit halb grimmigen Lachen) „so hätte ich euch und eure Käfiche, eure Wachen und Henker verspotten können." — „Und warum das?" — „Weil ich an eben dem Abend das neunte schwangere Weib zu ermorden dachte, und alle Gelegenheit dazu mir schon ausersehen hatte." — Ein allgemeines Erstaunen bemächtigte sich jetzt der

Gerichtspersonen; sie forschten weiter und genauer nach; und sieh da! der fast fabelhafte Bösewicht hatte schon acht schwangere Weiber meuchelmörderischer Weise getödtet, aus ihren Leibern die Geburten gerissen, und die Herzen derselben, indem sie noch lebten oder vielmehr zuckten, gefressen. Ja, um dieses abscheuliche Bubenstück recht vollständig zu machen, hatte seine eigene erste Frau, (ein unschuldiges Geschöpf, das ihn nie beleidigt, aber deren er bald überdrießig geworden) hatte sein eigenes erstes Kind auch das erste Opfer abgeben müssen. Man schauderte bey diesem Geständniß zurück; aber man wußte nicht, was man vollends von der Ursache denken sollte, die er angab. Denn der grausame Abergläubische hatte gehofft, nach dem Genusse des neunten Herzens — fliegen zu können, wie ein Vogel.

So willig übrigens der Hundssattler war, sich seiner Unthaten gleichsam zu rühmen, so verschlossen war er in Angabe seiner Zunftgenossen. Man befragte ihn oft, ernstlich, und mit Bedrohung abermahliger Folter nach denselben. Er blieb dabey: daß er weder ihre eigentlichen Nahmen noch Wohnungen kenne; sondern, daß er nur immer auf der Straße, an bestimmten Tagen und Örtern sie getroffen habe. Auch hätten sie ganz gewiß nun sämmtlich schon aus Deutschland, oder wenigstens aus den nächsten Kreisen sich weggeflüchtet; denn sie wären darüber einig geworden, sich sogleich zu zerstreuen, sobald Einer von ihnen, zumahl ihr Oberhaupt, eingezogen werde. — Daß man ihm Dieß nicht glauben wollte, war sehr natürlich. „Wohlan," sagte er, als man einst scharf in ihn

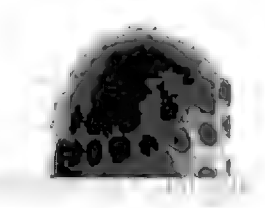
drang; „Eines Nahmen und Wohnung kenne ich al„lerdings; und glaube auch, daß man seiner habhaft „werden dürfte. Dieser war in allen meinen Räube„reyen mein treuester Genosse; war, so einfältig er „sich stellt, schlauer als ich; und kann allerdings noch „mehr gestehen, als ich selbst." — Man fragte nach dem Nahmen; und er nannte — sollte man es glauben? — jenen armen Leinweber.

Daß derselbe, auf diese Angabe, sogleich gehohlt und hingesetzt ward, erräth man leicht. Aber keine Zunge erzählt, und keine Feder beschreibt das Schrecken, das der Unglückliche dabey empfand. Schon lange vorher, als er des Hundssattlers erste Verhaftung hörte, hatte er heimlich gefürchtet, in sein Schicksal mit verwickelt zu werden; doch nunmehr war er schon seit einer geraumen Frist wieder ruhig und sicher: denn was ging ihn jener Culmbacher Diebstahl an? und überdieß sprach man auch bereits im ganzen Lande davon, daß jener sonst vermaledeite Bösewicht doch so ehrlich sey, keinen seiner Gehülfen zu verrathen. Eben hatte dem Weber seine Frau den Tag vorher die freylich nicht tröstliche Nachricht mitgetheilt: daß sie zum siebenten Mahle schwanger sey. Auch darüber nachdenkend, saß er gerade in der Dämmerung, und erhohlte sich ein wenig von den Arbeiten des Tages, als er den fürchterlichen Besuch der Gerichtspersonen eintreten sah. Ein Schauder am ganzen Leibe überlief ihn sogleich; aber vollends jedes Haar auf seinem Haupte, jeder Blutstropfen in seinen Adern erstarrte, als er, wiewohl noch kurz und dunkel, von der lügenhaften Aussage jenes Bösewichts etwas vernahm. Indeß sein

Weib

Weib in Ohnmacht hinsank, seine Kinder um Hülfe und Erbarmen schrieen, und seine Nachbarn zusammenliefen, ließ er sich hinschleppen, wie ein Sinnloser, und gestand gleich bey der ersten Frage vor Gericht, Alles, was er gethan hatte, Alles, was er wußte.

Aber auch bey der größten Aufrichtigkeit traf sein Geständniß mit der Angabe des Hundsfattlers noch äußerst wenig überein. Umsonst betheuerte der Weber im Verhör mit seinem Ankläger, daß er an allen übrigen Unthaten schuldlos sey; umsonst beschwur er mit Thränen, mit aufgehobenen Händen den Verleumder: sich nicht so frevelhaft, so grundlos an ihm zu versündigen; dieser blieb unverrückt auf seiner Rede. Die immer steigende Herzensangst des Webers galt für einen Beweis gegen ihn. Eben die Armuth, die ihn hätte vertheidigen sollen, machte, daß man ihn auch jedes Unternehmens fähig hielt; seine Acten wurden unter Umständen versendet, die im Voraus nicht viel Gutes ihm versprachen; das Urtheil hierauf war, wie gewöhnlich: Tortur, und zwar von Rechtswegen! Er erlitt sie; und das schreckbar! Denn so oft er sich unter Scharfrichters Händen befand, gestand er aus Schmerz Alles, was man fragte, und was man wollte. Ließ man mit Quälen nach, so widerrief er alsbald, und verhalf sich durch diesen Widerruf — nur zu erneuerter, verstärkter Qual. Sein öfteres Abläugnen galt für bloße Boßheit; der Beyhülfe zu einer Räuberey war er doch einmahl geständig; auf die Richtigkeit der übrigen erboth sich sein Mitgenosse zu sterben. Daß eine Privatfeindschaft zwischen ihnen geherrscht habe, konnte man aus nichts abnehmen. Dieß waren für die Urtheilsverfasser Gründe genug, um auf den



Tod zu sprechen. Sie erkannten für den Hundsfattler das Rad, für den Weber den Strang. Als der kleinere Verbrecher sollte dieser letztere eine Todesangst minder leiden, und zuerst an den Galgen kommen.

Als den beyden Gefangenen dieser Ausspruch eröffnet ward, lächelte der Hundsfattler verächtlich, und der Weber rang voll Jammer die Hände. Die Liebe zum Leben, mehr noch der Gram um seine nackten Kinder, um sein hülfloses Weib, erwachten mit größter Stärke in ihm. Auch war diese Letztere in der That noch bedaurungswürdiger, als er selbst. Während seiner Verhaftung hatte sie und ihre sechs Waisen fast ganz von Almosen der Nachbarn gelebt. Nur mit äußerster Mühe hatte sie zwey oder drey Mahl die Erlaubniß erhalten, ihren Gatten zu sprechen. Sie hatte ihn gesehen, als man ihn mit noch ganz verrenkten Gliedern aus der Folterkammer zurück in den Kerker brachte. Steine hätten damahls ihr Jammer erweichen sollen. Daß sie in gegenwärtigen Umständen, bey der schwersten Handarbeit, beym öftern Laufen in die Stadt und wieder zurück in ihre Heimath, bey unablässiger Angst zur Nachtzeit und am Tage, bey der Noth, die sie drückte, bey der noch größern, die sie bedrohte, doch nicht ganz erlag; sondern immer noch in ihrer Schwangerschaft nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur fortging, — Dieß würde unbegreiflich scheinen, wüßte man nicht schon aus andern Beyspielen, wie ungeheuer viel ein Mensch, und zumahl ein Weib, ertragen kann.

Ein einziger, aber schwacher Trost blieb ihr noch übrig; derjenige, welcher die Unglücklichen so selten ganz verläßt, die Hoffnung! — Daß ihr Mann, bis

auf jenes unselige Schildwachstehen, von allen Verbrechen ledig sey, das wußte sie gewiß; denn noch im Gefängniß hatte er es aufs heiligste ihr zugeschworen; und sie wußte, er werde sie nicht hintergehen; wußte noch aus mancherley Umständen, daß er unmöglich des Hundssattlers genauer Freund gewesen seyn könne. Daher hoffte sie immer: seine Richter würden doch endlich einsehen, was ihr so sonnenklar vor Augen stand; hoffte, der Himmel werde sich seiner Unschuld, und wäre es mit Zeichen oder Wundern, annehmen. Aber als der zum Hochgerichte anberaumte Tag nun da war; als sie das Todesurtheil schon öffentlich aussprechen hörte; als sie sah, wie man den Stab brach; wie sich der Zug bereits in Ordnung setzte; und ihr Mann mit thränendem Auge sie zum letzten Mahl umarmen wollte; da glaubte sie freylich an keine Rettung mehr. Sie riß sich von ihm los, und mit der ganzen Fülle der Verzweiflung, indem sie ihr jüngstes Kind auf dem Arm trug, das nächste an der Hand fortriß, und den andern ihr zu folgen geboth, flog sie zum Schlosse hin, und verlangte vor ihren Fürsten gelassen zu werden.

Die Wache verwehrte ihr den Zutritt, denn sie glaubte eine Wahnsinnige in ihr zu sehen. Aber eine freundschaftliche Seele flüsterte ihr zu, daß die Markgräfinn so eben im Schloßgarten sich befände; alsbald eilte die Ärmste dorthin, fand die Fürstinn, und stürzte vor ihr aufs Knie hin. Auch hier von ihren Kindern umringt, beschwur sie bey diesen unglücklichen Geschöpfen, bey dem noch unglücklichern, das unter ihrem Herzen liege, und in wenigen Tagen das Licht erblicken solle, bey ihrem Jammer ohne Maß und Nah-

men; bey Allem, was der Himmel Erhabenes und Heiliges hat — bey diesem und bey tausend andern Dingen noch, beschwur sie die Markgräfinn: sich ihres Mannes anzunehmen, und nicht zu dulden, daß er in diesem Augenblick gemordet werde. Gemordet! denn er habe zwar gefehlt, doch nicht auf eine Art, die den Tod verdiene. Selbst, wenn er es hätte — Gott sey ja gnädig! warum nicht auch Menschen und Fürsten?

Das Herz der Prinzessinn war edel und weich. Sie fühlte sich von dem Jammer dieses unglücklichen Weibes, von den Thränen Derer, die so eben wahre Waisen werden sollten, und vom Schicksale Dessen, der vielleicht kein Verbrecher war, gerührt. Sie ging zu ihrem Gemahl, und bath selbst für das Leben des Webers. Er zögerte ein Weilchen, gewährte es ihr aber endlich doch. Der Zwerg des Fürsten erhielt Befehl, aufs schnellste Roß aus dem markgräflichen Stall sich zu setzen, und dem Weber Pardon zu bringen. Die Markgräfinn ermahnte ihn zwey Mahl ja zu eilen, was er könne; denn sie besorgte sonst, daß er zu spät kommen dürfe.

Ihre Sorge war nicht ohne Grund. So sehr jene unglückliche Halbwitwe und auch die Prinzessinn sich gefördert hatten, so war doch eine ziemliche Frist darüber hingegangen, und der Zug zum Hochgericht indeß fortgesetzt worden. Das ganze Volk, das mit hinaus strömte, bedauerte den Weber; selbst Diejenigen, die auf sein hartnäckiges Läugnen geschmählt hatten, schloßen nun aus seinem Betragen auf seine Unschuld, und wünschten seine Befreyung. Der Weg zum Hochgericht war fern; man suchte ihn noch zu verlängern, so viel man konnte. Man ward immer lauter, immer

unwilliger, je mehr man sich dem Ort der Hinrichtung nahte. Immer glaubte man: jetzt oder jetzt werde Hülfe kommen. Sie kam nicht, und man war endlich an der unglücklichen Stelle. Der Priester hatte bereits seine lezte Schuldigkeit gethan, und der arme Sünder stieg oder wankte vielmehr die Leiter hinauf. Jetzt, indem er schon auf der dritten Sprosse stand, und der Henker den Strick ihm um den Hals legen wollte, jetzt wandte sich der größte Theil Zuschauer, halb unwillkürlich, noch ein Mahl gegen die Stadt zu, und Einige sahen von Weitem etwas Weißes in der Luft. Man schrie dem Nachrichter zu, einzuhalten. Man erkannte in nächster Minute das Roß, den Zwerg und das weiße Tuch. Pardon! Pardon! riefen wohl hundert Stimmen auf ein Mahl. Man eilte dem Zwerg entgegen; man jauchzte von Neuem, als man die Hoffnung bestätigt fand. Man rief von Neuem: Pardon, dem Weber, Pardon!

Stark war also die Wirkung, die diese angekündigte Gnade auf die Menge machte; noch stärker diejenige, welche eben dadurch auf einen Einzelnen verursacht wurde; und dieser war — nicht etwa der Weber selbst, sondern der Hundssattler. Hartnäckig hatte dieser Bösewicht ohne Gleichen im Gefängniß alle geistliche Zusprüche, alle Erinnerungen an ein jenseitiges Leben zurückgewiesen. „Er werde schon als ein Mann, und nicht als ein altes Weib zu sterben wissen!" Dieß war seine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn zur Reue über seine Missethaten ermahnte. In den letzten drey Tagen, wo man ihm (nach einer in verschiedenen Ländern bey Verurtheilten gewöhnlichen Sitte) frey stellte, was er zu essen und zu trin-

ken wünsche, hatte er sich noch so gütlich als möglich gethan; hatte am heutigen Tage den Richtern, als sie das weiße Stäbchen brachen, ins Auge gelacht; auch im Hinausgehen noch über den Lärmen des Pöbels, über den Unwillen, den einige gegen ihn äußerten, und über das Zittern seines Kameraden gespottet. — „Das soll meine letzte Freude seyn," sagte er, „zuzusehen, wie dieser fromme Dieb seine Abschiedscapriole schneidet!" Und mit unverwandten Augen, mit immer gleichbleibender Gesichtsfarbe schaute er wirklich hin, als dieser Arme die Leiter hinaufstieg.

Doch als gerade im letzten möglichen Augenblick die Rettung wirklich noch sich einstellte, da ward der Hundsfattler auf einmahl bleicher als eine weißgetünchte Wand, trat ein Paar Schritte zurück und rief: „Ja, es ist ein Gott im Himmel, und eine Vor„sicht, an die ich bisher niemahls glaubte! Dieß ist „die Probe, die ich mir setzte! Ich glaubte schon ge„wonnen zu haben, und sehe nun, daß ich verliere." — Man fragte ihn: Was er eigentlich damit meine? — „Unschuldig," sprach er, „ist der Weber. Nur ge„zwungen that er jene Wache, indeß wir raubten. „Selbst das Geld, das er bekam, wollte er zurückge„ben, so sehr ihn auch Mangel und Hunger drückten. „Jeden Diebstahl hat er sonst, wie den Tod selbst, „gehaßt. Alles dieß wußte ich, und verleumdete ihn „absichtlich. Doch nicht etwa aus Rachgier; sondern „nur um zu sehen, ob es eine göttliche Gerechtigkeit „gebe, die sich der Unschuld annehmen werde. Jetzt „erkenne ich, es gibt eine; und ich bitte, man führe „mich zurück, damit ich mich bekehren könne, ehe ich „sterben muß. Ich will dafür auch noch Manches be-

„kennen, was wohl verdient, daß man einige Tage „länger mich leben läßt."

Man dachte, ich weiß nicht, soll ich sagen, billig oder fromm genug, um sein Verlangen ihm zu bewilligen. Er ward wieder zurückgebracht, und man erfuhr bey einem neuen Verhör allerdings Manches von ihm, was nützlich und wichtig war. Denn jetzt erst zeigte er seine ehemahligen Genossen wahrhaft an; viele wurden noch eingezogen und das Land von Bösewichtern gesäubert. Über eine Menge von Diebstählen bekam man ersprießliche Erläuterung. Die Unschuld des Webers ward außer Zweifel gestellt. Als ungefähr zehn oder zwölf Tage darauf der Hundssattler zum zweyten Mahl hinausgeführt wurde, betrug er sich mit einem so reuigen Tone, und mit so vieler Ergebung in sein Schicksal, daß wenigstens die Menge dadurch erbaut ward. Ob eine solche Änderung viel inneren Werth besitze, mag ich zwar nicht untersuchen; aber mich dünkt, es ist in dieser Geschichte noch sonst mancher Zug des menschlichen Herzens merkwürdig; und vorzüglich der: daß auch der verstockteste Bösewicht Gelegenheit sucht, seine Zweifel gegen göttliche Vorsicht und Vergeltung entweder aufzuklären, oder mit einem Grunde mehr zu unterstützen; ja, daß er durch Prüfungen, die er dem Schicksal entgegenstellt, sich gleichsam zu verwahren sucht, wenn es doch vielleicht ein Leben und eine Rechenschaft jenseits des Grabes geben sollte. So mächtig ist der Wunsch des menschlichen Herzens: auch beym offenbarsten Unrecht noch Recht zu behalten!

Falsch-Münzer, Meineidiger, Betrüger — dem Scheine nach.

Englische Kriminal-Anecdote.

Jakob du Moulin war einer von den französischen Hugonotten, die der Religionseifer des so oft zur Unzeit großgenannten Ludwig XIV. aus ihrem Vaterlande vertrieb. Mit Weib und Kind floh er im letzten Regierungsjahre Carls II. nach England; und nützte seine wenige noch gerettete Barschaft zum Ankauf einiger beym Zollhause für verfallen erklärter Waaren, die er dann stückweise wieder mit einem mäßigen Gewinn zu verkaufen strebte.

Handelsleute dieser Art stehen gewöhnlich in England eben nicht im Credit der tadelfreysten Ehrlichkeit. Da sie mit Waaren handeln, worauf fast immer ein hoher Impost steht, und mit welchen ein vorzüglicher Schleichhandel getrieben wird, so gilt selbst der Ankauf beym königlichen Zollhause nur größten Theils für einen Deckmantel eigener Contrebande. Du Moulin, überdieß noch Ausländer, und von einer Landsmannschaft, die man in England niemahls liebte, blieb sehr natürlich von diesem Verdacht auch nicht be-

freyt. Dennoch hätte er Dieß leicht verschmerzen können, wäre nur zu jenem allgemeinen Argwohn nicht noch ein neuer, bloß persönlicher, hinzugekommen. Man bemerkte nähmlich in einiger Zeit, daß du Moulin oft falsches Gold ausgäbe; es noch dazu auf eine Art ausgäbe, die ihn zweyfach verhaßt machen mußte. Wenn er oft von rechtlichen Leuten Geld empfangen hatte, kam er nach einiger Zeit mit falschgemünzten Stücken; behauptete, solche von ihnen empfangen zu haben, und verlangte Auswechslung derselben. Wiewohl nun jene oft mit vieler Hitze es abläugneten, so blieb er doch, wenn nicht ganz unläugbare Umstände vom Gegentheil ihn überführten, stets sehr hartnäckig auf seiner Beschuldigung; brachte sich dadurch bald in einen üblen Ruf; verlor allmählig seine Kunden, und endlich fast seinen ganzen Credit.

Einst fügte es sich, daß er an einen gewissen William Harris, der noch nie mit ihm in Verkehr gestanden hatte, einige Waaren, acht und siebenzig Pfund am Werthe, verkaufte, und das Geld von ihm sogleich in Guineen und Portugallesern empfing. Unter diesem Golde kamen dem du Moulin zwar gleich Anfangs einige Stücke verdächtig vor; da ihm aber sein Käufer auf Ehre versicherte: daß er sie alle sorgfältig untersucht, und gerade diese Stücke selbst gewogen habe; so nahm er sie an, und stellte über die ganze Summe eine Quittung aus.

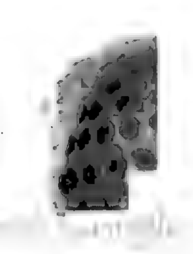
Einige Tage vergingen. Plötzlich suchte du Moulin seinen Abkäufer wieder auf; brachte sechs Goldstücke zum Vorschein, und versicherte: sie wären ein Theil jener empfangenen Summe, aber von so schlechtem Metall, daß er ihre Auswechslung begehren müsse.

Harris untersuchte dieselben, erkannte ebenfalls ihre Unechtheit, behauptete aber zugleich: er wisse gewiß, daß sie nicht unter seiner Auszahlung befindlich gewesen wären. Du Moulin blieb auf seinem Satze. „Er „habe," sagte er, „dieses Geld in eine Schublade „ganz allein gelegt; habe es sogleich zur Bezahlung „eines bald fälligen Wechsels bestimmt; habe, da „solcher heute eingegangen, das bisher verschlossene „Fach geöffnet, und beym Aufzählen diese unechten „Stücke gefunden. Kein anderer Mensch sey in diesen „Schrank gekommen; kein Irrthum sey möglich; und „ganz gewiß wären es dieselben Münzen, die er gleich „Anfangs habe ausschießen wollen." Harris gerieth nun auch in Eifer, und beschuldigte seinen Gegner der Betrügerey. Du Moulin, durch diesen Vorwurf nicht in Furcht, aber wohl in Zorn gebracht, ging zu einem Friedensrichter, beschwur, was er kurz vorher angegeben hatte, und erhielt: daß Harris diese sechs unechten Goldstücke mit richtigen austauschen mußte.

Wie sehr den Letztern Dieß verdroß, kann man leicht denken. Überzeugt, daß du Moulin nicht nur ihn betrogen, sondern den Betrug auch mit einem Meineide unterstützt habe, erzählte er diesen Vorfall, wo er nur hinkam; schimpfte auf den diebischen Franzosen, so viel er nur konnte; und traf auf eine Menge Menschen, die ihm von eben demselben ähnliche Vorfälle erzählten. So formte sich ein Gerücht, das bald weiter um sich griff; und da du Moulin sah, daß fast alle ehrliche Leute sich seines Umgangs entäußerten; da ihm der Grund davon nicht lange fremd blieb; und da er hörte: daß Harris allenthalben laut gegen ihn spreche, so belangte er ihn dieser ehrenrührigen Reden

halber gerichtlich. Hierdurch aufs Äußerste gebracht, behauptete Letzterer nicht nur seine Rede, sondern da er auch auf noch mehrere Zeugen sich berief, die vom du Moulin auf gleiche Art betrogen worden wären, setzte er es endlich durch: daß solcher als ein falscher Münzer verhaftet, und eine Haussuchung bey ihm verordnet wurde.

Es war kaum möglich noch mehr zu finden, als man hier wirklich fand. Denn man traf in einer Schublade ganz allein eine Menge falscher Goldmünzen; traf eine ziemliche Anzahl von gleichem Gehalt unter anderm Gelde, an andern Orten verstreut an; entdeckte, als man weiter suchte, verschiedene Feilen, eine Flasche mit Goldscheidewasser, gestoßene Kreide, ein Paar Geldstämpel, und noch andere Werkzeuge zum Münzen. Nun war wohl kein Zweifel mehr, daß der Verhaftete nicht nur ein Betrüger, sondern auch ein Betrüger von der abscheulichsten Gattung sey. Die Art und Weise, wie er die Münzen auszustreuen gesucht hatte; wie er sie Leuten aufgedrungen, die ihm vorher ehrlich und redlich bezahlten; die Unverschämtheit, womit er seine Forderung unterstützt, der Meineid, den er geschworen, die Klage, die er gegen Harris erhoben hatte; selbst die trotzige Unwissenheit, mit welcher er noch jetzt nichts begreifen wollte, und mit welcher er Dinge ablöugnete, die man ihm vor Augen legte; alles Dieß vergrößerte seine Schuld und seine Strafbarkeit bey jedem, der davon hörte. Man verglich die zum Prägen gefundenen Werkzeuge mit den ausgegebenen und bey ihm angetroffenen Münzen; man verglich das noch ungemünzt gefundene Metall mit dem gemünzten; es war Beydes so übereinstimmend,



daß er die Gleichheit selbst nicht läugnen konnte. Aber die That sowohl, als auch die kleinste Kenntniß von ihr, läugnete er hartnäckig. Die Geschwornen ließen jedoch sich dadurch nicht einen Augenblick irren, das: Schuldig! ohne erst abzutreten, auszusprechen. Der Tag seines Todes ward angesetzt.

Ungefähr drey Tage vor demselben trug es sich zu, daß ein gewisser Williams, der Anfangs bey einem Petschierstecher in die Lehre gegangen, dann aber von diesem Gewerbe wieder ausgetreten war, und mit kleinen Handthierungen sich beschäftigte, von einem Hause herabfiel, und auf der Stelle todt liegen blieb. Seine hochschwangere Frau entsetzte sich darüber dergestalt, daß sie sogleich mißgebar. Sie merkte bald, daß Dieß ihr Ende seyn werde; sie ließ daher so schleunig als möglich du Moulins Gattinn rufen; begehrte, daß man sie Beyde allein lasse, und that ihr dann ungefähr folgende Eröffnung.

„Binnen wenig Minuten stehe ich wahrscheinlich vor dem Thron eines höhern Richters. Unmöglich kann ich, wissentlich mit Blutschuld beladen, vor ihn treten. Ihr Mann ist ganz schuldlos an dem Verbrechen, wofür er sterben soll. Aber leider der Meinige war es nicht! Schon seit mehrern Jahren stand er mit drey andern Falschmünzern in genauer Verbindung. Von dem, was sie prägten, habe ich selbst Manches unter die Leute gebracht, und besitze mithin Kenntniß von Allem. Einer von den übrigen Dreyen vermiethete sich zu ihrem Mann. Mit Dietrichen zur Eröffnung aller Schlösser hinlänglich versehen, hat er, so oft sich Gelegenheit fand, das Schreibepult, und die übrigen Schränke, wo sein Herr seine Einnahme zu verwah-

ren pflegte, eröffnet, gutes Gold herausgenommen, und so viel unächtes dafür hingelegt. Auf diese Weise, die ich freylich jetzt für abscheulich erkenne, ist der arme du Moulin um Handlung, Credit und Freyheit gekommen; und würde jetzt sogar bald sein Leben eingebüßt haben, wenn nicht die Strafgerichte des Himmels meinen Mann und mich ergriffen hätten."

Nur mit größter Anstrengung und höchster Gewissensunruhe vermochte die Kranke, oder Sterbende vielmehr, diese Erzählung abzulegen. Ihre Kräfte waren nunmehr erschöpft. Nachdem sie nur noch die Nahmen und den Wohnort der beyden Andern von ihr Beschuldigten angegeben hatte, ward sie von Zuckungen überfallen; ward sprachlos und verschied wenige Minuten darauf. Du Moulins Frau begab sich sofort zum Richter; erzählte ihm das Ebengehörte; gab die drey Personen an, und bewirkte, daß sie noch diesen Tag in Verhaft genommen und jeder besonders verhört wurden. Du Moulins Bedienter kam zuerst an diese Reihe; aber er läugnete alles geradezu. Er hatte in seinem Leben nicht gehört, wie man Geld präge; hatte den gestorbenen Williams und dessen Frau nie gekannt; hatte nie wissentlich einen Penny falsches Geld ausgegeben; kurz, war so schuldlos, als möglich. Ganz die gleiche Melodie stimmte auch der Zweyte ein. Aber als der Dritte verhört wurde, kam gerade ein Gerichtsdiener, der zur Durchsuchung ihrer Wohnungen abgeschickt worden war, zurück, und brachte eine Menge falscher Münzen, falsches rohes Metall und Werkzeuge, die zum Prägen gebraucht werden konnten, mit sich. Die Vorlegung von diesem Allen machte diesen Verhafteten, der sonst auch geläugnet hätte, stutzig. Der

Richter drang ernstlicher in ihn, und machte ihm zugleich einige entfernte Hoffnung durch ein aufrichtiges Geständniß, sein Leben fristen zu können. Dieß wirkte endlich. Er bekannte, daß er schon lange mit dem Gestorbenen, und mit Dem, der vor ihm verhört worden, in Verbindung gestanden habe; daß Beyde oft, in seiner Gegenwart und mit seiner Theilnahme, falsches Gold geprägt hätten; daß er aber von der Art und Weise, wie es untergebracht worden, keine Kenntniß habe; weil dieß bloß Williams und vielleicht auch du Moulins Bediente auf sich genommen hätten.

Auf dieses, nachher noch umständlicher wiederhohlte Geständniß, und auf die wahrhaft befundene Anzeige: wo man noch mehr Prägewerkzeuge und falsche Münzen finden würde, schob man nicht nur du Moulins Hinrichtung auf, sondern jene Beyden wurden auch für überführt und des Todes schuldig erklärt. Gleichwohl läugneten sie immer fort hartnäckig ihr Vergehen; und auch gegen du Moulin wollte der Verdacht (wenigstens bey Vielen im Volk) noch nicht verschwinden. Daß jene später Verhafteten schuldig wären, zweifelte man keinesweges; aber daß die Anklage gegen sie bloß angestellt worden sey, um den eben so schuldigen du Moulin zu retten, glaubte man allerdings. Den Umstand, daß man falsches Gold nicht nur zerstreut, sondern auch in ganzen Haufen bey ihm angetroffen habe, konnte er noch zur Noth durch den Vorwand entkräften, daß er es in Geldzahlungen von Unbekannten, an welche er sich nicht mehr zu halten wisse, empfangen, und nachher ausgeklaubt habe. Doch der üble Umstand, daß man Stampel und andere Prägwerkzeuge bey ihm so wohl verwahrt gefunden, konnte durch seine, immer im all-

gemeinsten Ausdruck gemachte Versicherung: daß er nicht wisse noch begreifen könne, wo sie hergekommen? nicht widerlegt werden. Auch hatte man von der Betrügerey seines Bedienten immer noch kein recht gültiges Zeugniß. Jener eingeständige Falschmünzer hatte nur gegen den Gestorbenen und gegen den zweyten Mitschuldigen gehörig und bestimmt ausgesagt. Williams Frau war todt. Ihre Erzählung hatte nur du Moulins Gattinn mit angehört, die hier unmöglich für unparteyisch gelten konnte. Von den Überwiesenen hatte freylich keiner den du Moulin selbst als Mitschuldigen angegeben. Seine Freunde hoben diesen Umstand sehr zu seinem Vortheil aus. Recht betrachtet, bewies er nichts. Die aufgefundenen Stämpel blieben immer demungeachtet ein harter Verdacht.

Doch während auf diese Art die öffentliche Meinung noch hin- und herschwankte, war man so glücklich, bey einer nochmahligen Untersuchung, in einem Schranke, der du Moulins Diener gehörte, eine kleine, sehr gut verborgene Schublade, und in dieser einen Bund Schlüssel, nebst einem in Wachs abgedrückten zu finden. Diesen Abdruck verglich man mit den Schlüsseln selbst, und sieh da, derjenige, der genau hineinpaßte, schloß jenen Schrank du Moulins, in welchem man die Stämpel und die einzelnen Haufen falscher Münzen angetroffen hatte. Als man daher diesen Menschen nochmahls verhörte, legte man ihm ganz unerwartet Schlüssel und Wachsabdruck vor, und fragte ihn: Was er noch gegen diesen Beweis einzuwenden habe? Jetzt erschrack und erblaßte er; die Thränen traten ihm in die Augen, und er bekannte: „Ja, er sey schon verschiedene Jahre hindurch nicht nur Münzver-

fälscher, sondern auch vorzüglich Derjenige gewesen, der die falsche Münze seiner Genossen in Umlauf zu bringen gewußt habe. Bloß in dieser Absicht habe er sich zum du Moulin vermiethet; habe zu allen seinen Schränken und Cassen sich bald Nachschlüssel zu verschaffen gewußt; habe sich aber sorgfältig gehütet, auch nur das Geringste zu entwenden, damit man seinen Auswechslungs-Kunstgriff um so weniger argwöhnen möge. Als der Handel mit Harris gerichtlich geworden, sey er in Sorgen gerathen, weil er wohl gewußt habe, daß er die in seiner Kiste befindlichen Werkzeuge auf den Fall einer Hausuntersuchung in der heimlichen Schublade, auf welche er sein ganzes Vertrauen gesetzt, nicht lassen könne. Immer habe er daher von ihnen, so viel er gekonnt, bey sich getragen. Als die Gerichtsbedienten zur wirklichen Untersuchung beordert worden, habe er sie von Weitem kommen gesehen; sey so schnell als möglich in seines schon verhafteten Herrn Kabinett geeilt; habe solches sowohl, als den Geldkasten und Hauptschrank, mit Nachschlüsseln geöffnet, Strämpel, Metalle, Scheidewasser, noch andere Werkzeuge und mehrere falsche Münzen hineingeworfen, und habe Alles kaum wieder verschließen können, als die Gerichtspersonen schon vor der Thür erschienen wären."

Auf diese Art war du Moulins Unschuld nun an den Tag gebracht und gerettet. Alle Umstände, die vorher wider ihn zeugten, waren aufgeklärt. Der Eid, den er gegen Harris ablegte: daß er die Münze, welche er zurückbrachte, wirklich von ihm empfangen habe; — dieser Eid war freylich ein Meineid gewesen; aber weder Nachlässigkeit, noch Unachtsamkeit, am allerwe-

nig-

nigsten Boßheit, hatte denselben verursacht. Er hatte die falschen Goldstücke wirklich in dem Fache gefunden, in welchem er jene Summe allein aufbewahrt hatte; daß sie immittelst durch eine andere Hand verfälscht worden, konnte er auf keine Art muthmaßen. — Wenn man übrigens bedenkt, wie manche Zufälligkeit sich ereignen mußte, um einem schuldlosen, schon auf so vielfältige Art tiefgebeugten Mann, das Letzte, was ihm ein treuloser Bedienter noch übrig gelassen, das Leben zu retten; wenn man erwägt: wie ohne Williams jähen Tod, ohne seiner Frauen letzte Gewissensangst, du Moulin in aller Augen als ein mannigfacher, verstockter Verbrecher hingerichtet worden wäre; dann kann man sich wohl nicht eines kleinen Schauders bey dem Gedanken enthalten: Wie oft mag nicht, selbst bey sorgfältiger Gerechtigkeit, die Unschuld bluten, indeß die Boßheit mit heimlichem Hohnlachen zuschaut!

Mordbrenner und Schadenstifter, um für heilig zu gelten. *)

Ein junger kurländischer Bauer, der auf einer Herrschaft **) des Grafen von Medem, als Knecht in dem Gesinde ***) seines ältern Bruders diente, kam, um sich ein ruhigeres Leben und größere Achtung bey seinen Mitgenossen zu erwerben, auf den Einfall: Ob es nicht möglich seyn sollte, sich in den Ruf einer gewissen Heiligkeit zu setzen? — Die Emsigkeit, mit welcher er alle Sonntage in die Kirche ging, die Andacht, mit welcher er der Predigt zuzuhören schien, ein dreymahliger Genuß des Abendmahls im Jahre, und ein sanfter, schlei-

*) Diese Geschichte, die ich schon 1785. nach einer mündlichen Erzählung bekannt machte, ist nachher von der — Deutschlands Hochachtung durch Geist und Herz so sehr verdienenden — Frau von der Recke in ihrer über Cagliostro bekannt gemachten Schrift 1787. noch einmahl erzählt, und in einigen Nebenumständen berichtigt worden. Ich habe von diesen Letztern hier Gebrauch gemacht.

**) Was man in Kurland Gebieth nennt. —

***) Das Gesinde heißt in Kurland die Wohnung eines Bauers mit allen Wirthschaftsgebäuden, da es in Kurland eigentlich keine zusammenhängende Dörfer gibt. — Graf von Medem war der Vater der schon erwähnten edlen Elise und der Herzoginn von Kurland.

chender Ton in Worten und Werken schienen ihm zur Erreichung seines Endzwecks noch nicht hinreichend. Er suchte auch seine Verbindung mit dem Himmel durch Thatsachen zu bewähren, die allerdings mehr ins Auge fielen.

Denn so oft ihn jemand beleidigte, ertrug er Recht und Unrecht zwar mit größter Geduld, höchstens mit einer christlichen Warnung; schlich aber um die Wohnung und die Wirthschaft des Beleidigers so lange ganz im Stillen, bis er seinen Vortheil ersah, und das beste Roß im Stalle, die schönste Kuh im Hofe, oder sonst ein vorzügliches Stück Hausvieh — todt da lag. War ihm diese schändliche That nun gelungen, und fand man den Schaden, dann gesellte er sich, wie von ungefähr, zu den Gekränkten; ließ sich Alles erzählen; hörte mit sichtlicher Theilnahme zu; bedauerte und tröstete; mischte aber auch immer in seine Worte die Erinnerung: „Ob sie nicht daran gedächten, wie er neulich von ihnen gekränkt, sie von ihm gewarnt worden wären? „Gott verlasse Diejenigen nicht, die ihm vertrauten; „aber er strafe auch Jene, die seine Lieblinge antasteten!"

Freylich hätte eine solche Rede wohl gegen ihn Verdacht erregen können! Doch nicht gerechnet, daß er sich deren gegen Menschen bediente, die eben nicht mißtrauisch waren, so verband er sie auch mit Maßregeln, die allen vielleicht möglichen Argwohn ersticken mußten. Ja, nicht selten trieb er seine Heucheley so weit, daß er selbst von seiner geringen Barschaft zum Ersatz des Schadens freywillig etwas beytrug! — Man hielt ihn daher in der That für einen frommen, nur etwas kopfhängerigen Mann. Er konnte schon auf einen ansehnlichen Theil seiner Mitbauern nach Wunsch

und Belieben wirken. Die beste Kost und die wenigste Arbeit ward ihm zu Theil. Die Würde eines halben Heiligen ward errungen. Er hoffte bald seinen ganzen Endzweck zu erreichen, wenn es ihm nur noch mit einem recht auffallenden Beyspiele gelänge.

Einst, als er, den Sonntag darauf, wieder zum Abendmahl gehen wollte, befahl ihm sein älterer Bruder in nächster Woche mit Korn nach Liebau auf den Markt zu fahren. Es war Winter; das Wetter gerade um diese Zeit höchst unfreundlich, der Weg dahin schlecht, und das ganze Geschäft unserm Halbheiligen unangenehm. Er brachte daher einen andern Knecht dazu im Vorschlag; erhielt aber zur Antwort: daß dieser ebenfalls schon seine bestimmte Arbeit habe. Ein kleiner Wortwechsel entstand nun zwischen den Brüdern. Der jüngere erklärte: daß er zwar reisen wolle, daß er aber seinen Bruder und dessen Kinder bedaure; „denn Gott werde es nicht ungerächt lassen, daß man „einen seiner Lieblinge absichtlich kränke." Der Ältere behauptete, wie billig, daß die jenem aufgetragene Arbeit keine Kränkung wäre; lachte über die ihm angedrohte Strafe, und erkühnte sich zu sagen: daß ein Liebling Gottes auch arbeiten müsse. Der träge Heuchler mußte endlich nachgeben; versprach mit Anfang nächster Woche zu reisen; blieb aber immer bey der Besorgniß: daß die Reue nur allzu früh sich einstellen werde.

Er hatte Recht. Dieser kleine Zwist fiel Freytags vor. Des Sonnabends darauf, als nach kurländischer Sitte der Hauswirth nebst seinem Gesinde im Bade — welches immer in einer kleinen Entfernung von der Wohnung zu liegen pflegt — sich befanden, hörten sie

plötzlich: Feu er! Feuer! rufen; sprangen erschrocken, größten Theils nackend, heraus, und sahen ihre Wohnung in voller Flamme stehen. Rettung war unmöglich. Alle Gebäude, alle Vorräthe des Bauern, alle Habseligkeiten von ihm und seinen Knechten gingen in der Flamme auf. — Der jüngere Bruder hattte zuerst die Lohe erblickt, zuerst Feuer! gerufen, doch so gut wie die Übrigen Alles verloren. Aber mehr über den Verlust seines Bruders, als über seinen eigenen betrübt, — manchem Heiligen der ältern und manchem Mächtigern der neuern Zeiten gleich, daß er ein Unheil beklagte, welches er selbst angestiftet hatte, — fragte er Jenen nun: Ob er noch seiner gestrigen Rede gedenke? „Sagt' ich dir es nicht, lieber Bruder? Warnt' ich „dich nicht? Wirst du nun einsehen, daß Gott seiner „und der Seinigen nicht spotten läßt?" und ging des andern Morgens mit der Miene der frömmsten Ergebenheit, nebst mehrern seiner Mitbauern zur Kirche, sprach noch unter Weges in den erbaulichsten Ausdrücken von der gestrigen Rache des Himmels; und bereitete sich demüthigst vor, das Nachtmahl zu empfangen.

Schon seit geraumer Zeit war er auch hierbey aus Scheinheiligkeit gewohnt, ganz der Letzte zu seyn, der vor dem Altar hinkniete. Die Kälte war heute äußerst groß; dem Priester, einem guten, aber durch das Alter schon geschwächten Greis, zitterten die Hände heute zweyfach, weil der Frost sie erstarrte, der lange Verzug sie ermüdete. Als daher jetzt jener Letzte niederknien, und der Geistliche die Hostie ihm reichen wollte, ließ er sie fallen, und sie zerbrach. So äußerst natürlich dieser Zufall war, so sehr bestürzte er den Heuchler, der wohl fühlte, wie unwürdig der christli-

chen Gemeinschaft er hier kniee. Er hob daher die Hostie von der Erde auf, steckte sie zitternd in den Mund, und ging den Übrigen nach, um den Altar herum.

Der Priester fing nun an den Kelch auszuspenden. Je länger er dieses that, je mühsamer ward es ihm. Nun kam der Letzte; durch sein vorheriges Versehen wahrscheinlich selbst ein wenig aus der Fassung gebracht, wollte der Geistliche den Kelch recht fest halten. Gerade dadurch gelang es ihm um so minder. Der Kelch glitt ebenfalls aus seiner Hand. Der ganze Wein war verschüttet. Nicht einen Tropfen davon hatte der Heuchler erhalten.

Die Posaune des Weltgerichts hätte den Elenden kaum stärker erschrecken können, als dieser Vorfall es that. Die bängste Gewissensangst bemächtigte sich seiner. „Es ist entschieden," dachte er: „Jesus Christus „entzieht dir sein Versöhnungsopfer! will seinen Leib „und sein Blut nicht mehr von dir entheiligen lassen. „Vor aller Welt hat er Dieß jetzt kund gemacht. Strafe, zeitlich hier und ewig dort, wird auf dem Fuße „nachfolgen. Nur noch ein freywilliges Geständniß „kann sie vielleicht — wenigstens mildern!" — Er konnte kaum die noch wenigen Minuten des noch rückständigen Gottesdienstes abwarten. Gleich nach demselben, mithin, — wohlbemerkt, noch in der ersten Hitze, — flog er zum Prediger; fiel zu seinen Füßen; beschwur denselben, ihm zu helfen; erboth sich, Alles zu gestehen; und legte, da Dieser gar nicht wußte, was er vergeben und wie er helfen solle, das unbefangenste Geständniß ab: „daß er sich bey seinen Mitbrüdern das „Ansehen eines Lieblings der Gottheit geben wollen; „daß er deßhalb das Vieh seiner Nachbarn gemordet,

„und auch gestern die Wohnung seines Bruders ange-
„zündet habe; daß es ihn aber nun von Herzensgrunde
„reue, und er der fromme Christ wirklich werden wol-
„le, für den er bisher nur gegolten habe."

Man kann sich leicht denken, wie erstaunt der Geistliche bey diesem Geständnisse da stand. Sein Gewissen gab die Verschweigung der Schuld nicht zu. Der Missethäter ward verhaftet. Nach unsern Gesetzen wäre sein Tod, — oder in einigen Provinzen Deutschlands eine den Tod an Bitterkeit noch übertreffende, unerläßliche Strafe! — gewiß gewesen. Doch in Kurland haben alle Gutsbesitzer auf ihren Gütern die so genannten hohen Gerichte. Der gütige Graf von Medem ersetzte (was ihm zum Theil als Gutsbesitzer schon oblag) den Schaden der Abgebrannten; und da durch den Missethäter wenigstens kein Blut vergossen worden, so legte er ihm nur eine Leibesstrafe, und dreyjährige Bauarbeit in Ketten auf. Zugleich aber traf er Anstalt, daß dieser Unglückliche richtigere Begriffe von der Religion, die er entweiht hatte, erhielt; und noch jetzt*), nachdem er längst seine Strafe überstanden, lebt er als ein fleißiger, moralisch gebesserter Mensch zu Alt-Auz, einem Gute der Familie Medem.

*) Wenigstens lebte er, nichts weniger als schon betagt, 1787 noch, als Frau von der Recke die vorher erwähnte Schrift bekannt machte.

Auch Mordbrenner und Selbstverräther.

Etwas Ähnlichkeit mit vorhergehender Begebenheit in Rücksicht des Verbrechens der Heucheley, die dabey obwaltete, und der Freywilligkeit des Geständnisses hat, wie mich dünkt, die Geschichte eines Unglücklichen, den ich selbst in meinen Jünglingsjahren seine (fast möchte ich sagen, allzu harte) Strafe leiden sah. Es fehlt ihr freylich das Ausgezeichnete in der Ursache der Entdeckung. Der Verbrecher kam hier auf einem weit gewöhnlichern Wege zur Gewissensunruhe und zur Selbstangabe. Dennoch dünkt sie mir auch in sofern der Erzählung nicht unwerth, als man aus ihr ersieht: daß der Anschein der Unschuld also eben so trügend, als der Anschein der Schuld seyn könne.

Auf einem Dorfe in der Oberlausiz, unweit Budissin gelegen, verliebte sich im Jahr 1770 oder 71 ein junger Bauer in eine ebenfalls noch junge, ziemlich wohlhabende Witwe; warb um sie; erhielt aber abschlägige Antwort. So weh ihm diese Letztere that, so schreckte sie ihn doch nicht ganz ab. Er suchte vielmehr Alles hervor, was er nur wußte und vermochte, um sich annehmlicher zu machen; vergebens! Endlich, als nichts anschlagen wollte, schickte er ihr einen Brief, dessen Anfang nochmahls warb, und dessen

Ende — drohte. „Ihre Verweigerung werd'e sie" versicherte er, „einst, und zwar bald gereuen; werde sie noch „um Haus und Hof bringen, wenn sie nicht eines „Bessern sich besinne." — Dieß hieß freylich sehr nachdrücklich gesprochen, ward aber doch — nicht erhört. Die Witwe heirathete bald darauf einen Andern, der ihr besser gefiel.

Acht oder zehn Tage nach dieser Hochzeit stand eines Morgens ihr Bauergut schnell in heller Flamme, und verbrannte fast bis auf den letzten Span. Es fanden sich die allerdeutlichsten Spuren boßhafter Anlegung, und der Verdacht davon fiel, sehr begreiflich, auf jenen unglücklichen Freywerber. Er ward sogleich verhaftet, nach Budissin gebracht und verhört. Aber Trotz der allersorgfältigsten Untersuchung konnte man — außer jenen Drohworten, die er selbst eingestand, doch viel linder deutete! — auch nicht den kleinsten Beweis gegen ihn aufbringen; vielmehr ergab sich ein Umstand, der sehr zu seinen Gunsten sprach. Das Feuer auf der Bäuerinn Gute war, wie bereits erwähnt worden, des Morgens, und zwar an einem Sonntags-Morgen ausgebrochen. An eben diesem Sonntag nun hatte der Inquisit in einer fast vier Meilen von jener Brandstätte entlegenen Kirche vor der Frühpredigt gebeichtet, und nach derselben das Abendmahl empfangen. Noch mehr in eben diesem so entlegenen Dorfe war er schon des Abends vorher befindlich gewesen, und hatte sich zu gewöhnlicher Zeit schlafen gelegt. Über alle diese Puncte stellte er unverwerfliche Zeugen. Wollte man ihn auch für ruchlos genug halten, daß er einen solchen wichtigen, (für Leute seines Standes zweyfach ehrwürdigen) Tag durch

einen so großen Frevel habe entheiligen können; so widersprach doch die Entfernung der Örter und die Gewißheit seines Nachtlagers, aller Möglichkeit einer Anlegung durch ihn; und von irgend einer Mitgenossenschaft, wo andere in seinem Nahmen Rache verübt haben könnten, äußerte sich auch nicht die geringste Spur. Der Inquisit blieb daher zwar im Verhaft, aber in sehr leidlichem. Seine Sache ward verschickt. Man sah zum Voraus, daß auf den Schwur gesprochen werden und er damit loskommen würde.

Während dieses Zwischenraums, und indem er sein Urtheil erwartete, überfiel ihn eine ziemlich gefährliche Krankheit. Um ihn bey solcher gehörig abzuwarten, brachte man ihn in das dasige Arbeitshaus, welches beyher auch als Verpflegsort gebraucht wird. Hier genas er; ward aber absichtlich, als er schon wieder herum ging, um sich desto gründlicher zu erhohlen, noch einige Tage darin gelassen; und gerade jetzt ereignete sich ein neuer Zufall, der selbst den letzten Rest des noch übrigen Verdachts von ihm zu entfernen schien. — Jene abgebrannte Bäuerinn hatte ihre Gutsgebäude von Neuem zu bauen angefangen, und war bereits damit fast bis unters Dach gekommen, als abermahls Feuer bey ihr ausbrach; abermahls mit den sichtlichsten Merkmahlen boßhafter Anlegung. Ihr ganzes Gebäude ward wieder Asche, und sie selbst nunmehr völlig an den Bettelstab gebracht. — Die Nachricht davon gelangte bald in die nahe gelegene Stadt. Man sprach überall, mithin auch im Zucht- und Arbeitshause davon. Der Inquisit, als sein Wärter ihm davon erzählte, fragte spottend: „Ob er Das vielleicht „auch gethan haben solle? Und ob man noch nicht

„einsähe, daß die Gutsbesitzerinn, die von jeher ein „stolzes böses Geschöpf gewesen sey, auch außer ihm „Feinde, und zwar rachsüchtigere, besitzen müsse?"

Allerdings schloß man so; allerdings that ihm dieser letzte Vorfall, wenn auch nicht bey seinen Richtern, doch in den Augen des Publikums die ersprießlichsten Dienste. Man glaubte ganz gewiß: er werde nur ins Gefängniß zurück kommen, um desto förmlicher, desto rechtlicher daraus wieder entlassen zu werden. Höchst wahrscheinlich wäre auch Dieß geschehen, hätte er nicht gleich darauf alle diese günstigen Eindrücke — selbst vernichtet. Denn am nächsten Sonntage hielt der Geistliche, dem die Seelsorge dieses Zucht- und Armenhauses oblag, eine Predigt, in welcher er sehr lebhaft die größere Strafwürdigkeit Derjenigen schilderte, die in jene Welt beladen mit Verbrechen übergingen, welche sie in dieser hartnäckig verschwiegen oder wohl gar abgeläugnet hätten. Muthmaßlich fiel ihm hierbey auch nicht ein Gedanke an unsern Inquisiten ein; sondern er hatte unter seinen Zuhörern noch weit Andere und weit Mehrere, die in Verdacht standen, Manches auf ihrem Herzen und Gewissen behalten zu haben. Aber das Feuer seiner Rede, die Stärke seiner Beweisgründe fruchteten gerade da, wo er sich dessen am wenigsten versah. Unser Inquisit, dem doch Ermahnungen zum gütlichen Geständniß nicht so ganz fremd und neu seyn konnten, fühlte sich von der jetzigen (er konnte es nachher selbst nicht sagen, wie?) ergriffen; ging gleich nach dem Gottesdienst zum Pfarrer hin; gestand — man denke sich dessen Erstaunen! — Anlegung des ersten Brandes; ja, gab sich auch, was allen Anfangs ein Mähr-

chen schien, als den alleinigen Urheber des zweyten schuldig.

Mit einer Anstrengung, welche freylich die gewöhnlichen menschlichen Kräfte übersteigt, welche aber doch durch die entschlossenste Rachbegier zur Möglichkeit geworden war, hatte dieser Elende das erste Mahl, nachdem er zuvor wirklich sich niedergelegt, aber sorgsam gelauert hatte, bis seine Kameraden schliefen, sich zum Fenster herabgelassen. Zwar war die Zeit, die er frey hatte, höchstens eine Frist von sechs bis sieben Stunden; er selbst war nur halb angezogen, die Nacht rauh, die Entfernung äußerst ansehnlich. Aber nichts von diesem Allen hielt ihn auf. Schneller als ein gelernter Läufer war er hin und her geeilt; hatte mit schon vorher abgemessenen, bereit gehaltenen Lunten das Feuer so angelegt, daß er gewiß wußte, erst in einigen Stunden könne es ausbrechen; war gleich schnell und ganz unbemerkt zurückgekehrt; hatte sich, dem Schein nach, wecken lassen und dann — man kann leicht erachten, mit welchem Herzen! — in die Kirche begeben. Zu eben der Zeit, als er vor dem Beichtstuhl kniete, mußte, nach seiner Ausrechnung, die auch nur allzu richtig eintraf, das Gut seiner Feindinn in vollen Flammen stehen.

Noch verwegener war er das zweyte Mahl zu Werke gegangen. Durch sein geduldiges Betragen, durch sein frommes Reden, durch willige Dienstleistungen und Kleinigkeiten mancher Art hatte er nach und nach das Zutrauen des Aufsehers vom Zuchthause erworben. Daß er zu entfliehen suchen solle, argwohnte kein Mensch, denn man hielt ihn noch für allzu matt von seiner letzten Krankheit; nicht gerechnet,

daß es eine Thorheit gewesen wäre, wenn er, der nicht viel zu befürchten hatte, durch eine Entweichung sich Alles hätte verschlimmern wollen. — Mit wenigen Worten, man traute ihm allzu viel! Er fand Gelegenheit zu bemerken: wo des Nachts die Hausschlüssel hingelegt wurden; wußte sie glücklich zu entwenden; schloß auf; war aber nichts weniger Willens, als zu entfliehen; sondern sein einziger Zweck blieb: Wiederhohlung seiner Rache. Dieß Mahl hatte er nicht so weit, wie das erste Mahl. Nachdem er bewirkt, was er suchte, war er richtig zurück gekehrt, und war beym Eingange so unbemerkt wie beym Ausgange geblieben.

Sein Prozeß ging nun von Neuem an; und das Endurtheil lautete: Hinausschleifung auf der Kühhaut und lebendige Verbrennung. Ich gestehe, daß sein Verbrechen hart, und die Umstände dabey erschwerend waren. Ob aber nicht sein eigenes Geständniß doch etwas von dieser Schärfe hätte mildern sollen? darüber — mag ich nicht entscheiden. Genug, der Buchstabe des Gesetzes ward beybehalten. Man verfuhr bey der Strafe ganz ohne einige, selbst verdeckte, Milderung. Das Leiden des Unglücklichen war einige Minuten hindurch fürchterlich.

Mordbesteller, oder Mörder — welcher von Beyden der Strafbärste? *)

Johann Zen**, ein junger Bauer im Dorfe Nautonitz **), lebte als einziger Sohn im Hause seines Vaters, dessen Wirthschaft er einst zu erben gedachte. Im zwanzigsten Jahre heirathete er eine Bäuerinn aus Jarpitz, die Tochter nicht ganz unbemittelter Ältern; ein Mädchen, wenige Wochen über funfzehn Jahr alt, auch von Gestalt ziemlich artig, der er aber in der

*) Diese ganze Kriminal-Geschichte ist Zug für Zug aus authentischen Quellen genommen, die ein günstiger Zufall mir in die Hände führte. Vielleicht dürften einige meiner Leser ihren Abdruck, wenigstens hier, tadelswerth finden, weil es ihr ganz an Verwicklung, und zumahl an Dem, was man romantischen Anstrich nennt, gebricht. Doch, denke ich, wird man einige Züge der menschlichen Natur, zumahl in den untersten Classen, in ihr antreffen, die der Aufmerksamkeit nicht unwerth sind; und auch der Zweifel der Richter am Schluß schien mir derselben das ganz Alltägliche zu benehmen.

**) Nautonitz, Jarpitz, Strzedokluk u. s. w. sind Nahmen von Dörfern im Rakonitzer Kreise.

Ehe bald satt ward. Warum? wußte er nachher selbst nicht genau anzugeben. — „Sie habe es nie recht gut „mit ihm gemeint, und als er einst krank gewesen, „ihn nicht gehörig gepflegt!“ So sagte er nach ihrem Tode vor Gerichte. Bey ihrem Leben hatte er sich schon bey einer Nachbarinn beschwert: „Seine Frau tauge „nicht zur Wirthschaft.“ — Wohl möglich, daß er, bey ihrer großen Jugend, in beyden Puncten, zumahl im Letztern, nicht ganz Unrecht hatte! Doch galt sie bey allen ihren Bekannten für ein stilles, gefälliges, fleißiges Geschöpf. Zen**s eigene Ältern — wovon die Mutter überdieß Stiefmutter war — gaben der Schwiegertochter auch im Grabe noch, zu einer Zeit, wo sie ihren Sohn gern entschuldigt hätten, ein günstiges Zeugniß; und ein Paar einzelne Züge von Gutmüthigkeit werden im Verfolge dieser Erzählung vorkommen. Er gestand überdieß selbst, bald nach seiner Hochzeit, zu Strzedokluk beym Tanze, eine gewisse Dirne von Tellez kennen gelernt zu haben, die er gewiß geehelicht haben würde, wenn er nur erst seine jetzige Frau losgewesen wäre. Vielleicht war es daher diese neue Liebe, vielleicht auch bloß ein natürlicher Wankelmuth, der ihn antrieb, schon vor Verlauf des zweyten Jahres nichts sehnlicher zu wünschen, als bald wieder Witwer zu werden; oder vielmehr sich selbst zum Witwer zu machen.

Seine ersten Gedanken gingen jetzt — sehr nach gewöhnlicher Art roher Seelen! — auf abergläubische Mittel. Mit nichts schlägt der Pöbel lieber to[illegible] als mit — Sympathie *), wie er es nennt. [illegible]

*) Und zwar sehr natürlich, wie mich dünkt! Ni[illegible]

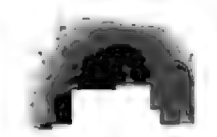
Ben** erkundigte sich daher gesprächsweise bey einigen seiner Bekannten: Ob sie nicht Jemanden (der gemeinen Mundart nach), verderben könnten? erfuhr mancherley Gaukeleyen *); hatte große Lust, jede derselben zu versuchen; fand aber auch bey jeder gewisse Schwierigkeiten, die bald durch seine Feigheit, bald durch eine andere Zufälligkeit für ihn unübersteiglich wurden; und fing sich nun an, nach solchen Dingen zu erkundigen, deren Erfolg natürlicher und sicherer wäre. So fragte er unter Anderm einen gewissen Pokorny, Bauer von Przilep: „Ob er nicht ein Mittel wisse, wodurch man auf der Stelle eine Stutte umfallend machen könne? Er wolle ihm zuweilen dafür zwey Gulden, auch oft Brot und Mehl schenken." — So versicherte er eine Hirtenfrau: „daß er denjenigen reichlich bezahlen wolle, der ihm von seiner Frau helfe." — Reden dieser Art, die nachher auch zuerst den Argwohn dies Mords auf ihn brachten, hätten eigentlich

weil er steif und fest an den Einfluß solcher Alfanzereyen glaubt; sondern weil er die Strafbarkeit seines Vorhabens zu mindern hofft, wenn er sogenannte höhere Wesen gewisser Maßen zu seinen Mitschuldigen machen kann. Mögen es Diese verantworten! denkt er. Der Pöbel aller Zeiten und aller Stände ist eben daher auch ein solcher Liebhaber von Zaubereyen. Und die Zauberer der rohesten Völker sind am meisten im Besitz Böses zu thun.

*) Ich könnte viele davon anführen, denn sie waren im Verhöre angegeben. Aber sie wetteiferten unter sich an Thorheit, zum Theil auch an Ekel. Nur Eine kommt im Verfolge noch vor. Kirchhof, Sarg, Blut, menschlicher Unflath sogar, spielten bey Allen wichtige Rollen.

gentlich gleich damahls ihn verdächtig machen können. Aber sie blieben ungeachtet; und galten, zumahl die Letztere, für Äußerung eines raschen Unwillens, der unter der ungebildeten Classe von Menschen nicht gar selten sich finden mag. — Kurz, Zen** hatte seine Frau nun ins dritte Jahr, und konnte ihrer immer noch nicht los werden.

Aber jetzt, mit Anfang des Jahres 1791, zog zu seinen Ältern ein Knecht, Joseph So**r, von Prag gebürtig, auf welchen Zen** sogleich ein unseliges Zutrauen setzte. Er war ein Mensch schon nahe an Dreyßigen, der von seinen vorigen Diensten ein günstiges Zeugniß der Treue und Thätigkeit mitbrachte. Aber eine gewisse trotzige Miene und der Umstand, daß er sehr arm war, machten Jenem Hoffnung: daß So**r zu allem Möglichen sich werde erkaufen lassen; und gleich in der ersten Woche suchte Zen** dahin einzulenken. Freylich waren seine ersten Fragen äußerst entfernt, und erkundigten sich bloß: Ob er nicht mit gewissen Mitteln bekannt sey? Ob er ihm nicht einen gewissen Dienst leisten wolle, wofür er es dann lebenslang bey ihm gut haben könne? und dergleichen mehr. Da aber So**r, wie sehr natürlich, hierauf weder mit Ja noch Nein, sondern mit der Gegenfrage: was er denn eigentlich damit meine? antwortete; so entdeckte er sich ihm ganz; schwur, daß er seine Frau von Herzensgrunde hasse; daß er nicht eher ruhig seyn könne, bis sie im Grabe liege; und bath ihn um Rath sowohl als um Beystand. So**r war Anfangs allerdings betreten; doch die gefährliche Aussicht auf Gewinn, und auf einen Dienst, wo er es lebenslang gut haben sollte, blendete ihn bald. Auch der



Umstand, daß er in den ersten Paar Monathen gewiß noch keinen ernstlichen Antheil nahm, entschuldigt ihn mit nichten; denn es war schon strafbar genug, daß er ihn nur zu nehmen schien.

Ihre ersten Berathschlagungen liefen abermahls auf abergläubische Possen hinaus. Zen** hatte gehört: Wenn man ein Hemde bekommen könne, das ein Leichnam schon im Sarge angehabt, so müsse derjenige, der es unwissend wieder anlege, sterben. Er trug daher So**rn auf, ihm ein solches Hemde vom Gottesacker zu Czerwinka zu verschaffen. Wahrscheinlich aus heimlicher Furcht spielte Dieser den Ungläubigen, versicherte, daß ein solches Mittel durchaus nichts helfe, und brachte andere in Vorschlag, die (wo möglich) noch sinnloser und eben so unausführbar waren. — Die Reihe traf daher wiederum Gift *). So**r entsann sich, daß sein voriger Dienstherr, ein Gastwirth zu Horzin, Rattenpulver besessen habe. Zen** drang sogleich in ihn, hinzugehen und es zu hohlen. Der Knecht ging; doch nur zum Schein. Sein Gewissen erwachte. Er gab vor, kein solches Pulver mehr gefunden zu haben. Als Zen** noch ein Paar Mahl ihn hinschicken wollte, brachte So**r,

*) Schon Herr Klein in seinen vortrefflichen Annalen preußischer Gesetzgebung macht an mehreren Orten die Bemerkung: daß gerade die niedrigere Classe von Menschen in Deutschland weit mehr, als die vornehmere, wenn sie Rache, Haß, oder Schadenabsicht zu befriedigen suche, ihre Zuflucht zu Vergiftungen nimmt. In andern Ländern thut es die vornehmere Classe.

um nur Ruhe zu haben, gepülvertes Glas zurück; widerrieth aber selbst, es der Frau zu geben, weil es — nichts schaden würde. Auch Zen** scheint den Betrug gemerkt zu haben; er vergrub das Pulver im Stall und setzte desto schärfer in So**rn, nach Prag zu gehen, und sich bey seinem, da noch lebenden Vater zu erkundigen: wie man Gift bekommen könne?

Hier ein trauriger Beweis mehr, für wie weniges Geld die dürftige Unwissenheit zum Laster, oder wenigstens zur Beförderung des Lasters sich erkaufen läßt. Der Alte widerrieth es Anfangs seinem Sohn höchlich: mit solchen Dingen sich zu befassen. Doch als er hörte, daß Zen** es gern reichlich bezahlen wolle, erboth er sich endlich doch, ein solches Mittel zu verschaffen; und gab, nachdem er sich noch ein Paar Mahl daran erinnern lassen, *für einen baren Gulden*, ein grünliches Pulver her, das er für Gift erklärte, das aber, wie man nachher erfuhr, bloß in gestossenem Grünspan bestand. Voll Freuden brachte Zen** wirklich seiner Frau solches im Biere bey; aber es bewirkte bloß ein starkes Erbrechen; sie genas bald wieder; auf ihren Mann warf sie auch nicht den geringsten Verdacht.

Die Genesung verdroß den Nichtswürdigen äusserst. Er that nun So**rn, da selbst solche Mittel mißlangen, immer noch gewaltthätigere Vorschläge. Er wollte mit seiner Frau auf ein, ungefähr zwey Meilen entlegenes, Dorf gehen; auf dem Heimweg sollte So**r im Walde aufpassen; sollte ihn selbst mit Stricken binden, und die Frau todtschlagen. Er brachte ihm ein Paar neue Stricke dazu; er both ihm Geld über Geld; dem Knechte schien Dieses doch allzu ge-

wagt. — Zen** ließ sich nicht irren. Er hatte bald einen andern Plan. „Er wollte mit seinem Vater nach „Prag gehen. Des Nachts sollte So**r die Mutter „in der Stube versperren, die Frau in der Kammer „erwürgen. Damit der Verdacht auf Räuber falle, „könnten ja auch die Betten weggetragen und irgend „wohin versteckt werden." — So**rn schien die Rolle, die er dabey zu spielen habe, so gefährlich, wie die vorige. Noch mehr, sein Gewissen erwachte abermahls. Er machte sich einen Behelf, und ging nach Jarpiz zu Zen** Schwiegerältern. Er versicherte späterhin vor Gericht: „Damahls fest entschlossen gewe„sen zu seyn, diesen Ältern zu entdecken, was Zen** „gegen seine Frau im Schilde führe. Er habe eben „deßwegen sie selbst sowohl, als auch das Dienst„mensch, befragt: Was die Tochter von der Behand„lung ihres Mannes sage? und zu verstehen gegeben: „daß solche sehr übel daran sey. Da er aber zu seiner „Verwunderung gehört: daß die junge Frau nie, auch „nur die geringste Klage über ihren Mann geführt, „so habe er ebenfalls geschwiegen."

Kurz vor dieser Zeit hatte Zen** eine Entdeckung gemacht, die allein schon ein minder verstocktes Herz auf bessere Gedanken geleitet haben würde. Er merkte, daß seine Frau schwanger, und wenigstens schon im sechsten Monath schwanger sey. Aus einer sonderbaren Schüchternheit hatte sie nie weder ihren Schwiegerältern, noch ihrem Manne ein Wort davon gesagt. Daß bey diesem Letztern auch nur der entfernteste Verdacht, als ob er nicht Vater sey, obgewaltet, davon fand sich nirgends eine Spur; aber eben so wenig änderte diese Entdeckung seinen Vorsatz, vielmehr glaub-

te er um so mehr die Ausführung des Letztern beschleunigen zu müssen. Er befahl dem Knechte, ihm im Walde zwey tüchtige eichene Knüttel abzuschneiden, und irgendwo im Hause zu verstecken. Er sey, sagte er, Willens, seine Frau nächstens ein Mahl, noch vor Tages Anbruch zu ihren Ältern zu senden; dann könnten sie ihr nach, und im Busche sie todtschlagen. So**r, — entweder um wenigstens dem Anschein nach seinen Willen zu thun, oder auch wirklich zur That bereitwilliger, wenn er bey ihr einen Genossen habe, — brachte die Knüttel. Der Ehemann quälte von nun an in Geheim sein Weib, daß sie doch ein Mahl nach Hause gehe, und ihren Vater um Geld, dessen er bedürfe *), ansprechen solle; und die Unglückliche war gutherzig genug, darein zu willigen.

Der letzte Sonntag im November ward zu diesem betrüglichen Gange angesetzt. Gleich am frühesten Morgen war Zen** im Stall, und trieb So**rn an, diese schöne Gelegenheit nicht zu verabsäumen. Vom Selbstmitgehen sprach er freylich nichts weiter, aber desto mehr vom Belohnen. So**r weigerte sich durchaus. — Bald darauf kam Zen** wieder. Zwanzig Gulden, eine Mütze und ein Kamisol wurden versprochen, auch die schon oft geschehene Versicherung, daß er es dann lebenslang bey ihm gut haben solle, wiederhohlt. So**r fing an zu wanken. Zen** kam zum dritten Mahl, brachte selbst einen von den ver-

*) Daß auch Dieß eine Unwahrheit war, sieht man daraus: daß er nachher allerdings baares Geld hatte, — den Mörder zu lohnen.

steckten Knütteln herbey, drang noch stärker in ihn, machte ihm alles so leicht als möglich; und So**r weigerte sich immer minder; schloß endlich mit der elenden Ausflucht: daß er bey jetziger kalten Witterung keine Bedeckung an den Füßen habe. Zen** brachte ihm gleich darauf seine eigenen Filzschuhe; sagte ihm, daß seine Frau so eben fort sey; daß er noch auf's freundlichste mit ihr gesprochen, und ihr bis in den Garten das Geleite gegeben habe, um gewiß zu seyn, welchen Weg sie gehe. Wenn der Knecht jetzt ihr nacheile, müsse er gerade im Anfange des Gebüsches sie treffen.

So**r that es. Ungefähr eine halbe Viertelmeile weit hohlte er sie ein. Die Ärmste mochte ganz unbekümmert ihren Weg fortgegangen seyn; mochte den ihr Nacheilenden eben so wenig gesehen, als ihn vorher vermuthet haben. — „Da er nun dicht bey ihr „gewesen," sagte jener Elende nachher aus: „habe er „die Augen fest zugedrückt, und ihr mit dem Knittel „einen solchen Schlag auf den Kopf gegeben, daß sie „sogleich mit zerschmettertem Schädel rückwärts ge„sunken und nur noch, Maticzko Hayowska *)! aus„gerufen habe." — Nachher wenigstens muß der Mörder nur allzu gut mit offnen Augen vollendet haben;

*) So viel als: Mutter Maria zu Hayck! weil an diesem letztern Orte ein Marienbild ist, worauf der Glaube der gemeinen Menge viel hält. Daß der Mörder die Augen bey dem tödtlichen Schlage zuschloß, hat, dünkt mich, etwas Charakteristisches vom Gefühl der Schändlichkeit seiner That, die er lieber selbst nicht mit angesehen hätte, in sich.

denn er wiederhohlte seine Schläge wohl noch fünf bis sechs Mahl, um gewiß zu seyn, daß sie nicht mehr lebe. — Da ihm Zen** auch befohlen hatte, ihr die Röcke auszuziehen, und sie heim zu bringen; (wahrscheinlich, damit man wieder auf Räuber rathen möge!) so that dieß So**r wirklich. Aber eine Art von Schauder schien ihn zu ergreifen. Er warf sie wieder neben ihr hin; eilte heim, und versicherte den Bösewicht, der ihn geschickt hatte: daß Alles vollbracht sey: Beyde konnten ein Paar Stunden darauf gelassen in die Kirche gehen. So**r erhielt von Zen** abschläglich vier Gulden, und die Versicherung, das Übrige richtig nachzutragen. Beyher ermahnte er ihn immer: ja nichts zu gestehen, wenn er doch vielleicht in Verdacht käme, und befragt würde. Auch dürfe er sich nicht fürchten, selbst einen Meineid zu schwören; denn es sey bloßer Aberglaube, daß man dann binnen Jahr und Tag sterben müsse!" — Eine Tröstung, die im Munde eines solchen, selbst abergläubischen Bösewichts, fast drollig klingen würde, wenn sie bey einer andern, minder gräßlichen, Gelegenheit gegeben worden wäre!

Einige Stunden nachher ward der Leichnam der Ermordeten gefunden. Zen** spielte, so gut er nur konnte, den Erschrockenen und Betrübten. Doch nicht lange entging er und So**r dem Verdachte. Seine frühern Reden bey jener Hirtinn und andern Bekannten erregten jetzt erst Muthmaßungen. Auch hatten die Nachbarn eine Mannsperson früh aus Zen**s Garten jenem Busche, wo die That geschehen, zulaufen gesehen, und argwohnten auf So**rn. Wie Beyde verhaftet wurden, wie sie Alles endlich eingestehen muß-

ten, wäre hier zu erzählen so unnütz als weitläuftig. Als Zen**en vorgehalten ward: Ob er sich denn nicht zweyfach ein Gewissen daraus gemacht, eine Frau, die nun schon im achten Monath von ihm schwanger gewesen, ermorden zu lassen? gab er ganz gelassen zur Antwort: „Über ihre Schwangerschaft habe er sich „weggesetzt. Was er gethan, sey aus Unverstand geschehen. So**r, um so viel älter, hätte ihm abrathen sollen. Er selbst würde es nie über's Herz gebracht haben, gewaltsame Hand an sie zu legen."

Ich wiederhohle: daß bey dieser Kriminalgeschichte Alles, was einer romantischen Verwicklung auch nur von Weitem ähnelt, wegfällt, und daß ich sie doch nicht für ganz unmerkwürdig halte. — Merkwürdig scheint mir der schon berührte Stufengang mörderischer Entwürfe: — merkwürdig das Gemisch von Feigheit und Grausamkeit im Gemüth des Mordsüchtigen, der von Entwurf zu Entwurf fortschritt, durch keine Vereitelung sich ermüden, keine Vaterpflicht sich hindern ließ, der selbst ganz ohne Bedenken muthmaßliches Gift seinem Weibe reichte; kurz, der zu Allem bereit war, — nur nicht Hand an sie zu legen; — merkwürdig bey sonst so plumper Bosheit die ziemlich durchdachte Verstellung, mit welcher er die schändlichsten Plane seinen Ältern, Schwiegerältern und der unschuldig gehaßten Person selbst verhehlen konnte; am allermerkwürdigsten endlich die Verlegenheit, in welche diese That, als sie abgeurtheilt werden sollte, ihre Richter versetzte.

Das josephinische peinliche Gesetzbuch hat bekannter Maßen selbst auf Mordthaten die Todesstrafe abgeschafft, und statt ihrer ein langwieriges hartes Gefängniß und jährlich am Tage des Mordes eine nach Maß

des Verbrechens und seiner erschwerenden Umstände zu ertheilende Zahl von Stockstreichen festgesetzt. Die Stimme der Kriminal-Richter erkannte daher Anfangs: „daß beyde Verbrecher mit langwierigem harten Gefäng„niß im zweyten Grad von funfzig Jahren und jähr„lich am Tage des Mords mit fünf und zwanzig Strei„chen zu belegen wären;" als plötzlich einer von ihnen die Frage aufwarf: ob denn wirklich beyde Verbrecher ganz gleich schuldig, und also auch ganz gleich zu züchtigen wären? Die Meinungen theilten sich jetzt. — „So**r," sagten Einige, „ist der Schuldigere. Er ist „der eigentliche Mörder. Ohne ihn wäre die That wahr„scheinlich nie geschehen. Der feige Zen** hätte sein „Weib gehaßt, sich vielleicht von ihr getrennt; und „nichts weiter. Er sagt selbst, daß er nie Hand an sie „gelegt haben würde. So**r, durch Geld erkauft, „mordete hingegen; und ist am strafbarsten." —

„Mit nichten! entgegneten Andere: Zen** ist es! „Er ist zwar nur Mordbesteller. Aber ohne ihn wäre „So**rn die ganze That nicht eingefallen. Ohne seine „vielfältigen Anreizungen, ohne seine Erkaufung und „Zudringlichkeit wäre jener der rechtschaffene Kerl ge„blieben, der er war, bis dieser verführerische Böse„wicht ihn kennen lernte. Er widerstand lange; er „ward selbst das letzte Mahl gewisser Maßen dazu hinge„stoßen. Jener Schändliche hingegen trug sich nun „schon Jahre lang damit. War es denn seine Schuld, „daß jenes grüne Pulver nicht als tödtliches Gift „wirkte? Wollte er nicht schon tödten, ehe er So**rn „noch kennen lernte? Und ist es dann nicht einerley, „mit welchem Instrumente er vorsetzlich tödtete?"

„Alles richtig!" sprachen die Erstern. „Aber mensch„liche Gesetze bestrafen doch immer stärker die That, „als die Absicht. Zen** ist ein Nichtswürdiger, das „unterliegt keinem Zweifel. Aber die peinliche Lage, „mit einer Frau, die man nicht mehr liebt, verbun„den, durchs ganze Leben verbunden zu seyn, kann „allerdings viel zu schwarzen und selbst blutigen Ent„würfen beytragen. Hier war also warmes Blut; „So**r hingegen mordete mit kaltem; mordete bloß „für elendes Geld; mordete, nachdem er mehrmahls „schon erkannt hatte, daß er Unrecht thun würde; „mordete endlich eine fremde Person, deren länge„res Leben ihn keinesweges in seinem eingebilde„ten Glück gehindert haben könnte!"

„Aber ist denn nicht gerade der Umstand, daß „Zen** den Mord solcher Personen bestellte, die ihm „nicht fremd, sondern nur allzu nahe verwandt „waren, der erschwerendste unter allen? Lagen ihm „nicht gegen die junge Frau und gegen das noch un„geborne Kind, als Gatte und als Vater, doppelt „heilige Pflichten ob? Wer sollte mehr für das Leben „Derjenigen sorgen, die er ermorden ließ, als er „selbst? Und ist nicht Blutsverwandtschaft, zumahl so „nahe, eine von denjenigen die Strafe verstärkenden „Ursachen, die selbst im Gesetz *) angegeben werden?"

Dieser letztere Grund entschied! Durch die Stimmen-Mehrheit ward Zen**en jährlich die Zahl von fünf und zwanzig Stockstreichen, So**rn von funfzehn, außer ihrer schon erwähnten Gefängnißstrafe, zuerkannt.

---

*) Im 52. §. desselben.

Ganz ohne mich in die Frage zu vertiefen: Ob eine Strafe, auf die Dauer von funfzig Jahren in hartem Kerker erstreckt, und noch alljährlich mit einer empfindlichen körperlichen Züchtigung verbunden, gerecht oder nur gesetzlich sey? bin ich allerdings auch der Meinung: daß Zen** weit schuldiger als der eigentliche Mörder, und auch nach menschlichen Gesetzen schärfer zu bestrafen war. Da ich aber schon einige Mahl in Gesprächen fand, daß Männer, deren juristische Kenntnisse ich unendlich weit den meinigen vorziehe, und denen ich auch sonst das Zeugniß der Billigkeit und des Scharfsinns mit willigster Seele ertheile, der entgegengesetzten Meinung waren, so glaubte ich um so eher, diesen Fall als einen streitigen erzählen zu können, und auch etwas umständlich in den vorläufigen Umständen seyn zu müssen.

Seltsamer Selbstverrath.

Ein Herumstreicher, den man zu Preßburg in Ungarn auf einem kleinen Diebstahl ertappte, und mehrerer wichtigen bezüchtigt, doch dieser letztern nicht ganz überwiesen hatte, mußte sich es gefallen lassen, als Züchtling ein Jahr allda Gassen zu kehren. Es kam ihm verzweifelt sauer an, denn man spürte bey jeder Gelegenheit, daß er sonst an eine bequemere Lebensart gewohnt gewesen sey. Doch die Gewalt unterstützte dieß Mahl das Recht. Sein Strafjahr war endlich bis auf einen einzigen Tag, dieser Tag sogar bis auf ein Paar Stunden vorüber; und unser Züchtling ging bereits gegen Abend, mit der übrigen geschlossenen Gesellschaft, zum letzten Mahl, wie er glaubte, dem Ort seiner Aufbehaltung zu, glaubte ganz gewiß den andern Morgen bereits, höchstens noch mit einer kleinen, fühlbaren Ermahnung, entlassen zu werden, als ein sehr zufälliger Umstand Alles änderte.

Es begegnete ihm, kaum zwanzig Schritt vom Arbeitshause, auf der Straße ein junger Mann in gesticktem Frack, seidenen Strümpfen, mit zwey Brillantringen an den Fingern, eben so viel Uhren in der Tasche, hinter sich einen Lohnbedienten, kurz, ganz wie ein

Mann vom ersten Stande sich trägt. Von den Züchtlingen angebettelt, warf er einen flüchtigen, halb lächelnden, halb verächtlichen Blick auf die Caravane; faßte gerade unsern Helden am stärksten in das Auge, und ward auch von Ebendemselben am steifsten wieder angeblickt; denn Dieser erkannte in ihm einen — seiner ehmaligen Spießgesellen, mit dem er drey oder vier Jahr lang unter einer Bande sich befunden hatte. — „Sonderbar!“ rief er, gekränkt durch diesen gewaltigen Abstand, und vielmehr noch durch jenes scheinbare Lachen: „Sonderbar, wie es in der Welt zugeht! „Ich war ein Jahr lang einer elenden Kleinigkeit wegen Züchtling; und dieser Bursch, der sonst mein „Kamerad war, geht hier frank und frey, so geputzt und stolz wie ein Edelmann daher!“

Der Soldat, der die Wache bey den Gassenkehrern hatte, hörte Dieß. „Wie,“ fragte er,“ jener „Herr dort wäre dein Kamerad gewesen?“ — „Nicht „nur das;“ fuhr der Erzürnte in seinem Eifer fort: „sondern er war auch bey jeder Gelegenheit zehn Mahl „schlimmer als ich!“ — „Nun so kann dem noch Rath „und Dieser auch bestraft werden! Komm! komm mit „zum Polizeyamt! Wir wollen das gleich anzei„gen.“ — Auf einen Augenblick stutzte jetzt der Züchtling, und hatte Lust wieder umzukehren. Aber der Soldat ließ nicht ab. Sie gingen. Jene Aussage ward registrirt, und eine halbe Stunde darauf war der Abenteurer schon verhaftet.

Er stutzte nicht wenig, als diese Ehre ihm widerfuhr. Er stutzte noch weit mehr, als jener Angeber ihm vorgestellt und er befragt ward: Ob er hier nicht seinen Spießgesellen kenne? Er wollte zwar An-

fangs den bitter Bösen spielen; wollte von seinem Stande, seiner Herkunft, seinen Gütern — die wohl verstanden sämmtlich in der Fremde lagen! — ein Langes und Breites herprahlen; doch die öftere Verwandlung der Farbe, das Stottern der Stimme, das Zittern seiner Knie, und tausend kleine Umstände noch, die eine innere Verwirrung anzeigten, sprachen gegen seine Worte; und es gelang dem Richter, vor welchem er stand, gar bald ihn in Widersprüche zu verwickeln. — Kaum merkte er Dieß selbst, als er auf ein Mahl hastig abbrach und ausrief: „Nun ja, ich will es „euch Allen nicht schwer machen! Ich bin ein Land„läufer, Buschklepper und ein Kamerad von Jenem „gewesen. Aber weil der Schurke mich so ganz von „freyen Stücken, so ganz ohne selbst zu wissen, „warum, angibt, so soll auch Er wenigstens nicht „heraus, sondern noch tiefer in das Garn hinein kom„men; und mein erstes Geständniß sey: daß wir vor „zwey Jahren zusammen im W* Walde einen Mord „an zwey Reisenden begingen!"

Die Verwunderung aller Anwesenden, das Erschrecken jenes unvorsichtigen Angebers kann man kaum groß genug sich vorstellen. Schon mochte er zwar heimlich, mehr als ein Mahl schon, seinen raschen Ausruf und seine ganze Klage bereut haben; mochte voraussehen, daß dieser Handel seine Haft verlängern werde; doch einer solchen Rache war er sich kaum vermuthend. Noch bleicher, noch bebender als vorher sein Raubgenosse, versuchte er auch nun, noch fruchtloser, Entschuldigung und Läugnen. Wenige Minuten waren hinreichend, ihn des Mordes, des Straßenraubes und noch mancher andern That einge-

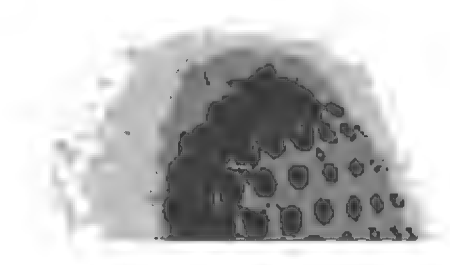
ständig zu machen. Sein Weg ging nun natürlicher Weise nicht mehr in das Zuchthaus zurück, sondern in enge Haft; einige Wochen darauf, in Gesellschaft desjenigen, den er angeklagt, auf das Schaffot. — Unter den vielen tausend Zuschauern, die diesen sauern Weg ihn antreten sahen, und dabey die sonderbare Fügung bewunderten, wodurch er sich selbst verrathen mußte, war auch der Freund, dessen mündlicher Erzählung ich diese Anecdote verdanke.

Die Strumpfbänder.

Bald nach dem siebenjährigen Kriege, (bestimmter wußte mein sonst glaubwürdiger Währmann die Zeit mir nicht anzugeben,) kam ein junger Mann aus Schwedisch-Pommern nach Wien, um sich dort erst ein Weilchen aufzuhalten, und dann nach Italien zu reisen. Er trat die ersten drey oder vier Tage im so genannten Maschacker Hof ab; miethete sich aber nachher, wie es Fremde in Wien gewöhnlich machen, ein Zimmer in einem Privathause; blieb allda einen knappen Monath; verwandte den größten Theil des Tages auf Besichtigung öffentlicher Merkwürdigkeiten und der reizenden Gegend umher; brachte einige Stunden des Abends im Schauspiele zu; suchte aber übrigens, entweder aus Mangel an Empfehlungsbriefen, oder aus eigener Schüchternheit, keinen Eintritt in Familien; so leicht sich solche in dem gastfreyen Wien Fremden öffnen. Als er endlich wieder wegreisen wollte, hatte er den unglücklichen Einfall, in einem Zeitungsblatt anzeigen zu lassen: „Ein einzelner Mann suche „einen Reisegefährten nach Triest oder Venedig!" war recht froh, als sich zwey Tage darauf ein anderer Fremder, dem Vorgeben nach ein Schlesier, zur Ge-

sellschaft ihm antrug; und machte sich des andern Mittags — früher hatte der Schlesier nicht aufbrechen wollen, — in einer leichten Postchaise auf den Weg.

Auf welchem er leider nicht weit kam! Dieser angebliche Reisegefährte war nichts mehr und nichts minder, als ein Taugenichts, der in Gesellschaft mit Mehreren, die ihm glichen, bald den falschen Spieler, bald den Beutelschneider gemacht, von unserm Fremden, den er auf einem Kaffehhause gesehen, einige Nachricht eingezogen, und so wie er erfuhr, daß er allein wegreisen wolle, den Plan gefaßt hatte, ihn zu begleiten, zu berauben und zu ermorden. Mit noch einem Gauner darüber einverstanden, wurden alle Anstalten schon gemacht: ward eine so späte Tagstunde zur Abfahrt beliebt; und der arme Fremde in ein Netz verstrickt, wovon ihm nichts träumte. Auf der vierten Stazion, als es schon Nacht geworden, als sie Trotz der Dunkelheit fortgefahren, und der Schwede ganz sorglos schlief, durchstach ihm jener nachbarliche Bösewicht mit einem Stilet, so rasch und so richtig treffend, die linke Brust, daß er mit einem einzigen Schrey auffuhr, wieder zusammen sank und starb. Der Postillion, der bey diesem Getöse sich umsah, ward eben so schnell mit einer Pistolenkugel vor den Kopf geschossen, und stürzte. Ganz gemächlich plünderte dann der Mörder die Habseligkeiten des Fremden; packte Alles in zwey Mantelsäcke, die er deßhalb mitgenommen, spannte das Sattelpferd aus, und ritt an einen bestimmten Ort zurück, wo bereits sein Gefährte in einem Gebüsch mit einer Halbchaise seiner wartete; ließ dann das Postpferd auf gutes Glück in die weite Welt gehen, und steuerte



ganz keck und unbekümmert wieder nach Wien zu; wo kurz vor dem Thore sein Spießgeselle sich von ihm trennte, er aber unter dem Schein eines Reisenden ankam.

Am andern Morgen fand man jene zwey Leichname, und da man von dem Fremden durchaus nichts weiter wußte, als daß er von Wien herkomme, so schaffte man seinen Körper wieder dorthin, in der Hoffnung, allda mehrere Nachrichten einzuziehen. Da aber auch hier von Polizey und Gerichten Niemand ihn kannte; da es von einer Person, der alle Schriften, alle Kleidung weggenommen worden, unmöglich war, gleich in der ersten Stunde zu wissen, wer und woher sie sey; so stellte man den Leichnam aus, und hing einen Zettel daran, der jeden aufforderte: den Nahmen dieses Unglücklichen, wenn er ihn wisse, anzugeben. Ein Mittel, das sonst wirksam genug, doch dieß Mahl vielleicht vergeblich gewesen wäre, hätte nicht ein sonderbares Schicksal gerechter Rache obgewaltet.

In jenen ersten Paar Tagen, die der Ermordete, schon gedachter Maßen, im Maschacker Hofe zugebracht, war einst früh Morgens, als er eben aufgestanden, eine Händlerinn, die mit Kleidungsstücken und Galanteriewaaren hausiren ging, zu ihm gekommen, und er hatte einige Kleinigkeiten, unter andern auch ein Paar gestickte Strumpfbänder, ihr abgekauft. Seitdem hatte dieses Weib ihn nicht mehr mit Augen gesehen; als sie aber jetzt bey dem Orte, wo sein Leichnam ausgestellt ward, vorbeyging, und eine Menge Menschen hinlaufen sah, zog auch sie die Neugier mit fort, und auf den ersten Augenblick erkannte sie ihn;

bedauerte herzlich den guten Herrn, der damahls nur äusserst wenig ihr abgehandelt habe; ging aber stillschweigend weiter, weil sie doch weder seinen Nahmen, noch sein nachmähliges Logis kannte, und weil sie hoffte: so gut und besser als sie würden wohl tausend Andere ihn kennen.

So in Gedanken über diesen ihr allerdings unerwarteten Anblick ging sie immer ihren Weg fort, und ihrer Handthierung nach; kam aber, ohne recht zu wissen, wohin sie gehe, — was sich jedoch aus dem Zusammenhange der Ideen leicht erklären läßt — gerade wieder in den Maschacker Hof; ging gerade vor das nähmliche Zimmer; pochte an, hörte rufen: herein! öffnete die Thür; sah eine Mannsperson noch im Bette liegen; ward aber von derselben (die sich vielleicht eines jüngern Besuchs versah,) sehr rauh, mit den Worten: er brauche von einer solchen alten Hexe nichts, angefahren. Indem sie daher, eben nicht sehr zufrieden, wieder gehen wollte, warf sie von ungefähr einen Blick um sich herum, und erblickte auf dem Stuhle neben dem Bette — eben diejenigen Strumpfbänder, die sie vor einigen Wochen dem Ermordeten, von dessen Leichnam sie herkam, verkauft hatte. Bey diesem Anblick stutzte sie. Unter dem Vorwand, Trotz jenes Empfangs, ihre Waare noch ein Mahl zu empfehlen, trat sie ein Paar Schritt näher; sah genauer auf diesen Stuhl, und ward immer überzeugter: es waren eben dieselben! Der Mann befahl ihr abermahls sich zu packen; sie that es.

Im Heruntergehen erkundigte sie sich bey einem Kellner: Wer der Herr sey, der Nummer fünf wohne? — „Ein Fremder, der gestern aus Steyermark an-

gekommen!" — Mit viel Gepäck? — „Nein, ohne Bedienten; mit ein Paar Mantelsäcken." — Dieß gab keinen Aufschluß, weder für noch dawider. Aber ein gewisser innerer Trieb ward immer stärker in ihr. — Sie ging gerade zur Polizey und zeigte an: „Jener „ausgestellte Erschlagene habe vor einigen Wochen in „dem oftbenannten Gasthofe gewohnt, und ein Paar „Strumpfbänder ihr abgekauft. Jetzt liege in eben dem „Zimmer, eben dem Bette, ein Mensch mit höchst „verdächtigem Gesichte, und neben ihm eben dieselben „Strumpfbänder, die ihre eigene Tochter gestickt, und „sie jenem verkauft habe. Wenn man den Menschen „frage: wie er zu diesem Kleidungsstücke gekommen „sey? so würde sich vielleicht mehr ergeben." — Man trug Anfangs Bedenken, auf die ganze Anzeige zu achten. Strumpfbänder sehen sich gleich. Daß der Mörder gerade nach Wien kommen, gerade auf demselben Flecke sich einfinden solle, wo sie vorher den Ermordeten angetroffen, schien so romanenhaft, daß man es eben deßhalb für gänzlich unwahrscheinlich hielt. Dennoch, da sie immer darauf bestand: die Strumpfbänder wären es! so entschloß man sich endlich einen Versuch zu machen, den Fremden zu verhaften, und ihn genau zu befragen: Wer er sey? Woher er komme? und so weiter. Es geschah. Gleich bey der Verhaftung entsetzte er sich gewaltig; als bey dieser Gelegenheit auch seine Kleider durchsucht wurden, fand man blutige Wäsche, ein Stilet, mehrere Taschenpuffer, und einen Rock, den man im Gasthof an jenem Fremden, — auf welchen man sich nun bey der Hausirerinn Angabe besann, gesehen haben wollte. Auch die Strumpfbän-

der — Kurz! was bedarf es noch vieler Worte und Umstände? Gleich beym ersten Verhör wurde dem Verhafteten so mancher Beweis oder vielmehr so mannigfacher Grund zum Verdachte vorgelegt, daß er bald Alles gestand, und wenige Wochen darauf die Strafe litt, die er reichlich verdient hatte.

Mörder seiner Verlobten und Räuber! dann eine Zeitlang redlicher Mann; seltsam entdeckt, noch seltsamer sich selbst angebend.

Heinrich R., der einzige Sohn eines angesehenen N**gischen Kaufmanns, und selbst zur Kaufmannschaft erzogen, glaubte lange, was mit ihm ganz N—g glaubte: daß sein Vater ein wohlhabender Mann sey, der ihm einst nicht nur eine gutbestellte Seidenhandlung, sondern auch noch ein beträchtliches Vermögen hinterlassen werde. Als er daher im vier und zwanzigsten Jahre diesen Vater verlor, trat er mit ziemlich frohem Muthe seine Erbschaft an; sah sich aber in ihr — gewaltig betrogen. Statt baren Geldes fand er Schulden. In den Handlungsbüchern selbst herrschte eine kaum begreifliche Unordnung. Schon seit einigen Jahren war das Soll beständig gewachsen, das Haben unaufhörlich gesunken. Durch verschiedene dreiste Versuche hatte der alte R. wahrscheinlich sich helfen wollen, und immer tiefer sich verstrickt. Bloß der Credit seines Nahmens hatte das Ganze noch zusammen gehalten.

Eine solche Entdeckung war für den jüngern R. eben so überraschend, als traurig. Jetzt eben, da er seine Freyheit erst zu genießen hoffte, sollte er einem Wohl-

stande entsagen, an welchen er von Jugend auf sich gewöhnt hatte? — Zwar war er klug genug, seine mißliche Lage noch Jedermann zu verschweigen; doch daß sie lange verschwiegen bleiben werde, ließ kaum sich hoffen. Nur ein Paar Gläubiger durften mit gerechtem Mißtrauen sich melden, und die Handlung stürzte übern Haufen. Selbst wenn Alles dann aufs Beste eingeleitet, aufs Schnellste und Glücklichste verkauft wurde, blieb dem neuen Besitzer äußerst wenig, — sobald es irgendwo schief ging, Gerichte und Advocaten nur nach hergebrachter Weise verfuhren, gar nichts übrig. Wohl hundert Plane sich zu retten entwarf R. im Stillen, und verwarf sie wieder; endlich schien ihm Aufhelfung durch eine reiche Heirath noch der einzig taugliche Weg zu seyn.

Wohl ein gefährlicher Weg, der unter zehn Fällen neun Mahl irre führt! Indeß, da R. wirklich ein artiger, wohlgemachter, junger Mann war, seinen Nahmen nie mit dem kleinsten Fleckchen beschmutzt, wohl aber den Ruf sich erworben hatte, sein Geschäft vollkommen zu verstehen, so hätte er doch vielleicht auch hier sein wahres Glück durchsetzen können; nur mußte er dann diesen Weg mit Vorsicht betreten, mit kalter, klüglicher Wahl verfolgen. Doch leider glaubte er auf ihm auch eilen zu müssen. Ihn drängte die Angst vor seinen Gläubigern. Unter dem jüngern weiblichen Geschlecht sah er keine Begüterte, wo der Zutritt sogleich ihm offen stand. In halber Verzweiflung beschloß er, auch mit dem Alter es nicht genau zu nehmen. Eine unselige Gelegenheit both sich ihm hier von selbst an.

Im Hause seines Vaters war schon längst eine reiche Posamentirers Witwe viel aus- und eingegangen. Ihr Mann, der sein Gewerbe fabrikmäßig im Großen getrieben, hatte ein ansehnliches Vermögen ihr hinterlassen, und sie dasselbe seit funfzehn Jahren unablässig vermehrt. Das Stadtgerücht gab ihr achtzig tausend Gulden. Zur reichlichern Hälfte bekannte sie sich mit einer Miene, die — mehr sagte. Eine Wucherinn durfte man zwar nicht sie schelten; aber sparsam, oder vielmehr geizig war sie allerdings; sonst ein gutes ehrliches Weib, die jedoch ihren Jahren nach reichlich fur Heinrichs Mutter, ihrem Ansehen nach fast für seine Großmutter gelten konnte! Wohl zwanzig Heirathen hatte sie in ihrem Witwenstande ausgeschlagen; gleichwohl mußten die Jahre noch nicht jede Empfindung des Geschlechts und der Liebe in ihrem Herzen erstickt haben. Der Jüngling, gleichsam unter ihren Augen herangewachsen, und zum Manne ausgebildet, hatte längst in ihr einen Wunsch erregt, der für ihr Alter ungezweifelt eine Thorheit war; den sie aber doch, als sie auch nach dem Tode des ältern R. ihre Besuche fortsetzte, und die häusliche Verlegenheit des Sohnes zu muthmaßen begann, in Hoffnung und zuletzt in Absicht übergehen ließ. Schon ein Paar Mahl hatte sie sich ihm zu helfen erbothen, wenn sie sicher wüßte, daß er — dankbar sey. Er verstand sie bald; schauderte im Geheim ein wenig, und — entschloß sich. Als sie einst ihm wieder rieth, sich bey seinen vielen Geschäften nach einer ehelichen Gehülfinn umzuthun; als sie mit bedeutendem Tone hinzufügte: daß sie aber an seiner Stelle mehr auf eine vermögliche, vernünftige Hausfrau, als auf allzujunge, unerfahrne

Dirnen sehen würde, brachte er seine Worte bey ihr an. Sie spielte ein Paar Augenblicke die Erstaunte; antwortete aber bald mit einem tiefen Seufzer: Es scheine ihr auch, als ob diese zweyte Ehe im Himmel selbst ihr bestimmt worden sey! Ein Kuß, sehr zärtlich auf ihrer, sehr bescheiden auf seiner Seite, besiegelte den Bund. Des andern Tages feyerten sie Verlobung. Die Hochzeit selbst konnte, weil es gerade Fastenzeit war, erst nach sechs oder sieben Wochen anberaumt werden.

Der gute Himmel! Welche ungeheure Menge freywilliger Thorheiten möchten die Menschen gern als seinen Rathschluß betrachten! Ganz N*g, als diese Verlobung kund ward, wunderte sich laut und einstimmig darüber. Selbst diejenigen, welche den wahren Grund derselben muthmaßten, mißbilligten doch diesen Schritt, und R. spürte diesen Tadel gar bald. So oft er an öffentlichen Orten mit seiner Verlobten am Arm erschien, sah er Aller Blicke lächelnd auf sich gerichtet. Der spöttische Glückswunsch seiner Bekannten schnitt ihn durchs Herz. Die kalte, schier verächtliche Miene mancher, sonst gegen ihn freundlichen Mädchen that ihm weh; fast weher noch das mißtrauische Achselzucken einiger Biedermänner, denen er seinen Vorsatz eröffnete. Je näher er dem Zeitpunct rückte, wo er in den völligen Besitz seiner ehrwürdigen Matrone treten sollte, je bänglicher ward ihm bey dieser, sich selbst auferlegten Kasteyung. In den Liebkosungen, die sie jetzt von ihm erwartete und nicht selten begehrte, lag schon so viel Peinliches für ihn. Welche Freude konnte er sich erst vom Ehestand selbst versprechen! Doch hätte er sich noch vielleicht gezwungen,

aber auch ein anderer Querstrich in seinen Planen vermehrte den Mißmuth gewaltig.

Bey Heirathen, die der Eigennutz schließt, ist Ehestiftung immer eine sehr wichtige Sache, oder vielmehr die wichtigste von allen. Auch R. hatte sie bald in Vorschlag gebracht; hätte lieber am Verlobungstage schon sie aufgesetzt gesehen. Doch unter mancherley Vorwand wußte seine schöne Braut dieses Geschäft noch um ein Paar Wochen zu verspäten, und betrug sich, als sie nicht länger ausbeugen konnte, nur sehr freygebig nach ihrem, keines Wegs nach seinem Sinne. Denn alle Schulden seiner Handlung übernahm sie zwar; bedingte sich aber auch dafür ein unterpfändliches Recht auf dieselbe. Ihr ganzes Vermögen verschrieb sie ihm zwar; doch — erst nach ihrem Tode, und auch dann nur unter der Einschränkung: wenn er sich indeß stets als ein liebevoller Gatte betragen habe. Genuß und Anwendung der Einkünfte auf Lebenszeit, Widerruf des Geschenks, wofern sie Stoff zur Klage finde, bedung sie sich ausdrücklich.

Dieß waren die Vortheile nicht, die R. damahls erwartete, als sie ihm zu helfen versprach! Schenkung einer Hälfte ihres Vermögens sogleich, unbedingte Hinterlassung der andern Halbscheid nach ihrem Tode — Dieß hatte er noch für einen wohlfeilen Kauf seiner Hand, seines Nahmens, und seiner scheinbaren Zuneigung gehalten. Sich zwanzig oder dreyßig Jahre mit einer alten Frau zu quälen, selbst dabey zu veralten, den Sclaven ihres Eigensinns und ihrer Eifersucht abzugeben, aus ihren geizigen dürren Händen jeden Groschen erheucheln, erbetteln oder erpressen zu müssen, und doch wohl am Ende noch — leer auszu-

gehen? Dieß schien ihm kein Handel zu seyn, der einem klugen Kaufmanne zieme! Wahrscheinlich zwar, daß er Manches hierbey schwärzer sah, als er sollte! daß sie nicht sowohl ihn zu unterjochen und zu berücken, als vielmehr durch eine, ihr weislich dünkende, Vorsicht näher an sich zu knüpfen suchte! Noch wahrscheinlicher, daß es bloß auf seine Klugheit und Entschlossenheit ankam, noch jetzt sich bessere Bedingungen zu erwerben! ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, — eine Liebkosung, schlau verschwendet, — auch wohl eine bescheidene, doch ernstliche Drohung hätten gewiß viel vermocht. Was thut eine alternde verliebte Frau nicht, um nur den Mann zu behalten, an welchem ihr Herz hängt! — Doch gerade zu Maßregeln dieser Art, nicht rühmlich an sich selbst, doch verzeihlich nach R's erstem Schritte, und löblich sogar gegen seine nachherigen!) konnte er durchaus sich nicht entschließen! Er hielt sich für recht schülerhaft betrogen. Er begann, undankbar genug, Diejenige zu hassen, die Liebe von ihm erzwingen wollte. — Gern hätte er sogleich und ganz mit ihr gebrochen. Eigennutz hielt ihn abermahls zurück. Seine Handlungslage ward alltäglich bekannter. Einige Gläubiger rührten sich bereits, doch noch leise; daß sie derber, wohl gar unbarmherzig anklopfen würden, wenn jene Aussicht verschwände, sah er voraus. Ein wohlgemeinter Rath suchte ihn auch über diese Bedenklichkeit hinwegzusetzen, und ward, ganz gegen Absicht, der Grundstein — seines Verderbens.

Einer von R's Jugendfreunden, schon seit mehreren Jahren in der Fremde, abwesend daher, als R. seinen Vater verlor, und seine Verlobung einging, kam bald darauf heim, besuchte ihn, und that, was

schon die ganze Stadt gethan — das heißt, er tadelte seine vorhabende Heirath. Aufrichtig entdeckte Dieser dem Tadler den innern Stand seiner Handlung, und doch nahm jener sein Urtheil — nicht zurück. „Deine Lage," sprach er, „ist nur bedenklich, dein Schritt verzweifelnd. Warum sollten deine Gläubiger dich stürzen wollen? Sie verlieren ja sicher auch, wenn du fällst; und verlieren wahrscheinlich — nichts, wenn sie dich aufrecht halten. Du hast den Ruf von Ordnung und Geschicklichkeit für dich; Beyde erwerben Zutrauen. Die Schulden deines Vaters sind nicht die deinigen; sogar der Verkauf der Handlung hätte daher dir keine Schande, Erhaltung durch eigene Kraft Ehre gemacht. Für Unterkommen darf ein Mensch, wie du, nicht bangen. Auf den schlimmsten Fall aber ist es besser, noch eine Zeit lang der Diener eines Andern, als durchs ganze Leben der Knecht eines alten Weibes zu seyn! Geht es nicht hier, so geht es in der Fremde. Auch ich trieb mich in ihr herum. Ohne deine Figur, vielleicht auch ohne deine Kenntnisse, fand ich auswärts doch manchen Vorschlag, mein Glück zu machen. Glaube mir: Gelegenheit flieht Den nicht immer, der sie sucht, und kommt selbst zu demjenigen, der sie nur nicht ausschlägt!"

Tief wirkten diese oder ähnliche Reden auf N's ohnedieß mit sich selbst unzufriedene Seele. Daß er aber aus ihnen, die gut gesinnt und richtig im Ganzen waren, gerade nur das Letzte und Gefährlichste sich heraushob: daß er mit dem festen Entschluß, seine Alte nicht zu heirathen, nun auch den eben so festen: sein Glück nur in der Fremde zu suchen, verband; — auch Dieß war einer von

den gewöhnlichen Gängen des menschlichen Geistes! In seiner Vaterstadt, dünkte ihm, warte nur Spott, Armuth und Verachtung seiner. Im Auslande hoffte er es besser zu finden. Nur unter seinem eigenen Nahmen und mit ganz leeren Händen mochte er den Ausflug nicht, — wenigstens nicht gleich Anfangs, wagen. Ein Zufall erleichterte ihm den ersten Punct. Vor wenig Monathen erst war in seiner Handlung ein Diener gestorben, Lehmann mit Nahmen, ein Schlesier von Geburt, mit ihm fast eines Alters. Unter andern Papieren war auch sein Lehrbrief, von Breslau ausgestellt, Anfangs in des ältern, dann in des jüngern R. Hände gerathen; war aufbewahrt worden, sie wußten selbst nicht: warum? Ihn jetzt in der Fremde, als den seinigen zu nützen, seinen Nahmen mit Lehmanns Nahmen zu vertauschen, fiel gar bald ihm ein. Sich durch Eintreibung alter Rechnungen etwas Geld zu verschaffen, war sein zweyter Plan. Er schickte herum, wo er konnte; kleinere Posten gingen ein; nur noch auf ein Paar größere wartete er ängstlich. Dann wollte er schnell verschwinden, seinen Gläubigern die Handlung, seiner Braut das leere Nachsehen lassen. — Schon mischte sich viel Unredlichkeit in diesen Vorsatz; aber noch ließ er sich theilweise entschuldigen. R's Gläubiger büßten noch jetzt wenig oder nichts ein; die Witwe gewann, indem sie zu verlieren schien.

Inzwischen kam Ostern herbey, und mit ihm nahte sich die Zeit des kirchlichen Aufgeboths und der förmlichen Heirath. Was R. thun wollte, mußte er bald thun, oder seine Entfernung ward ein immer stärkerer, immer tadelnswertherer Betrug. Seine Schuldner zahlten, Trotz seiner Mahnung, immer noch nicht;

seine Gläubiger erwarteten jetzt Zinsen. Er war zum Fortwandern gerüstet, nur seine Börse war es nicht. Einst, als er seinen gewöhnlichen Morgenbesuch — man kann leicht denken, mit welcher Gemüthsstimmung! — bey der Witwe ablegte, fand er sie in dem ihr so wichtigen Geschäfte des Geldzählens begriffen. Ein aufgekündigtes Capital von fünf tausend Thalern, sämmtlich in Golde, war eingegangen. Nur ihrem Bräutigam ward jetzt die Thür geöffnet, gleich hinter ihm wieder abgeschlossen. Sie erzählte ihm: daß sie die Hälfte davon zu seinen dringendsten Handlungsschulden verwenden, die andere Hälfte in nächster Woche um ein halbes Procent höher anlegen wolle. Sie schloß, nachdem sie die Louisd'ors und Ducaten sorgfältig in Röllchen gepackt, einen Schrank auf, und zog vor R's Augen, ein Fach heraus, geräumig und verborgen genug. Hier befand sich noch ihr eigener Schmuck, ein Paar fremde brillantene Ringe, worauf sie Geld geliehen, und ein großer lederner Beutel voll Goldstücke, die sie ihren Nothpfennig nannte. Heute schon einmahl in zutraulicher Laune, zeigte sie ihm Alles. Die Juwelen überstiegen an innerm Gehalt noch die bare Summe. Zwölf tausend Thaler war dieses Fach gewiß werth. Mit jenem lieblichen Lächeln, mit welchem gewöhnlich der Geiz seine Schätze überschaut und mustert, hafteten ihre Blicke einige Minuten darauf. — „Nun, mein Liebster," sagte sie endlich, „ist Dieß nur ein sehr mäßiger Theil meines Vermögens. Jenes dünne Päckchen Documente enthält leicht vier bis fünf Mahl so viel, und Alles, Alles wird einst das Ihrige, wenn — Sie sich gut aufführen. Nur abdringen lass' ich mir nichts; und Vorausbezahlung ist eine Thorheit.

Unselige Vertraulichkeit, die diese gute, geschwätzige Alte nie zur ungelegnern Zeit äußern, — unglückliche Entdeckung, die R. nie zu einer gefährlichern Stunde machen konnte! Gerade jetzt gelüstete ihm so gewaltig nach Gelde; gerade jetzt hatte er sich so ängstlich um achtzig oder hundert Ducaten bemüht! Schon ein Paar Mahl hatte er auf die Casse seiner Verlobten: ob er hier nicht etwas borgen, und nie wieder geben könne? gedacht. Ein ahndender Widerwille, Furcht von abschlägiger Antwort, Unwissenheit: ob sie auch, Trotz ihres Reichthums, bey barem Gelde sey? hatten ihn stets zurück gehalten. Jetzt wußte er Alles, und mehr, als ihm gut war! Wußte, welche ansehnliche Summe sie liegen habe; wußte, wo sie läge? wie lange sie hier liegen würde? wußte noch einen so kostbaren Schmuck und überreichlichen Nothpfennig in der Nähe. Gedanken, die er noch nie gehegt, Entwürfe, deren dunkles Gewühl er nicht sogleich zu ordnen vermochte, Empfindungen, wofür er keinen Nahmen hatte, — Alles drängte sich auf ein Mahl empor. Noch mancherley schwatzte und fragte seine Verlobte; er hatte fast kein Ohr, und noch weit minder eine passende Antwort dafür. Unter dem Vorwand dringender Geschäfte eilte er bald wieder nach Hause.

Doch auch hier schien ihm, wo er ging und stand, eine Stimme zuzurufen: Bemächtige dich dieser Summe! Er wollte sie nicht hören; wollte sich zerstreuen, wollte arbeiten. Umsonst! Jene Stimme blieb; sein Verlangen ward immer stärker; nur allzu bald hielt er es für unwiderstehlich; und von diesem Augenblick an reichte gleichsam ein böser Gedanke dem andern hülfliche Hand. — Unbemerkt diesen Schatz zu entwenden,

war allerdings N's erster Wunsch. Selbst ihr Geständniß: daß Dieß nur ein kleiner Theil ihrer Habe sey, entschuldigte in seinen Augen dann die That; und auch darin: daß sie sich ja weigere, Alles für ihn zu thun, daß er durch ihre Verlobung nur unglücklicher geworden sey, suchte er einen Grund zur Verminderung seiner Sträflichkeit. Doch daß diese unbemerkte Entwendung eine Unmöglichkeit sey, begriff er fast eben so schnell. Sorgfältig verschloß die Witwe immer mit doppelten Schlössern jenen Schrank; sorgfältig ihr Zimmer, wenn sie nur einen Augenblick in die Küche ging. Fast immer war sie daheim; wenn sie ausging, begehrte sie jetzt N's Begleitung. Was daher geschehen sollte, mußte gewaltsam, — noch mehr, es mußte, wenn nicht Gefahr oder Abscheulichkeit sich häufen sollte, äußerst bald geschehen. Ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen verlangte das Letztere — Die Witwe hatte zwey weibliche Bediente; doch die Einrichtung mit Beyden hatte Sparsamkeit getroffen. Eine erwachsene Person, bestimmt zur gröbern Arbeit, kam nur des Vormittags zu ihr. Ein zwölf oder dreyzehnjähriges Mädchen vom Lande besorgte die nöthigen Gänge, half des Nachmittags und des Nachts die Wohnung hüthen; war aber gerade damahls auf eine Woche zu ihren Ältern in die Feyertage, wie sie es nannte, gegangen. Daß seine Verlobte sie spätestens übermorgen zurück erwarte, und bis dahin des Nachmittags größten Theils allein sey, wußte N. sehr genau, und glaubte sogar auch hierin — denn jedes Laster, groß oder klein, ist nahe oder fern mit Aberglauben verschwistert! — eine Aufmunterung des Geschicks selbst zu finden. Schon

den kommenden Tag setzte er daher zur Vollbringung seines Vorhabens an. Noch ein Paar Mahl bebte er bey dem Gedanken: Gewaltsam! — Gewaltsam gegen eine Person, die sich bereits für deine künftige Gattinn hält, und dich zu ihrem künftigen Erben erklärt hat! zurück. Noch einige Mahl rang sein guter und sein böser Genius mit einander, und der Erstere unterlag. Er traf alle Anstalten, die ihm nöthig schienen, mit Besonnenheit. Er war des andern Morgens, als er die Witwe wieder besuchte, freundlicher, ja fast zärtlicher, als ehemahls. Er versprach ihr, ehe sie ihn noch darum bath, heute um drey Uhr wieder zu kommen, nud dann auf einem Spaziergang sie zu begleiten. Die Arme freute sich recht herzlich darüber, und wußte nicht, daß in diesem Augenblick ihr Todesurtheil gesprochen werde.

Zwar versicherte R. später nachher unabläßig: Noch habe er damahls an keinen Mord gedacht. Die Alte zu überraschen, zu binden und zu knebeln; dann, vielleicht vor ihren Augen, jenen Schrank zu plündern, wegzugehen und alle Thüren zu sperren, — darin habe sein ganzer Plan bestanden. Kraft genug, sie zu überwältigen, Geschicklichkeit genug, alles Getöse zu vermeiden, habe er freylich sich zugetraut. Nur ein unglückliches Ungefähr habe ihm, kurz vorher, ehe er schon gehen wollen, ein Rasirmesser unter die Hände geführt, und bloß auf den höchsten Nothfall, bloß wenn er durch ihr Rufen in Gefahr vielleicht kommen sollte, habe er es eingesteckt. — Möglich, daß er wahr sprach! Selbst die Abweichung der That von seinem Vorsatz ist kein ganz gültiger Beweis gegen jene Versicherung. Riesenmäßig und unglaublich schnell ist der Wuchs des

Lasters. Abscheulich konnte vielleicht auch R. jetzt noch Dasjenige finden, was er einige Minuten später am leichtesten, und eben daher auch am thunlichsten fand. — Pünctlich um drey Uhr erschien er. Die Witwe war gerade vor dem Spiegel mit ihrem Kopfputz beschäftigt. Auch Dieß vielleicht mochte kein bloßer Zufall seyn. Längst aller übrigen Ansprüche auf Schönheit verlustig, besaß das Mütterchen noch einen einzigen Überrest, der sonst auch selten in höhere Jahre dauert, — ein schönes braunes, langes, dichtes Haar. Oft hatte R. diesen Vorzug an ihr gelobt; sie war sich dessen um so mehr bewußt, da es ihr Letzter war. Eitelkeit bleibt ein weiblicher Grundzug vom ersten Flügelkleide bis zur Bahre. Wohl möglich daher, daß sie auch jetzt ihrem Bräutigam mit bloßem Haare um so lieber sich zeigte. Wenigstens nahm er es dafür, und erboth sich ihr beym Frisiren zu helfen; sehr gern war sie es zufrieden. Indem er ihr Haar flocht, schlang er es unbemerkt um seine linke Hand. Rasch zog er das tödtliche Werkzeug aus der Tasche; noch rascher riß er ihr Haupt rückwärts. Mit einem einzigen starken Zuge jenes scharfen Messers war die Gurgel ihr durchschnitten; röchelnd sank sie in ihrem Blute nieder. Bey dieser dreyfach schändlichen That war das Einzige minder Schändliche: daß die Unglückliche von der Welt kam — sie wußte und fühlte selbst kaum: wie? Mit ihren Schlüsseln öffnete er dann den Schrank. Das bewußte Fach ward bald gefunden und geleert. Auch jenes gepriesene Päckchen von Documenten steckte er, gleichsam zum Überfluß, mit ein. Alles Übrige verschmähte er. Kaum zehn Minuten beschäftigte ihn dieses Bubenstück. Sorgfältig verschloß er dann Zimmer- und Saalthüren. In seiner Wohnung wechselte er

rasch die Kleider. Ein Pferd stand schon gesattelt. Ein kleiner Mantelsack war schon gepackt. Ehe es noch halb vier Uhr schlug, war R. bereits, unangehalten und unverdächtig, zum Thore hinaus; daß er dann sein Roß wacker antrieb, läßt sich denken.

Ungestört blieb der Leichnam den Überrest des Tages und die Nacht hindurch liegen. Ein Paar Personen, die bey der Witwe zu thun hatten, gingen verdachtlos fort, da sie die Thür verschlossen fanden. Erst am Morgen, als ihre ältere Bedienung kam, klopfte, keine Antwort erhielt, kein Leben darin spürte, fiel Dieß auf. Nachbarn kamen herbey. Man sprengte die Thür; man fand die Hausfrau in ihrem Blute; der Schrecken bey diesem Anblick, der Verdacht, den man sogleich gegen den Bräutigam faßte, die Gewißheit, als man zu ihm eilte, ihn nirgends fand, von seinem Burschen erfuhr, daß er schon seit gestern Nachmittags fehle; auch bald darauf in seinem Gemach einen versteckten Rock mit einigen Blutflecken entdeckte, alles Dieß sind Folgen jener That, die sich von selbst ergeben. Wie ein Blitz durchfuhr das Gerücht dieses Mordes die ganze Stadt. Wer es hörte, schauderte. Am meisten trieben es natürlicher Weise die Verwandten der Ermordeten. Drey oder vier Geschwister-Kinder waren ihre nächsten Erben. Noch hätten sie sich wohl über den Tod ihrer Muhme getröstet; doch jener erbrochene Schrank machte ihren Schmerz um ein großes Theil stärker und — wahrer. — Daß der Entwichene mit Steckbriefen aufs schnellste zu verfolgen sey, war kein Zweifel; ein desto größerer: wo man solche zuerst hinsenden solle? Trotz aller Mühe erfuhr man von R's Flucht keinen nähern Umstand, als das Thor, zu wel-

chem er herausgeritten war. Gleich vor demselben spalteten sich vier Wege. Ob er einen von ihnen, und welchen er ergriffen habe, blieb ungewiß. Kein Mittel also, außer nach allen Winden zugleich Bothen auszusenden.

Viel Zeit ging über dieser Ungewißheit verloren. Daß der Mörder indeß einen großen Vorsprung gewonnen, glaubten Alle; daß man ihm doch irgend wo auf die Spur kommen werde, hoffte man ebenfalls. Vergebens! Keine Verwendung an Obrigkeiten, keine Beschreibung in öffentlichen Blättern, auch keine im Entdeckungsfall versprochene Belohnung fruchteten. Auf ein bloßes Gerücht, daß er seinen Weg nach Schafhausen zu genommen, blieb fast kein Winkel der Schweiz undurchspäht; sogar in einem von Graubündens rauhesten Thälern glaubte man in der Klause eines Waldbruders ihn zu entdecken, und — irrte sich. Fünf Jahre verflossen. R's Nahme und Frevelthat kam endlich ganz in Vergessenheit. Wenn man ja noch zuweilen von ihm sprach, geschah es mit dem Beysatz: daß er nach West- oder Ostindien gegangen seyn müsse. Manche Menschen, die über Alles genauere Nachricht zu haben pflegen, versicherten: daß man ihn zu Batavia gesehen habe.

Eine große Unwahrheit! Denn kaum vierzig Meilen weit von seiner Vaterstadt lebte R. diese ganze Zeit hindurch; war Bürger eines andern Staats, Hausbesitzer, Ehemann, Vater, Genosse einer nicht unbeträchtlichen Handlung, und zwar alles Dieses auf die ehrlichste Weise von der Welt geworden. Sonderbar genug klingt Das, und ging doch sehr einfach zu! — Nicht nach der Schweiz, nach Paris hatte R. sich flüchten wollen. In dem Getümmel dieser großen

Stadt, hoffte er, sollte seine Wenigkeit ganz unbemerkt sich verstecken. Von da aus, wofern es ihm nicht gefalle, nach England, von England noch Amerika überzugehen, lag noch im Hintergrund seines Herzens. Ganz ohne Anstoß war er bis Straßburg gekommen. Jener fremde Nahme, ein bescheidenes Reisekleid, die Sorgfalt nirgends mit Gelde zu prahlen, ein gestutztes, mit vieler Vorsicht geschwärztes Haar, — mehr als alles Dieß eine unbefangene ruhige Miene, und eine Gleichgültigkeit, die nirgends sich versteckte, nirgends übertrieben eilte, hatte ihn überall verdachtfrey erhalten. Sein Pferd hatte er zeitig an einen Juden verkauft, der ihm unter Weges aufstieß, und nach Nieder-Sachsen zu steuerte. Lohnkutscher, für einen Flüchtling ein so unpassendes Fuhrwerk, hatten ihn weiter gebracht. Schon stand sein Nahme, seine Geschichte und sein Steckbrief in öffentlichen Blättern; doch nirgends verglich man diese Beschreibung mit seiner Person. — In Straßburg gedachte er zwey Tage lang auszuruhen und dann mit der Diligence weiter zu reisen. An der Gasttafel, wo er speis'te, brachte gleich den ersten Abend ein Ungefähr das Gespräch auf die Pariser Polizey. Zwey Reisende, die von dort her kamen, und Lust an Vergrößerungen hatten, schilderten solche als allwissend, und setzten sie noch weit über jene zu Venedig. R. gab einen stummen, aber sehr aufmerksamen Zuhörer ab; jene Allwissenheit gefiel ihm übel. Eine leicht begreifliche Furcht erwachte; ein Theil der Nacht verging ihm schlaflos.—Am andern Morgen verschaffte ihm ein zweytes Ungefähr die Bekanntschaft eines Kaufmanns aus H**, einem kleinen Landstädtchen, ungefähr

vier Meilen von Straßburg. Es war ein Franzose von Geburt, schon etwas bejahrt, doch noch munter. „Er habe, erzählte er, vor wenigen Tagen einen Buchhalter, der seine rechte Hand gewesen, durch einen Stecksluß verloren, und suche einen Andern, der aber ein Deutscher, Protestant und erfahrener Mensch seyn müsse. Das Städtchen, wo er lebe, sey freylich klein, und gleichsam in einem Erdwinkel versteckt, doch seine Handlung nicht unbeträchtlich." — R. horchte auf. Jene allwissende Polizey von gestern, und dieses versteckte Landstädtchen schienen ihm abermahls — (wir wissen schon, daß er abergläubisch war), Warnungen seines Schutzgeistes zu seyn. Er hoffte hier auf einige Zeit Sicherheit vor aller Nachstellung und über dieß Gelegenheit zu finden, sich im Französischen zu vervollkommnen, was er zwar verstand und schrieb, doch nicht ganz fertig sprach. Er trug sich daher dem Kaufmann von Weitem an. Schon hatte Dieser im Gespräch gespürt, daß R. Handlungskenntnisse besitze. Mit Freuden schlug er ein; noch den Abend reiseten sie zusammen ab.

R. war gewiß Willens nur wenige Monathe in H** zu verbleiben. Aber er fand das Örtchen so reinlich und nett, die Gegend umher so romantisch, unter dem kleinen Kreis neuer Bekannten einige so angenehm, seinen alten Herrn so gut, seine Handlungsgeschäfte (wovon ein großer Theil in Unterschleifswaaren bestand) so leicht und doch nicht unbedeutend, daß es ihm weit besser gefiel, als er im Anfang selbst vermuthet hatte. Ein gewisses stilles Leben kann uns bald zur Gewohnheit werden. Der Wurm in R's Seele, die Furcht beym Ausflug in die weite Welt

entdeckt zu werden, nagte fort. Er blieb daher anderthalb Jahre hier, ohne sich nur zu rühren. Als er dann Miene machte, seinen Stab weiter fortzusetzen, redete ihm sein Herr, dessen Vertrauen er sich ganz erworben hatte, so lange zu, bis er noch sechs Monathe hier zu bleiben versprach. — „Ich weiß ein Mittel, sagte der Alte lachend, wo Ihr vielleicht auch den siebenten Monath ungebethen zugebt!" — R. verstand ihn nicht. Doch am Schlusse des halben Jahres nahm sein Herr seine einzige, bisher in Straßburg erzogene Tochter wieder zu sich; ein Mädchen von sechzehn Jahren, von munterm Geiste und reizender Bildung. Nicht vierzehn Tage befand sie sich im väterlichen Hause und in dem für sie einsamen Städtchen, so war sie in R. und er in sie verliebt. Sogar die Schwermuth seiner Miene gefiel ihr, denn sie hielt sich selbst für den Grund derselben. Ihre wechselseitige Neigung entging dem Blicke des Vaters nicht; nur wollte er einige Zeit hindurch sie nicht sehen. Als er einst Beyde in zärtlichster, doch schuldloser Unterhaltung überraschte, rief er den jungen Mann in sein Cabinett; fragte ihn erst lächelnd: Warum er noch an kein Weggehen gedenke? und dann ernsthaft: ob er gar kein eigenes Vermögen besitze? Sorgfältig hatte R. bisher seinen so schändlich erworbenen Schatz verborgen. Auch jetzt gestand er nur einen Theil desselben. „Fünf hundert „Ducaten, sagte er, besitze er bar; noch tausend kön„ne er in seiner Heimath heben, wann und wie er „wolle." Der Alte hatte sich wenig, oder gar nichts vermuthet. Mit treuherzigem Tone schmählte er: daß R. jene Summe, die er vorwies, so lange ungenützt bey sich führte; glaubte ihm das Übrige auf das Wort;

both ihm förmlich die Hand seiner Tochter und den Eintritt in seine Handlung an. Freudig griff R. nach diesem Erbiethen. Noch den Abend war Verlobung; vier Wochen darauf Hochzeit.

Über drey Jahre lebte R. in dieser Ehe; zwey Kinder wurden ihm geboren. Ein eigenes Haus erkaufte er sich. Seine Frau fuhr fort, ihn zu lieben; bey seinen Mitbürgern stand er in Achtung; nicht ein Schatten von Verdacht traf seinen moralischen Werth. Er schien glücklich. Eine gewisse düstre Laune, die man zuweilen an ihm spürte, ward Hypochonder genannt, und seiner übertriebenen Häuslichkeit zugeschrieben. Wirklich war er in den fünf Jahren seines Daseyns erst zwey Mahl auf einige Stunden, Handlungs-Sachen halber, nach Straßburg gereiset, sonst nirgends nur zwey Meilen weit in der Gegend umher gekommen. Seine junge Frau hatte ihn oft zu kleinen Reisen und auch zu einer größern nach Paris aufgemuntert. Jeden Wunsch gewährte er ihr sonst; nur gegen diesen hatte er immer Ausflüchte. Sein Weigern galt freylich für Eigensinn, doch auch für den einzigen, den man an ihm wahrnahm. — Im sechsten Jahre starb ein alter Handlungsfreund zu Coblenz. Bey seinem Tode zeigten sich ansehnliche Schulden. R's Schwiegervater, schon lange im Verkehr mit ihm, lief Gefahr, sieben tausend Livres zu verlieren. Schnelle Vorkehrung konnte sie noch retten. Aber vorsichtig wollte das Geschäft getrieben seyn; denn hier und dort war die Rede größten Theils von Contrebandwaaren. Der Alte selbst konnte Kränklichkeit halber nicht reisen; der Auftrag kam daher an R. Ungern ging er daran; ihn abzulehnen sah er keinen Vorwand.

Da überdieß Coblenz von N—g fast noch ein Paar Meilen weiter als Straßburg lag; da R. nur wenige Tage dort zu verweilen gedachte; da er hoffte: ein so langer Zwischenraum werde doch wohl auch manchen Zug seines Gesichts geändert, ihn selbst und seine That aus manchem Gedächtniß gebracht haben; da er sich nicht entsann, jemals mit einem Coblenzer nur umgegangen zu seyn; und da er endlich als ein Elsaßer Kaufmann unter fremdem Nahmen hinkam, so glaubte er selbst wenig oder nichts zu wagen, und — reisete. Seine Frau begleitete ihn.

Nicht neu, aber gerade durch ihr Älter desto bewährter ist die Bemerkung: daß jene höhere Vergeltung, wenn sie sich lange nachsichtsvoll gegen den Schuldigen betrug, desto sicherer beym endlichen Schlage ihn trifft; und daß bey einer lange verzögerten Entdeckung die kleinsten Umstände dann genauer, wie die Räder einer Uhr, zusammen passen. Auch R. sollte nun diese traurige Erfahrung machen. — Glücklich und schnell genug war sein Geschäft zu Coblenz vollendet; den nächsten Morgen sollte seine Abreise schon wieder vor sich gehen. Bloß die Einladung eines Kaufmanns, der vor der Stadt ein schönes Landhaus besaß, machte, daß R. noch einen Tag zugab; ja, auch Dieß that er nicht aus eigener Neigung, sondern aus Gefälligkeit gegen seine Gattinn. Gegen Mittag fuhren sie auf dieses Landhaus; die Gesellschaft, die sie da fanden, war nicht groß, aber, sonderbar genug, unter derselben befand sich der einzige Mensch, der in ganz Coblenz für R. gefährlich werden konnte, ja fast werden mußte. Siebald hieß er, ein junger, artiger, erst angehender, kaum vor vier Wochen aus England zu-

rückgekehrter Wechselherr, und Anbether der Tochter im Hause. Von seinem ganzen Leben und Weben wußte N. kein Jota; Jener von dem Letztern nur allzu viel.

Dem Hause, wo die Witwe zu N—g ermordet ward, schief gegenüber, wohnte ein reicher Banquier von ausgebreiteter Achtung; verschiedene Jünglinge aus der Fremde befanden, und bildeten sich auf seiner Wechselstube; unter ihnen war gerade damahls auch Siebald. Schon längst kannte er N. von Ansehen; oft hatte er ihn neben der Witwe am Fenster, nicht selten Arm am Arm mit ihr auf der Straße erblickt; stets sich im Herzen über dieses ungleiche Paar geärgert. Noch mehr, einer seiner besten Freunde in N—g war ein naher Vetter und einer von den muthmaßlichen Erben der Witwe. Oft genug hatte sich Dieser im Gespräche mit ihm über N. beklagt. Anfangs, daß er jenes gehoffte Vermögen ihm wegheirathen wolle, und dann, daß er es größten Theils gestohlen habe. Oft hatte ihn Siebald deßhalb, so gut er konnte, getröstet; hatte ihm, als er von N—g weg auf Reisen ging, noch mit Hand und Mund versprochen, wenn er irgendwo von dem Mörder und Räuber etwas höre oder sehe, es ihm sogleich zu melden. Daß er nie glaubte, in diesen Fall zu kommen, kann man leicht denken; doch war ihm durch Zufälligkeiten dieser Art N's Bildniß tiefer, als er selbst es wußte, ins Gedächtniß geprägt.

Um so mehr, wiewohl noch unmerklich, stutzte er beym Anblicke dieses angeblichen Elsassers; wußte zwar in der ersten Minute noch nicht, wohin er mit dieser Ähnlichkeit rathen sollte? besann sich aber bald; strafte sich eben sobald selbst eines Irrthums; kam wieder

auf seinen Argwohn zurück; ward mit jeder Secunde immer bestärkter in ihm. Absichtlich suchte er bey der Tafel neben die Gattinn des Fremden zu kommen; hoffte im Gespräch mit ihr Einiges zu erfahren, was seine Muthmaßung entweder bestätige, oder widerlege; und erfuhr — Alles. Das gute Weibchen war eine Französinn, mithin gesprächig. Kaum hatte Siebald, gleichsam verloren, bemerkt, daß er nach dem Dialekt ihres Mannes kaum auf einen Elsasser gerathen haben würde, so versicherte sie ihm: daß er allerdings keiner, sondern ein Schlesier von Geburt sey; daß er erst seit fünf Jahren in Elsaß lebe, und daß bloß Liebe zu ihr ihn festgehalten habe. Auch von seinem Hange zur Schwermuth, von der Mühe, die es gekostet, ihn hierher zu bringen, von ihrer Freude, daß er noch einen Tag zugegeben habe, — von allem Dem sprach sie in ihrer Unschuld; und dachte gewiß an nichts weniger, als daß sie jetzt die Anklägerinn eines geliebten Gatten mache. Mit jedem Worte fast ward Siebald überzeugter, daß sein Verdacht Wahrheit sey. Selbst jenes Lehmanns, der, ein Schlesier von Geburt, in R's Hause gestorben sey, entsann er sich. Aller übriger Zusammenhang dämmerte vor den Augen seines Geistes.

Was ihm hier zu thun obliege, dünkte ihm gar nicht zweifelhaft. Zwar dauerte ihn ein Paar Minuten lang die junge, heitere, gewiß schuldlose Frau; doch ein Gedanke an seinen Freund, an sein eigenes Versprechen, und an die Abscheulichkeit jenes Mordes erstickte alles Mitleid. Schon wollte er jenen nichtswürdigen Heuchler (denn dafür hielt er ihn) ein Paar Mahl durch die Frage: Ob er nie in N—g gewesen sey? ängstigen. Aus Besorgniß: es könne doch eine noch zu

frühe Warnung abgeben, hielt er sie wieder zurück. Gleich nach der Tafel zog er den Hausherrn in ein anderes Gemach, und entdeckte ihm Alles. Dieser staunte, glaubte nicht, widersprach. Siebalds Überzeugung wankte keineswegs. Den gutgemeinten Rath: selbst dann zu schweigen, wenn seine Vermuthung gegründet seyn sollte, verwarf er als gewissenswidrig. Daß der Fremde wenigstens in dem Hause, wo er sich befand, verschont bleibe, — war Alles, was er einging. Ohne Rückkehr zur Gesellschaft eilte er nach der Stadt; suchte den Bürgermeister auf, der dieß Jahr die Regierung hatte, und verlangte einen Verhaftsbefehl gegen den Verbrecher.

Auch Dieser stutzte bey der Erzählung: Auch Dieser widerrieth es dem jungen feurigen Mann, sich in einen Handel zu mischen, wo kein Vortheil auf einer, mancher Verdruß auf der andern Seite seiner warten dürfte. „Er könne ja, meinte der Consul, dem Rathe zu „N—g und seinem Freunde melden, was er entdeckt; „könne es ihnen überlassen, die Sache zu verfolgen. „Wo Inculpat sein Domicilium und sedem fixam „habe, wisse man nun. Ihn hier zu verhaften, sey „um so bedenklicher, als er schon seit mehrern Jahren „französischer Unterthan geworden wäre." — Siebald blieb bey seinem Kopfe. „Daß man hier des Verbre„chers habhaft werden könne," sagte er, „sey gewiß; „ungewiß, ob er es nicht im Verfolg merken und ent„fliehen dürfte. In Elsaß verhaftet, werde er nach „dortigen Gesetzen gerichtet, und der Unkosten dabey „vielleicht so viele gemacht werden, daß von dem ge„stohlenen Gelde den Erben wenig oder nichts verbleibe.

„Aber auf fremdem Boden ergriffen, könne er nach „N—g ausgeliefert, und da gestraft werden, wo er „sündigte. Für alle hiesige Unkosten sey er (Siebald) „Bürge. Allen Verdruß nehme er über sich. Selbst „auf der Verhaftung bestehe er nur dann, wenn der „angebliche Lehmann bey erster ernstlicher Anrede sich „selbst verrathe, oder verdächtig mache." — Auf diese Bedingung erhielt eine gerichtliche Wache Befehl, Siebalden von Weitem zu folgen, und zu thun, was er ihr heissen werde. Mit einem seiner Freunde, nach welchem er geschickt hatte, traf er gehörige Abrede; dann eilten sie nach dem Gasthof und erwarteten R., der bald darauf von jenem Landhause zurückkam. Unter dem Vorwand, daß jemand nach ihm gefragt, ward er ins Billardzimmer gerufen. Gleich beym Eintritt in dasselbe kam ihm Siebald mit den Worten entgegen: „Aber warum, Herr R. verläugnen Sie Ihren wahren Nahmen?" Überrascht und erschrocken bebte er zusammen. Indem er versuchen wollte zu antworten, klopfte ihn von hinten zu Siebalds Freund mit der schrecklichen Frage auf die Achsel: „Und wie konntest „du wagen noch in Deutschland zu erscheinen, nach jener gräßlichen That, die du zu N—g verübtest?" — „Ich bin verrathen! Gott!" rief R. und sank bewußtlos zu Boden. Als er wieder zu sich kam, befand er sich schon in den Händen der Gerichte. Daß er Derjenige sey, den Siebald genannt habe; daß der Nahme Lehmann ein erdichteter sey; daß er eines Mordes halber die Flucht ergriffen habe; Alles das gestand er noch diesen Abend. — Der Jammer seiner jungen Frau, die Anfangs nicht begriff, was Dieß bedeute, dann nicht glauben wollte, was man ihr sagte; endlich, als sie

es glauben mußte, die bittersten Vorwürfe nicht ihm, sondern sich selbst zuerst machte, übersteigt jede Beschreibung.

Gerichtliche Anzeigen von dieser Verhaftung und dem Geständniß des Verhafteten ergingen sofort nach N—g und nach Elsaß. Das Erstaunen hier und dort war gleich groß; von beyden Seiten verlangte man seine Auslieferung; von N—gischer Seite im Ernste, von Elsassischer wenigstens zum Scheine; denn das erste, ältere Recht jener Regierung auf den Verbrecher war wohl unläugbar. Bald wich daher auch dieser Widerspruch. R. wurde in Ketten und Banden nach seiner Vaterstadt abgeführt. — In einem Stücke hatte man doch bey diesem Verfahren merklich gefehlt! Hätte man R. gleich bey seiner Verhaftung genau verhört; über alle Umstände seiner That pünctlich befragt, haarklein würde er damahls Alles gestanden, und Alles noch Unbekannte selbst angezeigt haben. Doch jenes Verhör war nur ein sogenanntes vorläufiges gewesen. Sobald er gestanden, daß er R. heisse, aus N—g gebürtig, wegen Ermordung jener Witwe flüchtig, und Entwender von einem ansehnlichen Theil ihres Vermögens sey; so bald hatte man abgebrochen; hatte geglaubt, man wisse nun genug; das Weitere werde man schon zeitlich genug zu N—g selbst ihm abfragen. Einige Wochen waren seitdem mit Schreiberenen hin und her nutzlos zugebracht worden. In seinem einsamen Kerker hatte R. Zeit gehabt, von seiner ersten Bestürzung sich zu sammeln. Daß ein schmählicher Tod seiner warte, mußte er voraussehen. Die Liebe zum Leben erwachte; mit ihr die Hoffnung, sich doch wohl noch retten zu können. Er überdachte vielfach und sorgfältig Alles, was und

wie er es gestanden habe, und sah doch noch eine Möglichkeit, wenigstens die größte Hälfte seines Verbrechens von sich abzuwälzen. Gleich beym ersten Verhöre in N—g läugnete er mit dreister Stirne den Mord. Die Gerichte stutzten. Sein Mährchen klang folgender Maßen.

„Er läugne nicht, was er auch zu Coblenz schon gestanden, daß er wegen Ermordung seiner Braut sich geflüchtet habe; aber man thue ihm gewaltig Unrecht, wenn man glaube: er selbst hätte diesen Frevel begangen. Er sey an jenem Nachmittage allerdings von der Witwe zum Besuch eingeladen worden, sey hingegangen, habe sie allein zu finden vermuthet. Um so mehr sey er erschrocken, als er nicht nur ihre Zimmerthür offen, sondern auch sie selbst auf den Boden hingestreckt, in ihrem Blute schwimmend getroffen habe. Indem er sofort zu ihr hingeeilt, habe er noch einiges Leben in ihr verspürt, habe sie aufzurichten versucht; habe ihr zugerufen: Wer Dieses gethan? — Wirklich hätte sie noch ein Mahl die Augen aufgeschlagen; mühsam die Worte: Räuber! Mörder! drey zugleich! herausgestoßen; aber auch gleich darauf ihren Geist ausgehaucht. Jetzt erst habe er seine Blicke im Zimmer rund herum gekehrt, und gesehen, daß auch ein Schrank aufgesprengt worden sey. Angstvoll habe er zu den Nachbarn eilen, und sie um Hülfe, um Nachforschung der Räuber, die hier so gräßlich gewirthschaftet, anrufen wollen; doch schon auf der Treppe habe ihn pfeilschnell der Gedanke ergriffen: Gott, wenn du selbst für ihren Mörder gältest! Ein Blick auf sich selbst habe diese Besorgniß verstärkt. Hier und da sey sein Gewand mit Blut befleckt gewesen. Sehr natürlich

bey der Mühe, die er zu ihrer Aufhelfung verwandt, und doch sehr verdächtig dem ersten Anschein nach! — Eine unbeschreibliche Angst habe ihn ins Zimmer gleichsam zurückgestoßen. Daß es einen schweren Handel für ihn selbst veranlassen könne, sey ihm mit jeder Secunde augenscheinlicher geworden. Keinen Zeugen seiner Unschuld hätte er gehabt; für das beste, vielleicht einzige Mittel der Rettung habe er eine augenblickliche Flucht gehalten. Daß ihn diese noch verdächtiger machen werde, sey ihm zwar auch eingefallen, doch habe er es noch für möglich gehalten, aus einem fernen sichern Orte seine Vertheidigung einzusenden. Schon im Begriff von dannen zu gehen, habe er auf jenen aufgesprengten Schrank noch ein Mahl sein Auge geworfen, und nicht gezweifelt, daß solcher geplündert seyn werde; da er aber gewußt, daß in einem verborgenen Fache desselben die Witwe ihren heimlichen Schatz, wie sie ihn selbst genannt, zu verwahren pflege, habe ihn rasch noch die unselige Neugier angewandelt, nachzusehen: ob auch dieses Fach von den Räubern entdeckt worden wäre? Er habe gefunden: nein! habe den Geldbeutel aus solchem zu sich gesteckt, unwissend, ob er mit Gold oder Silber gefüllt sey. — Sträflich scheine allerdings dieser Schritt. Aber in seiner Lage, genöthiget von Haus und Hof zu fliehen; gerade in seiner Casse kaum hundert Gulden reich; beraubt einer so schönen Hoffnung; ungewiß, wohin er fliehen und sich verbergen solle, — sey er auch hier vielleicht kein eigentlicher Räuber zu nennen. Wie er nach Hause, aufs Pferd, und aus der Stadt hinausgekommen — dieß Alles schwebe nur noch wie ein Traum ihm vor. Denn überhaupt erst drey oder vier Meilen von N—g

wäre

wäre er wieder seiner Besinnungskraft völlig mächtig geworden: habe nun erst eingesehen, wie sehr er in Allem gegen sich selbst gehandelt und doch auch jede Rückkehr nun für unmöglich gehalten. Die Steckbriefe in allen öffentlichen Blättern, die gräßliche Schilderung, die er von seinem angeblichen Morde in zwanzig Zeitungen gelesen, das Unvermögen sich gebührend zu rechtfertigen, — Dieß habe ihn endlich zu dem Entschlusse gedrängt, den Nahmen zu behalten, den er angenommen, und seinen vorigen einer unverdienten Schmach zu überlassen."

Ein Geschichtchen dieser Art war freylich nicht vermögend, die Gerichte zu täuschen; auch behandelten sie es Anfangs bloß mit Verachtung; hofften den Erzähler desselben bald in weiterm Verhöre durch Fragen und Einwürfe zu verstricken. Sie irrten. R. hatte, was er gesagt, vollkommen durchdacht: er widersprach sich nie; schweifte im drey-vierfachen Verhör nie über die sich selbst gesteckten Grenzen; gestand selbst die Unwahrscheinlichkeit seines Vorgebens, und beharrte doch fest auf seiner Wahrheit; berief sich auf nichts, als sein eigenes Gewissen, und (zuweilen nur) auf die Schuldlosigkeit seines ganzen Lebens, vor der Flucht sowohl als auch im Hause seines Schwiegervaters. Dieses Letztere war Wahrheit, aber kein Beweis gegen die That, und für seine Entschuldigung. Ein anderer Umstand schien es wenigstens einiger Maßen zu seyn. R's. Haus zu H** war, sobald man seine Verhaftung zu Coblenz erfuhr, gerichtlich durchsucht, sein Vermögen in Beschlag genommen, seine Papiere versiegelt worden; noch einiges bare Geld hatte man gefunden, aber von den Juwelen der Witwe kein Stein-

chen, von ihren Documenten kein Blättchen. Als man R. deßhalb befragte, spielte er den ganz Unwissenden, sogar den Erstaunten. — „Er wisse, sagte er, weder von Schmuck noch von Documenten etwas. Es sey dieß ein Beweis mehr, daß ganz andere Räuber als er bey der Witwe eingebrochen seyn müßten. Nach seinem Tode vielleicht werde man die wahrhaften Verbrecher entdecken; er, und wenn er heute sterben solle, könne bloß mit seiner Unschuld sich trösten." — Alles Zureden, mild und scharf, blieb fruchtlos. Die Acten wurden verschickt. Der Ausspruch der Facultät war, wie man voraussehen konnte: peinliche Frage, da Inquisit sich so höchlich gravirt befindet! — R. bebte allerdings, als er zuerst in die Folterkammer gebracht wurde; aber die Folter selbst stand er mit aller nur möglichen, man kann wohl sagen, mehr als männlichen Standhaftigkeit aus. Zwey Mahl ward er gemartert; zwey Mahl blieb er auf seiner ersten Aussage.

Welche mannigfache, sich widersprechende Empfindungen und Äußerungen eine Geschichte, wie diese war, in N—g erzeugen mußte, läßt sich leicht ermessen. Alle hatten sich Anfangs gewundert, als man die Verhaftung des fast vergessenen R's erfuhr; Alle verabscheuten gleichsam von Neuem seine ehemahls begangene That; Aller Unwillen stieg noch, als R. mit so dreister Unwahrheit — denn daß seine Ausflucht Unwahrheit sey, zweifelte Niemand! — die Gerechtigkeit zu täuschen suchte. Aber schon spalteten sich die Stimmen, als man hörte, daß er gefoltert werden solle; spalteten sich noch mehr, als man vernahm, mit welcher Entschlossenheit er dieser Folter trotze. Gegen den G e q u ä l t e n wird, selbst wenn wir ihn für schul-

dig halten, so leicht unser Mitleid rege; und geht noch leichter zur Bewunderung über, wenn wir hören, daß sein heroischer Muth selbst in den Qualen sich nicht beugt! — Bald erblickten nun Einige in R. einen Menschen, dem — doch vielleicht Unrecht geschähe; bald sahen noch Mehrere in ihm einen Unglücklichen, der für ein raschbegangenes Laster nun schon genug abgebüßt habe; und nur einige Wenige betrachteten seine Festigkeit selbst als — einen Trotz, der sein Verbrechen vergrößere.

Zu dieser letztern Zahl gehörten sehr natürlich die Erben der Ermordeten. Jene anfängliche Hoffnung, ihr Geraubtes wieder zu erhalten, schwand alltäglich mehr und mehr zusammen. Schon weit — weit über Jahr und Tag, saß der Verhaftete. Das bey ihm gefundene Geld fraßen die Gerichtskosten; zu Mehrerem bekannte er sich nicht. Daß er höchstens noch ein Mahl gefoltert, und wenn er Dieß überstehe, zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt werden dürfe, war allgemeiner Glaube. — Dieß tröstete freylich jene Beraubten sehr schlecht. Schon wußten sie Siebalden für seine Entdeckung wenig Dank. Ein unerwarteter Umstand änderte wieder Alles. Noch ein Mahl ward ein Mann, den R. in seinem ganzen Leben mit keinem Worte beleidigt, mit keinem Blicke gekränkt, durch jene That um keinen Heller verkürzt, und bisher kaum dem Nahmen nach gekannt hatte, für den Unglücklichen gefährlicher, als alle Verwandte der Witwe, und alle mögliche Gerichte.

In N**g lebte damahls ein Rechtsgelehrter, D. Falk mit Nahmen, ein Mensch von derjenigen Classe, deren Element — Unruhe ist. Je verwickel-

ter eine Sache war, um desto lieber übernahm er sie; von jedem Geschäfte, welches er ein Mahl unternommen, ging er nicht leicht, bevor er es durchgesetzt hatte, wieder ab; auch war sein Weg dabey selten der gewöhnliche. In Gesellschaften war er munter, doch stritt er gern; war oft in seinen Behauptungen rasch und dreist, und nahm sie doch nie zurück. Mit dem Vater des unglücklichen R. war er ziemlich gut bekannt gewesen; um den Handel des Sohnes hatte er sich wenig oder nichts bekümmert. Eben weil man überall so viel darüber sprach, hielt er es keines Wortes werth. Erst jetzt, als er an einer großen Tafel mit dem Stadtrichter von N—g zusammen kam, als Dieser viel von der unsäglichen Mühe sprach, welche ihm R. schon gemacht habe, und von der völligen Unmöglichkeit, diesen verschmitzten Sünder zum Geständniß zu bringen, da übereilte D. Falken seine gewöhnliche Hitze, und er behauptete: „Noch halte er diesen Inquisiten für keinen verschmitzten Bösewicht, sondern nur für einen „etwas standhaften jungen Mann; und sonderbar müsse „es zugehen, daß man einen solchen nicht, auch ohne „Tortur, zur Beichte bringen sollte, wenn man „anders nur seine Sache gescheidt anzufangen wisse." Den Herrn Stadtrichter verdroß diese Behauptung, und mehr noch die angefügte Beschränkung. Er redete in seiner Antwort mancherley von Menschen, die Alles könnten, Alles nur mit dem Munde möglich fänden; und forderte zuletzt den Doctor geradezu auf, seine bessere Einsicht zu beweisen, mit dem Versprechen: daß ein hochweiser Rath ihm allen nur möglichen Vorschub leisten werde. Falk, der sich beym Worte gehalten sah, schlug ein; nur auf vierzehn Tage oder drey

Wochen bedingte er sich eine scheinbare Ruhe, um indeß seine Anstalten zu treffen.

Noch diesen Abend schrieb Falk nach H*, jenem Örtchen, wo R. fünf Jahre so versteckt zugebracht hatte, und erkundigte sich bey mehrern Personen zugleich: ob man während dieses Aufenthalts gar keine Lieblingsneigung an dem Jetztverhafteten wahrgenommen habe? Die einstimmige Antwort war: „Keine! Immer habe er sich hier als der stillste, ordentlichste, vorwurffreyeste Mensch bewiesen; daß er zuweilen mit einigen Bekannten ein Glas Rheinwein gern getrunken habe, könne man keine Lieblingsneigung nennen. Berauscht habe man ihn nie gesehen." — Falk wußte nun genug. Schon vorher hatte er um Erlaubniß gebethen, mit dem Gefangenen ein Paar Mahl, wiewohl noch stets in des Kerkermeisters Gegenwart, sprechen zu dürfen. Einige Umstände, die väterliche Handlung betreffend, waren zum Vorwand genommen worden. Willig hatte R. auf diese Fragen Bescheid ertheilt, D. Falk hingegen ihm Mitleid mit seinem Zustand bezeigt, und es sogar auf eine freundliche Art bedauert, daß er nicht zum Vertheidiger erwählt worden sey. So waren sie wieder von einander geschieden, und der Unglückliche hatte jetzt, — nach fast zwey Jahren zum ersten Mahle! — wieder eine Sprache gehört, die ihm fremd geworden war; die Sprache der Bedaurung! Sie that ihm wohl; doch hätte er Menschenkenntniß genug gehabt, ihr jetzt noch nicht zu trauen! — In einigen Tagen kam Falk wieder und leistetete R. einen wirklichen Dienst. Er hatte es ihm ausgewirkt, in einem bessern Gemache, als sein bisheriges feuchtes war, aufbehalten zu werden. Unter der Erde hatte R. nun

schon bis in den zwanzigsten Monath geschmachtet; sein jetziges Gemach war gleich neben den Zimmern des Kerkermeisters selbst, und hatte Tageslicht, obschon durch dicht vergitterte Fenster. R. dankte seinem Wohlthäter von ganzer Seele. Als ihn Derselbe beym Weggehen fragte: Ob er vielleicht nach irgend einer Erquickung sehr verlange? als er im Voraus versprach, ihm solche, wo immer möglich, zu verschaffen, da stockte R. ein wenig, und gestand dann: „Wenn er, auf seinem Stroh hingestreckt, oft seines Jammers kein Ende sehe, habe er zuweilen gewünscht, nur mit einigen Tropfen des geringsten Weines sich Stärkung zu verschaffen." — „Sie sollen dessen eine Flasche, und nicht „vom Geringsten haben!" fiel ihm Falk in die Rede. „Doch muß ich ihnen solchen selbst überbringen; und „Das kann erst in drey oder vier Tagen geschehen, denn „auf so lange verreise ich heute noch." — Nicht ohne Ursache nahm er diesen Aufschub. Er wollte durch übereilte Gefälligkeit R's Verdacht nicht erwecken; er wollte ihm auch Zeit gönnen, sich wieder an sein besseres Gemach zu gewöhnen.

Mit Anbruch des vierten Abends kam Falk, in jeder Tasche seines Überrocks eine Flasche des trefflichsten Rheinweins; auch ein Paar Speisen, nicht lecker, doch wohlschmeckend zugerichtet, wurden ihm nachgebracht. Ein Trinkgeld, dem Kerkermeister in die Hand gedrückt, — oder vielmehr der heimliche Befehl, den er deßfalls schon von der Obrigkeit hatte! — entfernten auch diesen lästigen Zeugen; und Falk lud den Gefangenen ein, mit ihm zu essen und zu trinken. Man muß die Leiden des Kerkers entweder aus Erfahrung kennen, oder wenigstens ihrer Schwere gemäß zu

schätzen wissen, um sich genügsam vorzustellen, welches Labsal der unglückliche R. in dieser Behandlung fand; mit welchem unsäglichen Wohlgeschmack zumahl ein Trank, den er so lange entbehren mußte, seine Kehle hinunter glitt. Nicht berauscht, aber gleichsam mit neuem Leben erfreut, mit neuen Kräften ausgerüstet, vergaß er auf eine halbe Stunde ganz, daß er in Ketten sey; genoß nur des gegenwärtigen Augenblicks, und sah in dem Mann, der ihm denselben verschaffte, der, um ihm wohlzuthun, keine andere Veranlassung als Mitleid und Menschlichkeit hatte, ein Wesen, dem er kaum seinen Dank zu stammeln vermochte. Zutrauen gegen einen solchen Menschen war unumgängliche Folge dieses Danks. Überdieß erstickte alles Mißtrauen, das sonst doch wohl noch sich gerührt haben möchte, der genossene Wein, und die Sorgfalt, mit welcher Falk durchaus von R's. gerichtlicher Lage zu sprechen vermied. Einige Mahl hatte R. selbst davon angefangen; ganz kurz brach Falk das erste Mahl ab; warnte ihn das zweite Mahl durch ein Paar französische Worte vor dem Zuhorchen des Kerkermeisters, und gab vor, nur unter der ausdrücklichen Zusage: hierüber gar nicht mit ihm zu sprechen, und noch minder ihm etwas anzurathen, die Erlaubniß des Gesprächs mit ihm erhalten zu haben. Erst, als R. zum dritten Mahl wieder anhob, als er Trotz der jetzigen frohen Minute, und Trotz des Weines, doch wieder auf die Zukunft zu denken begann, und seinen Wohlthäter beschwur, ihm zu sagen: was wohl noch seiner warten dürfte? da schien D. Falk endlich einem unterdrückten Gefühle halb unwillkürlich Luft zu machen. Indem er aus der schon abnehmenden Flasche noch ein Glas ihm einschenkte

und hinreichte, sprach er: „Unglücklicher, warum willst du mit Gewalt wissen, was ich so gern dir verschwiege? daß du heute vielleicht nur Stärke zu neuen Leiden sammelst! daß allerdings wieder ein Bescheid da ist; und daß er dir noch eine Folterung, so hart, wo nicht härter, als die vorigen, zuerkennt!"

R. bebte sichtlich, und faßte doch sogleich sich wieder. „Noch eine Folter? rief er: und wenn meine Unschuld auch diese übersteht?" — „Ja, junger Mann, wenn du unschuldig bist, dann beklage ich dich wirklich! Denn auch nach Überstehung aller Martern bleibt ewiges Gefängniß dein Loos. Und zwar nicht ein Gefängniß, wie dieses; nicht eines, wo ich weiter dein Leiden lindern kann!" — „Nicht? Nicht? Selbst dieses Gemach hier —" — „Erbath ich dir nur bis zu einem neuen Verhöre. Bloß unter einer einzigen Bedingung behieltest du es für die übrige Zeit deines Lebens!" — Also doch unter einer! und diese wäre? Sie schweigen? Sie zucken mit den Achseln? Ha! ich verstehe — verstehe Alles, was Sie aus schonender Milde mir nicht sagen, und auch nicht rathen wollen!" — R. schwieg jetzt einige Minuten hindurch. Daß in seinem Innersten mancherley sich durchkreuze und emporarbeite, sah man an seinen Gesichtszügen. Dennoch verriethen diese keineswegs Wuth oder Verzweiflung, nur ein unstätes Nachsinnen, das jetzt erwählte, jetzt zweifelte, jetzt wieder zurücknahm. — „Wohlan, rief er endlich, mein Entschluß ist gefaßt. Nicht, als ob ich die Folter, die ich schon zwey Mahl ertrug, nicht auch beym dritten Mahl für übersteiglich hielte; und noch weniger, als ob der Wein mich berauscht hätte! Aber diese Wohlthat, womit Sie mich

heute erquickt, diese herablassende Güte, womit Sie schon drey Mahl mich behandelt haben, — im Gegensatz jenes ewige Gefängniß, was mich bedroht — lieber Herr Doctor, wenn ich wenigstens bis zu meinem Ende dieses Zimmer, das Licht des Tages und den Anblick menschlichen Mitgefühls behalten darf, so — so gesteh ich Alles!

„Junger Mann, bedenken Sie wohl, wozu Sie sich erbiethen? Bedenken Sie auch, daß Sie über sich selbst das Urtheil eines wahrscheinlichen Todes fällen würden!"

O nein! eines gewissen Todes sogar! Das habe ich schon längst überdacht, als ich so hartnäckig Alles läugnete. Immer noch glimmte damahls die Hoffnung in mir, doch einst wieder zu Weib und Kindern durchzudringen. Der Härte hätte ich getrotzt bis zum letzten Lebenshauch. Doch jetzt — wenn Sie mir versprechen, daß ich dieses Gemach die wenigen übrigen Wochen hindurch behalte; daß ich verschont mit fernern Qualen bleibe, und daß Ihr Zuspruch mich zu trösten fortfährt; so will ich Alles bekennen; will, wenn Sie Dinte und Papier in der Nähe haben, es Ihnen sogleich in die Feder sagen. Ihnen lieber als meinen Richtern! denn gegen Sie hat meine Seele auch nicht den kleinsten verborgenen Winkel."

Falk ließ nicht länger sich bitten, und ging, um ein Schreibezeug zu hohlen, ins Nebenzimmer. Schon war hier Alles vorbereitet; bald kam er wieder. Mit pünctlichster Redlichkeit bekannte nun R. seine That. Alles, was wir schon wissen, zeigte er an; außer diesem auch noch den Ort, wo er im Keller seines Hauses eigenhändig den Schmuck der Witwe, ihren

sogenannten Nothpfennig, und in einem besondern Kästchen alle entwendeten Documente verborgen habe. „Erstern zu verkaufen, sagte er, habe ihn stets noch die Furcht, und die ihm nutzlosen Papiere zu vernichten, ein Überrest von Gewissenhaftigkeit abgehalten." — Vollendet war jetzt seine Beichte; aber der schlaue D. Falk, wohlwissend, wie ungesetzlich Alles sey, was er bisher gethan, erinnerte ihn nun auch: „daß zur Bekräftigung seiner Aussage die „eigene Unterschrift und das Zeugniß zweyer unverwerflichen Zeugen nöthig sey. Schon habe er deren „ein Paar ins Nebenzimmer beschieden. Alles bisherige hätten sie mit angehört. Nunmehr wollte er sie „herbeyrufen!" — Zum ersten Mahl stutzte jetzt R. ein wenig; schien zu merken, daß eine Falle ihm bereitet worden sey; war gleich darauf doch Alles zufrieden. Jene Beyde traten hinein. Er und sie unterschrieben. Daß D. Falk diese wichtige Urkunde mit sich nahm, bedarf nicht erst einer Erwähnung.

Ob R. am andern Morgen nicht in Geheim den Schritt, den er gethan, bereute, weiß man nicht. Wenigstens, als man vor Gericht ihn führte, und jenes unterzeichnete Papier ihm vorlegte, bestätigte er mit anscheinendem Gleichmuth Alles. Auch gegen oder über den Mann, der sein Geständniß ihm abgelockt hatte, führte er nie eine Klage. Das einzige Zeichen, wodurch er doch einen gewissen innern Mißmuth verrieth, war, daß er nie wieder von dem Weine trank, den Falk noch zwey Mahl ihm schickte; und kaum ein Paar Worte mit ihm sprach, als er noch ein Mahl ihn besuchte. — Man hielt ihm von Seiten der Gerichte pünctlich, was jener ihm versprochen hatte. Auch

einigen seiner ehemahligen Freunde gestattete man den Zutritt zu ihm. Oft versicherte er ihnen, im ganzen Leben keiner wissentlich schlechten That außer jener Einzigen sich bewußt zu seyn. Seine Angabe von Vergrabung der übrigen Habseligkeiten ward richtig befunden. Wenigstens der größere Theil davon kam in die Hände der rechtmäßigen Erben. Der Unglückliche selbst erlitt vier Monathe nach seinem Geständnisse die Strafe des Rades von oben herab.

* * *

Es ist mir unmöglich, diese Geschichte zu schließen, ohne noch ein Paar Bemerkungen ihr beyzufügen. Vielleicht zwar, daß manche meiner Leser sie bereits im Vergleich der übrigen etwas lang fanden. Aber wenigstens habe ich sie nicht absichtlich verlängert. Aus einem handschriftlichen Aufsatz, von guter Quelle mir mitgetheilt, oft mit wörtlichem Extract der Acten begleitet, habe ich sie gezogen. Noch manchen kleinen Zug hätte ich zwar vielleicht weglassen, manche Begebenheit in ihr stärker zusammen drängen können; aber dann besorgte ich auch jenen Stämpel zu verwischen, welcher der Wahrheit immer vor der bloßen Erdichtung einen merklichen Vorzug ertheilt, und den ich gerade hier hauptsächlich zu schonen wünschte.

R. scheint mir ein merkwürdiges Beyspiel zu seyn, wie unsäglich schnell der Weg des Lasters bergabwärts geht; oder vielmehr: welche, in hohem Grade böse, That selbst Derjenige begehen, — wissentlich begehen kann, der immer noch nichts weniger als ein eigentlicher Bösewicht ist. — Ein Freund, dem ich

diese Erzählung in der Handschrift wies, schalt den Geiz als den Urquell von R's Verderben. Mich däucht: selbst dieses Wort ist noch zu hart. Nur Furcht vor Armuth, nur der Anfangs sehr verzeihliche Wunsch, nicht tiefer herabzusteigen, als er jetzt stehe, war der Grund seines Unglücks. Man nehme den einzigen Umstand weg: daß R. sich nicht für den Sohn eines wohlhabenden Mannes hielt; und man hat wahrscheinlich auch seine nachherige grausende That mit allen Zwischen-Veranlassungen weggenommen. Er, der selbst bey jenem (sonst den Jüngling verzärtelnden) Wahne zum thätigen, geschickten, ordnungsvollen, jungen Mann sich ausgebildet hatte, — er würde gewiß alles Dieß nicht nur geworden, sondern auch auf rechtem Wege geblieben seyn, hätte er früher gewußt: daß sein eigener Fleiß sein ganzer Reichthum sey. Nur jene zertrümmerte Hoffnung — an deren Zertrümmerung er nicht Schuld war! — nur Furcht vor Dürftigkeit und Verschlimmerung drängten ihn zur Wahl jenes Hülfsmittels; zu einer ungleichen Heirath, die, thörigt an sich selbst, seiner Unerfahrenheit doch verzeihlich war. Seine Scham hierüber, als er die Mißbilligung seiner Mitbürger spürte, — der Unwillen, als er bey der Ehestiftung sich für betrogen ansah, — seine Abneigung, bessere Bedingungen zu erschmeicheln, — sein inneres Widerstreben bey Annäherung eines zwangvollen Looses, — sein Entschluß, lieber auf gutes Glück in die weite Welt zu gehen, als daheim sich verspotten zu lassen — alles Dieß sind Züge, die mehr für als wider ihn sprechen. Selbst der Wunsch, den letztern, allerdings gewagten Schritt nicht ohne

den Rückenhalt einer gefüllten Börse zu thun, verräth nicht Geiz, sondern wieder nur Furcht vor unausbleiblichem Mangel, und ist an sich selbst nicht tadelnswerth. Man lasse ihn glücklicher in Eintreibung seiner Schulden seyn, und wer (wenn man ein Paar halbgetäuschte Gläubiger ausnimmt,) verzeiht nicht dem jungen, vor einem ehelichen Joche sich fürchtenden Manne sein Entweichen und seine Vorsicht bey demselben? An Gewaltthätigkeit, an eigentlichen Betrug gedachte er damahls gewiß noch nicht. Sicherer wäre ja dann für ihn die Ehelichung der Witwe gewesen; sich ihrer wieder zu entledigen, und doch ihr Vermögen zu behalten, wäre ihm wahrscheinlich um ein gutes Theil leichter geworden. Nur die unselige Gelegenheit, die sich ihm darboth, nur die Verzweiflung auf der andern Seite, manche Bemühung fruchtlos angewandt zu haben, rissen ihn hin. Von der That nun kein Wort weiter! Sie spricht von sich selbst.

„Aber die Vorsicht, mit welcher er nicht nur „entflieht, sondern auch auf der Flucht selbst sich be„trägt, spricht diese nicht von einem nun vollendeten „Bösewicht?“ Auf den ersten Anschein allerdings fast mehr noch, als jene blutige That selbst! Aber man vergesse nicht: daß R. auf diese Entweichung, auf die Mittel seinen Nahmen zu verbergen, auf die Art und Weise, wie er auswärts sich betragen solle, schon vorher, ehe noch ein Gedanke des Mordes in seine Seele gekommen, in ganz anderer Rücksicht vorbereitet war. Sehr viel half ihm Dieß wahrscheinlich im Verfolg! Und auch dann — kaum stößt ihm hier eine Schwierigkeit auf; oder vielmehr, kaum machte er sich selbst eine,

so bricht er sogleich von seinem Wege ab, und verbirgt sich. Eine Furcht, die den eigentlichen Bösewicht nicht charakterisirt! — Eben so wenig scheint mir die Unbescholtenheit, die er nun ganzer fünf Jahre in seinem moralischen Betragen behauptete, bloße Verstellung gewesen zu seyn. Zu anhaltend ist ein solcher Zeitraum; zu leicht lernt man, gerade an kleinen Orten, in den nothwendig engern Zirkeln der Gesellschaft, genau sich kennen; zu vielfach sind die Pflichten, die R. erst als Untergebener, dann als Gatte, Bürger und Handelsmann zu erfüllen hatte, als daß der bloße Heuchler sich nicht wenigstens hier und da verrathen haben sollte. Ja, noch mehr, selbst seltsam dünkt mich eine solche moralische Besserung, der Form nach, nicht. Nur auf das Erstgesagte darf man zurück gehen, und sie erklärt sich von selbst! — R. sah sich nun vor Mangel gedeckt; sah sich geschätzt im Kreis, worin er lebte. Mehr verlangte er nicht! Jetzt war er daher ganz Derjenige wieder, der er immer gewesen seyn würde, hätte er nicht nach väterlichem Tode sich so unerwartet in ein Labyrinth verwickelt gesehen; oder hätte jener freundschaftliche Rath, den er späterhin nur halb und mißgedeutet befolgte, ihn früher unterstützt. Ob die Liebe zum Leben, und die Sehnsucht nach Weib und Kindern, sein nachmahliges Läugnen entschuldigt; ob man gegen den Gefolterten mehr Mitleid, seiner Standhaftigkeit halber, oder mehr Mißbilligung, seiner allerdings hartnäckigen Erdichtung wegen, zu äußern hat, — wage ich nicht zu entscheiden: und möchte ungern hierin dem Gefühl meiner Leser vorgreifen.

Aber sehr müßte ich mich irren: oder der größte Theil derselben hat mit Mißfallen sein Auge von Falks Verfahren abgewandt; hat es unedel, tückisch, — grausam sogar gefunden, daß er einem Unglücklichen dasjenige Geheimniß, das er schon zwey Mahl, selbst aus der Marterkammer, unverrathen zurückbrachte, durch anscheinende Güte dennoch zu entwinden wußte. — Zwar, da jede Sache in der Welt ihre zweyfache Seite hat, so wüßte ich, wenn Falk jetzt aufträte und fragte: „Was habe ich aber, genau be„trachtet, anders gethan, als die Gerechtigkeit unter„stützt? Was habe ich anders bezweckt, als — die „Wahrheit ans Licht zu bringen? War R. etwa „kein Verbrecher, der durch Raub und Mord, nach „unsern Gesetzen, das Leben längst verwirkt hatte? „Verschaffte ich nicht rechtmäßigen Erben auf diesem „Weg eine ansehnliche, sonst für sie ganz verlorne „Summe wieder?" — Wenn er so fragte, so wüßte ich wahrlich nicht, was strenge, förmliche Gerechtigkeit dagegen einwenden könnte. Aber daß er mein Herz nicht überzeugen würde; daß ich selbst der Mann nicht seyn wollte, der solche Verdienste sich erwirbt; daß ich ihn weder zum Bruder noch zum Freunde haben möchte; — Das weiß ich allerdings. Überhaupt schlägt hier eine wichtige Frage ein; eine der wichtigsten im ganzen Kriminal-Rechte! die Frage: „Darf der Richter, es „sey mittelbar oder unmittelbar, dem Beklagten und „Verdächtigen sein Geständniß durch List entlocken? „Ist Dieß nicht eben so schändlich, so unbeweisend, als „Erpressung durch Gewalt?" — Sich hier über diesen Punct weitläuftig zu verbreiten, wäre ganz gegen Zeit und Ort. Schon haben über ihn Freunde der Menschheit

und der Menschlichkeit viel geschrieben; schon hat die Gesetzgebung selbst, in einigen Staaten und in neuern Zeiten, darauf Obacht genommen. Aber noch ist sie in andern weit — weit zurück! Noch erlauben sich sehr oft einzelne Richter, was die Gesetze im Allgemeinen verbiethen; und noch sind überhaupt die Grenzen: wo löblicher Gerechtigkeits-Eifer aufhört, und unredliche List anfängt, nicht mit gehöriger Schärfe gezogen worden.

Endlich, dünkt mich, tritt auch noch eine Wahrheit mit großen Schriftzügen aus dieser Geschichte hervor; ist ebenfalls eine von jenen, die zwar schon oft gepredigt wurden, doch zu oft kaum wiederhohlt werden können. „Behandelt, Gerichte, eure Gefangene „gütig! Oft werdet ihr durch Milde von ihnen erfah„ren, was Strenge und wohl gar Härte vergebens „zu erforschen sich bestrebten!" — In mehrern ungarischen Comitats Gerichten waren sonst, wie mich glaubwürdige Zeugen versicherten, zwey Personen angestellt, die man (scherzweise, der Rolle halber, die sie spielten), den Teufel und den Engel zu nennen pflegte. Wenn Landstreicher, muthmaßliche Räuber, oder sonst verdächtige Menschen eingefangen und vor diese Gerichte gestellt wurden, so war jener so genannte Teufel der Erste, welcher sie in Empfang nahm. Mit rauhem Tone, mit Versicherung, daß er schon Alles wisse, mit Bedrohung harter Leibeszüchtigungen, wenn sie nicht sogleich Alles geständen, begann sein Verhör. Bekannten die Angeschuldigten ihr Vergehen wirklich, so bedurfte es freylich keiner andern Maßregeln. Ließen sie sich aber nicht schrecken, so wurden sie entweder auf ein Weilchen abgeführt, oder ihr bisheriger Untersucher ward, unter irgend einem Vorwand, weggerufen; —

kurz

kurz, es ward eine kleine Pause im Verhör gemacht; und der Engel kam nunmehr an die Reihe. Mit freundlichem, fast mitleidigen Tone hob dieser an; schalt selbst auf seinen Genossen, als auf einen harten, überstrengen Mann; versicherte, daß man gleichwohl billig und glimpflich mit ihnen umgehen werde, zumahl wenn sie freywillig geständen, was sich doch im Verfolg nicht abläugnen lasse; fragte nach: ob sie vielleicht hungrig oder durstig wären? versprach ihnen Befriedigung dieser Bedürfnisse, so bald das Verhör geendigt sey; kurz, ging mit ihnen auf eine Art um, die ganz den Gegensatz von jener Erstern machte; und — wenn auch nicht alle Mahl, doch wenigstens unendlich öfter als dem so genannten Teufel, gelang es diesem anscheinenden Engel des Lichts. Wenn Jener einen schreckte, so überredete Dieser wenigstens vier. Ob ein solches Verfahren noch dauert, weiß ich nicht. Wahrscheinlich ist es seit K. Josephs II. Zeiten ganz erloschen; auch bin ich weit davon entfernt, dasselbe anpreisungswürdig zu finden. Es war, aufs gelindeste gesprochen, immer eine Art von Überlistung, und Überlistung sollte von jedem Gerichte, in jeder Sache, noch so wichtig oder noch so geringe, auf ewig entfernt bleiben. Aber wie weit wirksamer Güte als Strenge sey, ergibt sich doch augenscheinlich hieraus; und welchen mächtigen Eindruck selbst eine kleine Milde auf verstockt scheinende Seelen machen könne, davon mag zum Beschluß folgende Anecdote zeugen.

Vor ungefähr siebzehn oder achtzehn Jahren wurden in Prag einige Juden gefoltert, die des Straßen-

raubes fast ganz überwiesen waren, aber aufs hartnäckigste ihn abläugneten. Selbst die Folter brachte sie nicht zur Sprache. Vorzüglich überstand solche ein schon ziemlich bejahrter Mann mit einer Gleichgültigkeit, die alle Anwesende in Verwunderung setzte. Unter diesen Anwesenden war auch, seiner Amtspflicht gemäß, so sehr sein Herz dabey litt, Graf K—gl, damahls K. K. Appellationsrath, jetzt Kreishauptmann in E. Die Folter war endlich vorüber; der Alte ward noch über einige Puncte befragt. Indem Dieß geschah, zog K—gl von ungefähr seine Schnupftobacksdose hervor, und das Auge des Juden richtete sich sogleich starr auf dieselbe. Der Graf bemerkte Dieses. „Schnupft Ihr vielleicht Toback, Alter?" — Sonst wohl, und zwar sehr gern! Jetzt ist es mir schon lange nicht mehr so gut geworden, nur eine Prise zu bekommen." — „Hier habt Ihr eine!" und der Graf schüttete ihm einen Theil seines Tobacks auf die Hand. Der Greis schnupfte; eine Thräne trat ihm ins Auge; er schwieg ein Paar Minuten. „Gnädiger Herr, hob er endlich an, Sie sind brav; das sehe ich. Die Folter hätte ich überstanden. Aber da Sie so menschlich mit mir umgehen, so will ich nun auch ohne Folter Alles bekennen." — Er that es wirklich. Sein Geständniß zog bald darauf das Geständniß der Übrigen nach sich.

Man erzählt von Lips Tullian, jenem berühmten sächsischen Straßenräuber, eine fast ähnliche Geschichte; ob mit Grunde, weiß ich nicht. Doch daß die Gegenwärtige ihr nicht nachgemacht, und ungezweifelt wahr sey; dafür bürgt mir das Zeugniß aus Graf K—gls eigenem Munde.

Die Strafe des bösen Rathes.

Militärische Gerichtspflege übertrifft bekannter Maßen fast bey allen Völkern Europens die gewöhnliche bürgerliche Justiz weit an Schnelligkeit und Strenge. Oft gründet sich diese Letztere auf das Gesetz der Nothwendigkeit, noch öfter auf den Nutzen abschreckender Beyspiele. Diesen Nutzen zu bezweifeln wäre Thorheit. Aber daß eben derselbe, oder vielmehr der Vorwand desselben, schon in mancher Hand ein Schwert ward, das den Unschuldigen würgte, und den unwillkürlich oder unbeträchtlich Fehlenden mit barbarischer Härte bestrafte, — das wird wohl Keiner läugnen können, der nur ein wenig, zumahl in Kriegszeiten, um militärische Gerichte sich bekümmerte. Eine Sammlung von Beyspielen, wo diese Strenge ausartete, dürfte freylich auf allgemeinen Dank kaum, zumahl jetzt nicht, rechnen; aber verdienstlich und nützlich würde sie dennoch seyn. Hier ein kleiner Beytrag dazu! Das Schlachtopfer, dessen hier erwähnt wird, sah ich selbst in meiner Jugend zum Tode führen.

Als zu Ende des Jahrs 1761 die preußische Kriegsmacht ihre Winterquartiere, wie gewöhnlich, in Sachsen bezog, und sich, während derselben, durch neue Anwerbungen, so viel immer möglich, zu verstärken

und zu ergänzen suchte, traf sie hier das gewöhnliche Schicksal aller derjenigen Heere, die nicht aus bloßen Landskindern und Freywilligen bestehen, — die Unannehmlichkeit, viel Ausreisser zu haben. Mancherley Mittel, diesem Übel Grenzen zu setzen, wurden versucht; keines fruchtete hinlänglich. Endlich kam es dahin, daß alle Schildwachen, zumahl auf etwas entlegnen Posten, doppelt ausgestellt wurden; daß immer ein alter zuverlässiger Krieger neben einen jüngern Ausländer zu stehen kam; und daß im eigentlichsten Sinne des Worts diese Beyde nicht nur ihren Posten, sondern auch sich gegenseitig bewachten.

Einst saßen zu Löbau in der Oberlausiz einige preußische Soldaten im Bierhause beysammen, sprachen von dieser neuen Einrichtung, und meinten größten Theils: daß es nunmehr auf jeden Fall sehr schwer, wo nicht unmöglich geworden sey, durchzugehen. — „Possen! rief Einer von ihnen: wenn ich sonst Lust hätte, Reißaus zu nehmen, mein Wachtkamerade sollte mich doch nicht hindern." — „Weil er vielleicht mitginge?" — „Nicht doch! da wüßte ich noch andern Rath!" — „Und welchen?" — Ich suchte weiter nichts, als ein einziges Mahl sein Gewehr in die Hand zu bekommen; und schüttete oder blies ihm dann das Pulver von der Pfanne." — „Nun, und das nützte?" — „Unendlich viel! Ich liefe dann vor seinen Augen davon, sicher, daß er mir nicht nachschießen könnte!"

Man lachte über diesen Einfall, und sprach bald darauf von etwas Anderm. Aber ein junger Bursche, der mit an diesem Tische saß, erst seit zwey Monathen die Muskete trug, und gerade so lange sie auch gern — wieder los geworden wäre, lachte nicht viel mit,

sondern dachte bey sich selbst: das Mittel will ich mir merken! Vier oder fünf Tage nachher kam er wirklich selbst auf einen etwas entlegenen Posten zu stehen; versuchte jenen Kunstgriff, und entkam. — Aber nicht allzu weit! Er war zwar richtig schon außer Gefahr; da er aber, einfältig genug, erst nach seiner Heimath zulief, um allda Abschied von seinem Mädchen zu nehmen, so fand ihn eine nachsetzende Patrouille und brachte ihn zurück. Beym Verhöre war eine der ersten Fragen: Wie er zu diesem Einfalle gekommen sey? Er hätte ihn dreist für seinen eigenen ausgeben können; aber er gestand Alles nur allzu aufrichtig.

Sogleich ward der Erstere auch verhaftet. Jenes Gespräch ward ihm vorgehalten; er konnte oder mochte dasselbe nicht läugnen. Das Standrecht erkannte: dem Ausreisser zwey Tage Spießruthen, dem unvorsichtigen Redner den Strang! Vergebens suchte Dieser sich zu entschuldigen; bewies, daß er mit keinem Athem daran gedacht, selbst zu entweichen: daß er nur aus Unvorsicht etwas heraus geschwatzt, was er freylich sich als möglich vorgestellt, doch keineswegs selbst zu thun vorgenommen habe. — Alles Dieß ward ihm geglaubt. „Aber er hat, hieß es, Rathschläge ertheilt, die den König um noch mehrere seiner Soldaten bringen können. Er hat Anlaß zu Complotten gegeben! Er ist strafbarer, als der Ausreisser selbst!" — Die Strafe erging wirklich. Ob man dieses Urtheil Gerechtigkeit oder Todschlag nennen konnte, mögen Andere entscheiden.

Die geopferten Kinder.

In der Neumark lebte vor einigen Jahren ein Schäfer; ein Mann, der bey Allen, die ihn kannten, den Ruf eines ehrlichen, stillen, frommen Mannes hatte, und ihn auch wirklich verdiente; vielleicht ein wenig allzu still, allzu fromm; denn er war ein Herrnhuter.

Einst, als er auf dem Felde hinter seiner Heerde ging, gesellte sich zu ihm der Schulmeister des Dorfs, sein Freund und Glaubensgenosse. Ihre Gespräche lenkten sich bald von häuslichen Gegenständen auf Angelegenheiten der Religion und des Herzens; und der Schäfer konnte nicht Worte genug finden: wie glücklich er sich jetzt in diesem Puncte fühle.

„Endlich, sprach er mit innigem Ton, hat Gott mein Gebeth erhört; hat mir nach manchem harten Kampf seinen Frieden geschenkt; hat mich des wahren Glaubens theilhaftig werden lassen! O wie so wohl mir dabey ist! Wie ganz gewiß ich mit keinem Fürsten tauschen würde!"

Er fuhr noch lange in diesem Tone fort, bis er ein gewisses Kopfschütteln bey dem Schulmeister bemerkte, das ihn Wunder nahm, und nach dessen Ursache er fragte.

„Es ist wohl recht gut, lieber Bruder, um eine solche Seelenruhe, war Jenes Antwort: auch zweifle ich nicht, daß es ganz heimlich mit deinem Herzen stehen mag. Aber unser jetzige Glaube — unser jetzige Glaube — so ganz lauter wie der Glaube der Alten mag er doch wohl nicht seyn.“

„Und warum sollte er das nicht, lieber Bruder? Ich habe ja so andächtig zu Gott gebethet; so ganz in die Wunden des Lammes mich geflüchtet, und empfinde auch dafür so eine Heiterkeit, so eine Gewißheit meiner Versöhnung — —

„Alles schon gut! recht gut! Aber den Glauben der Patriarchen? den Glauben Abrahams, der Gott seinen einzigen Sohn darbrachte; wer kann den jetzt noch zu besitzen hoffen?

Hätte der Schulmeister auch nur den hundertsten Theil der Wirkung sich gedacht, den diese unglücklichen Worte auf den armen Schäfer hatten, gewiß würde er sich vor ihnen sorgfältig gehüthet haben. Traurig, in tiefe Gedanken versenkt, in seinem Glauben erschüttert, ging Dieser nun den ganzen Tag seiner Herde nach; hörte und sah nichts rund um sich her; erwiederte, als er heim kam, nur kalt die Liebkosungen seiner Gattinn und Kinder; verschmähte, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, sein kleines Abendbrot, und hielt selbst seine Bethstunde ohne Freudigkeit.

Die Ruhe seiner Seele, seine feste Zuversicht auf göttliche Gnade war verschwunden. Tausend Mahl las er in der Bibel das zwey und zwanzigste Kapitel des ersten Buch Moses von der Aufopferung Isaaks. Sie war sein einziger Gedanke, des Tags über und wenn er schlaflos auf seinem Lager lag; sie war sein Traum

in jedem Morgenschlummer; rasch fuhr er dann auf und flehte mit gefalteten Händen, mit unterdrücktem Schluchzen und desto häufigern Thränen zu Gott: auch ihn mit dem Glauben Abrahams zu beseligen.

So rang er ein Paar Wochen lang; und achtete sich endlich ganz mit dem Heldenmuthe gestärkt, den die Aufopferung seiner Kinder erfordere. Seit geraumer Zeit war er nicht freudiger und heiterer aufgestanden, als an dem Morgen dieses dazu festgesetzten Tages. Seine Gattinn merkte solches und freute sich dieser Änderung; er selbst verrichtete seine Hirtenarbeit mit größter Genauigkeit, und kam dann heim, sein eigenes Vieh zu melken.

Er war Vater von drey Söhnen, und bisher immer der beste Vater gewesen. Seine Kinder liebten ihn daher zärtlich, und folgten ihm, wo er ging und stand, fleißig nach. Vorzüglich pflegte der kleinste, sein Augapfel, ein Knabe von zwey bis drey Jahren, ihm beym Melken nachzulaufen, mit der Bitte: daß er ihn doch in die Gelte setzen und hin und her schaukeln möchte. Alle diese Kleinigkeiten geschahen auch heute. Dann aber, als er alle Pflichten des ganzen Tages erfüllt zu haben glaubte, entfernte er unter irgend einem Vorwand seine Frau; rief seine drey Söhne zu sich, und verschloß sich mit ihnen in der Stube.

Kaum hatte er dieß gethan, als er eine Axt ergriff und damit dem Ältesten von ihnen den Kopf zerspaltete; dem Zweyten, der erbärmlich zu schreyen anfing, widerfuhr sogleich ein Gleiches; aber der Jüngste, der ängstlich seine Füße umschlang, mit Thränen ihn nicht auch zu tödten bath, erschütterte auf einige Minuten seinen festen Entschluß. Es war sein Liebling!

sein Jüngster! sein Letzter! Zwey Opfer hatte er, seinem Bedünken nach, Gott schon dargebracht! Der Arme bath so innig! — Alles Dieß, gestand er nachmahls oft, bewegte das Innerste seines Herzens. Er bethete aufs flehentlichste zu Gott, ihn mit Kräften auszurüsten; und das Werkzeug des Tödtens entsank aus seiner Hand. Aber der Gedanke: Was opfere er denn eigentlich Gott, wenn er nicht auch sein Letztes und Liebstes ihm opfern wolle? gab ihm endlich Muth genug, Vaterherz und Menschenschwäche zu überwinden, und der arme Knabe sank mit zerschmettertem Haupte zu Boden. — Ganz gelassen hob er nun alle drey Leichen von der Erde empor, trug sie auf sein Bett, und zog die Decke über sie.

Allein das Geschrey der Unglücklichen war bis zur Mutter gedrungen; sie lief erschrocken herzu, und verlangte, da sie die Stubenthür verschlossen fand, so ungestüm hereingelassen zu werden, daß er ihr endlich, obschon mit den Worten: Ach bleib draußen, Mutter! es ist des Elends bereits genug darin! aufmachte. Ihr Entsetzen beym Anblick des Blutes in der Stube, ihr noch größeres bey Wegreissung der Decke, können Gedanken nur mühsam, Worte unmöglich fassen. Seine Ruhe hingegen blieb unerschüttert. Er weinte auf ihre Leichname; aber er blieb dabey: es sey verdienstlich, sie geopfert zu haben; ließ sich willig ins Gefängniß führen, und behauptete auch dort seine Gelassenheit.

Was seinen Richtern Ehre macht, ist: daß sie nicht auf Todesstrafe, sondern auf lebenslängliches Zuchthaus stimmten; und König Friedrich, als er dieß Urtheil unterschreiben sollte, strich auch jenes Wort noch aus, und setzte dafür Tollhaus!

Die Seelen-Folter.

Bey einer sehr großen jüdischen Diebesbande, die sich um das Jahr 1753 im fränkischen Kreise furchtbar genug zu machen wußte, und die endlich in Coburg beym Einbruch in eine dortige Goldfabrik entdeckt wurde, zog man unter Andern auch einen gewissen Moses Hoyum ein. Das Geständniß seiner Mitgenossen sowohl, als auch eine Menge anderer Umstände zeigten deutlich, daß er nicht nur Helfershelfer und Theilnehmer, sondern auch Anstifter und Oberhaupt von fast unzähligen Räubereyen gewesen sey. Nichts fehlte zur Gewißheit noch, als — sein eigenes Geständniß; aber eben dasselbe war auf keine Art und Weise von ihm zu erhalten. Ob man ihm drohte oder zuredete; ob man ihn zehnfach verhörte; ob man das Bekenntniß seiner Mitgefangenen ihm vorlas; ob man sie persönlich ihm unter die Augen stellte, und durch ihre Vorwürfe und Vorstellungen ihn zum Mitgeständniß aufforderte; ob man endlich auch sogar zur Folter schritt und hart genug damit gegen ihn verfuhr; — nichts half! Er beharrte auf seiner Unschuld und auf dem hartnäckigsten Läugnen.

Eben dieser Moses Hoyum hatte ein Weib, die noch jung und hübsch, auch bey allen jenen Diebstählen

wenig oder fast gar nicht mit beschwert war. Höchstens ein Paar Kleinigkeiten von Mitwissenschaft, Hehl und Verkauf konnten ihr — ja auch das nicht ganz erwiesen! — beygemessen werden, und die Haft, in welcher sie gehalten wurde, war daher auch weit gelinder, als die Haft der Übrigen. Dieses Weib liebte Moses auf das innigste. Von sich sprach er fast nie; aber sie war der Gegenstand seiner zärtlichsten Bekümmernisse. Für sie sparte er sich von dem wenigen Gelde, das er zum Unterhalt erhielt, beynahe die Hälfte ab; für sie nur bath er bey jeder Gelegenheit, und fragte jeden Tag: wie es ihr gehe? Ob man ihr auch ein Leid zugefügt habe? und so weiter. — Einst, als er wieder diese Frage ergehen ließ, ward der Kerkermeister aufmerksamer als bisher; dachte ein wenig nach; ging dann zum Vorsitzer der Gerichte, und versicherte: Nun habe er das Marter-Instrument gefunden, welches dem Räuber gewiß sein Geständniß entreissen solle. Er begehre nichts, als die Erlaubniß: die junge Hoyum im Nebenzimmer ihres Mannes stäupen zu lassen; daß er die Anhörung ihrer Wehklage und ihre Verschonung überhaupt durch sein Geständniß gewiß abkaufen werde, dafür sey er Bürge.

Diese grausame Erlaubniß ward ihm ertheilt; noch den Abend kündigte man Hoyum jene Seelen-Folter für den nächsten Morgen an. Er erblaßte und erschrack. Er weigerte sich Speise zu sich zu nehmen, und brachte die ganze Zwischenzeit versenkt in unbeschreiblicher Traurigkeit zu. Noch schwieg er. Aber als die bestimmte Stunde kam; als er wirklich das Jammergeschrey seines Weibes vernahm; da bath er um Gottes Willen nur damit einzuhalten, weil er gern

Alles gestehen wollte; und was keine körperliche Qual von ihm erpreßt hatte, erpreßte Liebe in der ersten Minute.

In einem Briefe von C. datirt, ohne Unterschrift, erhielt ich diese Anecdote. „Sie sey, sagte „der Briefschreiber, aus einer damahls öffentlich ge„druckten, actenmäßigen Nachricht, und buchstäblich „wahr." — Da ich diese gedruckte Nachricht nie sah, so kann ich freylich die Anecdote selbst auch nur unter der Bürgschaft liefern, mit welcher ich sie empfing. Wenn sie aber pünctlich wahr ist, wie mir aus Angabe der Nahmen, des Orts und der Jahrzahl scheint, so ist sie immer kein ganz unverächtlicher Beytrag, nicht etwa zur Macht der Liebe, selbst über rohe Seelen, — denn diese Macht ist längst unbezweifelt! — sondern auch zu der traurigen Wahrheit: wie ungerecht oft Richter verfahren können, indem sie der Gerechtigkeit einen Dienst zu leisten glauben.

Mord-Entdeckung durch Träume.

In einem ansehnlichen Dorfe *) des Cantons B** lebte der Schulze W** (wiewohl er noch kaum sechs und dreyßig Jahre alt seyn mochte), schon in der dritten Ehe. Seine ersten beyden Weiber, gegen welche er sich immer äußerst gut und freundlich betragen hatte, waren ihm im ersten Wochenbette, und zwar Beyde sehr schnell gestorben. Die Dritte, die er jetzt hatte,

*) Auch diese Geschichte habe ich von unbekannter Hand, wahrscheinlich aus der Schweiz, eingeschickt erhalten. Dieses Incognito, und weil mir immer ist: als hätte ich schon irgend wo eine ähnliche Geschichte gelesen, bewegt mich zu dem Wunsche: daß man sie hier auch nur als eine Zugabe betrachte. — Sollte sie wirklich schon irgend wo gedruckt seyn, so bitte ich um Verzeihung. An fruchtloser Mühe mich davon zu überzeugen, habe ich gewiß es nicht mangeln lassen. Sie ganz zu verwerfen glaubte ich mich doch nicht berechtigt. Daß ich übrigens die Träume des Vaters von der Ermordeten nicht für eine übernatürliche Ahndung, sondern für ein sehr natürliches Mißtrauen halte, — wie wohl die späte Äußerung desselben, und das nachherige Beharren darauf allerdings merkwürdig ist, — brauche ich wohl kaum zu erinnern?

und die er ganz vorzüglich zu lieben schien, war ein junges, schönes, starkes und gesundes Weib. Ein Kind, das sie ihm am Ende des ersten Jahres ihrer Ehe geboren hatte, war wenig Stunden nach der Geburt wieder erblichen; bald darauf ging sie mit dem Zweyten schwanger. Er selbst galt für einen braven, sein Amt mit Einsicht und Redlichkeit verwaltenden Mann, der von seinen Mitbrüdern geliebt und geachtet wurde. Als ihm sein Weib dieß Mahl einen gesunden, rüstigen Jungen — die Kinder der vorigen Frauen waren Mädchen — zur Welt brachte, war er vor Freude fast außer sich. Das halbe Dorf ward zum Kindtaufs-Schmause eingeladen. Die Wöchnerinn selbst befand sich nach der Geburt so gut als immer möglich. Dieß Mahl konnte der Schulze gewiß ohne Sorgen seyn, die Gattinn zu verlieren!

Dennoch, am dreyzehnten oder vierzehnten Tage, als er gerade in Amts-Geschäften ausgegangen war, und am Ende des Dorfes sich befand, kam ihm einer seiner Dienstbothen mit der Schreckens-Post nachgeeilt: Man habe seine junge Frau todt im Bette gefunden. Ohne Zweifel müsse ein Schlag-Fluß sie getroffen haben. — Selbst beynahe halb todt sank der Schulze bey dieser Nachricht auf die nächste Bank. Mit Mühe brachte man ihn zur Besinnung zurück. Kaum war er seiner wieder bewußt, so eilte er heim, warf sich auf den Leichnam seines Weibes; heulte, schrie, jammerte — fast mehr, als sich für einen Mann geziemt; was nur Chyrurgus, Hebamme und die alten Weiber des Dorfes riethen, ließ er versuchen, um die Erblichene in das Leben zurück zu bringen. Doch der Tod gab, nach gewöhnlicher Weise,

seine Beute nicht heraus; und die junge, früh verstorbene Wöchnerinn ward am dritten Tage beerdiget.

Sie hatte, als sie starb, keine Mutter mehr am Leben, wohl aber noch einen Vater, dessen einziges Kind sie war, und von dem sie unsäglich geliebt wurde. Daß Dieser ebenfalls bitterlich bey ihrem Leichenbrete und an ihrem Grabe weinte, läßt sich leicht denken. Aber was dem ganzen Dorfe höchst unerwartet kam, war: daß eben Dieser, am vierten Tage nach jener Beerdigung vor dem Dorf-Gerichte erschien, und seine Rede allda ungefähr folgender Maßen anbrachte: „Ihr wißt, daß ich eine Tochter verloren „habe, die mir über Alles werth war. Sie lebte mit „dem Schulzen hier in einer Ehe, die mir immer als „äußerst glücklich vorkam. Ihre Gesundheit schien un„verwüstlich zu seyn. Ich hoffte nichts Gewisseres, als „daß sie mir einst die Augen zudrücken sollte. Jetzt ist „sie plötzlich gestorben; wie mich Das schmerzt — nein, „das läßt sich nicht aussprechen. Aber um meinen Jam„mer recht überschwenglich zu machen, sehe ich sie, „seit ihrer Beerdigung, alle Nächte im Traume. Sie „deutet dann auf das Grab hin, und sagt mir: Sie „sey ermordet worden. Es ist freylich nur ein Traum. „Aber zu meiner Beruhigung erlaubt mir nur das Ein„zige, daß ich sie noch ein Mahl ausgraben und be„sichtigen lassen darf!"

Man fand diese Bitte sehr unstatthaft; man war eben im Begriff sie ihm ganz abzuschlagen, als der gebeugte Vater bey seinem Verlangen noch einen Fürsprecher fand; und Dieser war — der Schulze selbst. „Bey diesem Todesfall habe Niemand," sagte er, „so „viel oder wenigstens mehr, als Er, verloren. Das

„Leben der Verblichenen mit zwey Drittheilen seines „Vermögens zu erkaufen, sey er gern bereit. Auch „ihm, wenn er oft für sich allein nachdenke: wie un„erwartet ihn dieser Schlag getroffen; dann sey ihm „auf Augenblicke: als wäre Dieß alles unmöglich! als „wäre die Gestorbene nicht todt! Um so minder könne „der Schmerz des Vaters ihn befremden; und selbst der „Verdacht der Ermordung ihn beleidigen. Freylich „habe der Vater nicht gesagt: Wen er für den Mör„der halte. Aber um so wichtiger sey es, auch den „kleinsten Schein des Argwohns zu zerstreuen; und er „begehre nun selbst, daß der Leichnam zur Besichtigung „wieder ausgegraben werde."

Jetzt hatte Niemand weiter etwas dagegen einzuwenden. Die Ausgrabung ging noch diesen Morgen vor sich. Chyrurgus und Hebamme — kein Arzt war in der Nähe! — wurden zur Besichtigung gerufen. An andern gültigen Zeugen gebrach es auch nicht. Aber am ganzen Leichnam fand sich nicht die kleinste Spur einiger Gewaltthat. Einige blaue Flecke an der linken Seite galten für deutliche Kennzeichen des Schlagflusses. Das einstimmige Urtheil Aller, die es verstanden, oder zu verstehen glaubten, war: Natürlicher Tod! Der Leichnam ward wieder in Sarg und Gruft gebracht. Der Geistliche sprach dem jammernden Vater Trost zu. Der Schulze, der ebenfalls häufige Thränen vergossen, ließ gegen diesen Letztern auch nicht ein Sonnenstäubchen von Unwillen blicken. „Gott gebe uns Beyden „Linderung unseres Jammers!" Das war sein frommer inniger Wunsch, als sie vom Gottesacker wieder heim gingen.

Vier bis fünf Tage verstrichen abermahls. Im Dorfe sprach fast Niemand mehr von jenem Todesfalle, als plötzlich wieder der Vater vor Gericht erschien. — Was er begehren wolle, sagte er, davon sehe er selbst das Sonderbare, beynahe Unbillige ein; und dennoch könne er seinen innern Drang nicht bezähmen. Immer noch, wo er gehe, stehe und liege, verfolge ihn die qualvolle Vorstellung: Deine Tochter ist doch ermordet, und zwar von ihrem Manne ermordet worden! — Warum? und Wie! das wisse er nicht. Daß man keine Spur an ihrem Körper gefunden habe, sagte er sich allstündlich selber vor. Dennoch könne er nicht ruhen; dennoch wollten jene Träume und das Bild seiner jammernden Tochter von seinem Lager nicht weichen; und er bitte, flehe, beschwöre sie daher, nur noch eine Besichtigung anzuordnen."

Die Gerichte staunten, sehr natürlich, jetzt noch mehr, als das erste Mahl. Diese Bitte schien ihnen ein wahrer Unsinn zu seyn. Die Beleidigung ihres Oberhauptes verdroß sie; der Schulze selbst blieb nicht mehr, was ihm auch Alle verziehen, bey seinem ersten Gleichmuth. — „Er sey, sagte er, nun nahmentlich von seinem Schwiegervater der schändlichsten Boßheit beschuldigt worden. Nur die einzige Vorstellung: daß der Kummer des Alten in Wahnsinn übergehe, könne ihn noch ein wenig besänftigen, und von gerechter Klage zurückhalten. Schon sey der Leichnam seiner seligen, geliebtesten Frau einmahl vergebens in der Ruhe gestört worden. Zur Gewissenssache werde es ihm, Dieses noch öfters zu thun. Nicht der geringste Grund zu jenem schmählichen Verdacht sey vorgebracht worden. Billig verdiene daher auch jene Bitte Abwei-

sung und Bedrohung im Wiederhohlungsfall. Indeß da er seines guten Nahmens und der Befriedigung jenes alten, ihm sonst ehrwürdigen Vaters halber, eher zu viel als zu wenig thun wolle, so lasse er sich Alles gefallen, was man beschließen werde." — Man wollte nun den Greis abweisen; allein dieser fuhr so inständig zu bitten fort, daß man doch am Ende noch ein Mahl ihm nachgab. Der Leichnam ward wieder ausgegraben.

Jetzt, da der Körper so lange schon in der Erde war, fing er bereits sehr merklich an, in Fäulniß überzugehen. Die Personen, die ihn besichtigten, wozu noch ein neuer Chyrurgus genommen worden, mußten daher sehr behuthsam mit ihm umgehen, und fällten dann — ganz den vorigen Ausspruch. Eben war man im Begriff ihn wieder in den Sarg zu legen, als der alte Mann, der dieß Mahl gleichsam in Betäubung da gestanden hatte, sobald er vernahm: Man finde auch jetzt nichts Verdächtiges! auf ein Mahl ausrief: Nun, so muß ich mich wenigstens mit eigenen Augen, mit meiner eigenen Hand davon überzeugen! — Er faßte, indem er Dieß sprach, den Leichnam seiner Tochter; hob ihn empor; fing an ihn zu berühren; und ein Ungefähr — oder warum Ungefähr? wahrscheinlich eine Bestimmung vielmehr! — machte, daß er gleich zuerst unter die linke Brust griff, und ihr diese empor hob. — In diesem Augenblick stürzte der Schulze mit dem Schrey zusammen: Ich bin verloren. Er hat es entdeckt!" — Mit welcher Bestürzung man ihm zu Hülfe kam, läßt sich vermuthen. Seine ersten Worte, als er die Augen wieder aufschlug, waren: „Ich will ja Alles bekennen! Ich habe sie ermordet! Gerade dort ermordet!

Nur noch ein Paar Augenblicke Zeit laßt mir." — Man drang eben dieses Begehrens halber noch stärker in ihn, sich genauer zu erklären. Die Summe seines Geständnisses war diese:

Der Schändliche hatte wirklich alle seine drey Weiber ermordet! Nicht aus Haß, nicht aus Überdruß; aus Habsucht vielmehr! Alle Drey waren vermögend gewesen; alle Drey hatte er zu beerben, und dann nach einer Neuen sich umsehen zu können, gewünscht. Deßwegen legte er nicht eher Hand an sie, bis sie ein lebendes Kind ihm geboren hatten; und auch nur um diese Zeit schien es ihm möglich, seinen verruchten Plan unentdeckt auszuführen. Mit einem dünnen, dreyschneidigen Eisen — einer Ahle, wie sie die Schuster brauchen — durchstach er ihnen dann den Ort unter der linken Brust, wo das Herz liegt; stieß das Eisen selbst mit hinein. Die dreyeckige Wunde schloß sogleich wieder. Der um diese Zeit fast übervolle, durch sein Gewicht herabhängende, weibliche Busen verdeckte jetzt selbst das fast unmerkliche, und doch tödtlich gewesene Fleckchen. Da er sich immer dann, wann sie schliefen, an ihr Lager schlich, so war diese entsetzliche That das Werk eines Augenblicks. Die ersten beyden Frauen waren mit einem einzigen halblauten Ausruf gestorben. Die letztere, sagte er nachher aus, habe etwas mehr gelitten; habe gerufen: Gott! Gott! Du tödtest mich! Aber es wird nicht ungerächt bleiben. — Auch habe er sich wirklich nach ihrem Tode mehr, als bey den Vorigen, ein Gewissen daraus gemacht. Doch habe er gehofft, daß man nichts entdecken werde, und daher selbst auf die Ausgrabung, wenigstens das erste Mahl, gestimmt. — Jener Ausruf, als der Vater

gerade nach dem Herzen zuerst gegriffen, sey ihm entfahren, er wisse selbst nicht, wie? Denn fast überzeugt sey er jetzt: daß auch Dieser kaum etwas entdeckt haben werde.

Der Schauder, der Alle, die von dieser Unthat hörten, ergriff, und die harte Todesstrafe, die über den Verbrecher verhängt ward, gehören nicht weiter zur Sache selbst.

Die Reue des Sachwalters, über die Rettung des Verbrechers.

Einem Menschen, der dem schimpflichen Tode des Hochgerüstes schon unaufhaltbar sich nahte, doch noch sein Leben gerettet — bloß durch Kunst und Eifer es ihm gerettet zu haben! gewiß dieses Gefühl muß etwas sehr Süßes, sehr Großes, ja fast etwas Göttliches in sich enthalten! Wenn Voltaire die Sirvens und die Martins rettet; wenn Erskine's demosthenische Beredsamkeit das schon auf den Lippen der Geschworenen schwebende Guilty in ein Lossprechungsurtheil verwandelt; und selbst dem allmächtigen Pitt die Schlachtopfer entreißt, die er seiner Minister-Sicherheit zu bringen gedachte: — welcher Biedermann möchte in diesem Augenblicke nicht Erskine zu seyn wünschen! Nicht etwa, weil das Volk sich vor seinen Wagen spannte, — denn, guter Gott, vor welchen Wagen hat sich nicht schon das Volk gespannt! — sondern weil das eigene Herz ihm dann die schönste Bürgerkrone biethen mußte.

Indeß, daß es dennoch Fälle geben kann, wo selbst der schönste, edelste aller Wünsche, der Wunsch, ein Menschenleben zu retten, Beschränkung leidet;

daß zumahl derjenige Sachwalter, der gern jeden Verbrecher, wo möglich, vom Tode befreyen möchte, in Lagen kommen kann, wo ihn sein Gewissen für jene Mühe nicht mit Freude belohnt, sondern mit Reue bestraft; auch Dieß ist unbezweifelt. Unter mehrern Beyspielen, die mir desfalls bekannt wurden, wähle ich nur Eines aus; theils weil ich den größten Theil dieser Geschichte aus dem Munde der Hauptperson selbst erfuhr; theils weil sie die nicht ganz allgemeine Eigenschaft besitzt, daß ihr Anfang und Mittel warnt, ihre Schluß-Wendung zur Nachfolge aufmuntert.

In Chur-S — und andern deutschen Staaten ist es bekannte Sitte, daß jungen Advocaten die Vertheidigung eingezogener Verbrecher von Gerichtswegen zugetheilt wird. Es ist sehr begreiflich, daß bey solchen Vertheidigungs-Schriften die Verfasser keinen großen baren Gewinn, aber wohl Gelegenheit sich auszuzeichnen, und für die Zukunft zu empfehlen finden; und es ist noch augenscheinlicher, daß Diejenigen, welche ein wahres Ehrgefühl und den Wunsch sich weiter zu bringen besitzen, keine Mühe sparen, um ihre Sache recht gut zu machen. — Doktor P., später nachher einer der angesehensten Rechtsgelehrten in**, und von erster Jugend an mit einem beträchtlichen Antheil von Ehrgeiz begabt, schritt vor ungefähr sechs und dreyßig Jahren nun eben von akademischer Laufbahn ins eigentliche bürgerliche Leben, als er jener Gewohnheit nach die Vertheidigung eines Menschen empfing, dessen Hals allem Ansehen nach schon so gut als halb geliefert war. Er saß Straßenraubes halber. Mehrere seiner Spießgesellen hatten ihn angegeben, und

zum Theil ihre Aussage bereits durch den Tod bekräftigt. Verschiedene gestohlene Sachen waren bey ihm gefunden worden. Das Zeugniß seiner Nachbarn beschuldigte ihn eines zügellosen, wüsten Lebens. Er selbst wußte sich durch nichts zu vertheidigen, als durch bloßes Läugnen. Da er hierauf unerschütterlich verharrte, so kam das Urtheil: Inquisit sey peinlicher Maßen zu befragen.

Aber freylich an dieser Art von Frage war Inquisiten verzweifelt wenig gelegen. Er war im Grunde eben so weichlich als nichtswürdig; eben so furchtsam, wenn Schmerzen und Gefahr ihm näher rückten, als trotzig, wenn er sie noch weit entfernt vermuthete. In einem Gespräch unter vier Augen erklärte er D. P*n geradezu: „Er sey zwar an jenen Diebstählen so schuldlos wie ein ungebornes Kind. Aber ehe er sich viel an seinen Daumen quetschen, an seinen Füßen sägen, an seinen Armen renken lasse, eher gestehe er Alles, was man begehre. Sein unschuldiges Blut werde dann zeitig genug Stadt und Gerichte hart drücken!"

Wie viel es mit dieser Unschuld und diesem Druck zu bedeuten habe, begriff D. P. vollkommen wohl; dennoch mißfiel ihm jener gutmüthige Vorsatz herzlich. Seine ganze Schutzschrift war dann vergebene Arbeit; die Hoffnung sich beym Publikum und seinen Zunftgenossen in Achtung zu setzen, fiel dann wenigstens für dieß Mahl hinweg. Dem Verbrecher selbst konnte daher kaum vielmehr an Abwendung der gedrohten Folter liegen, als seinem Vertheidiger. Er forschte sorgfältig: ob der Gefangene keinen Leibschaden habe? — „Nicht den geringsten!" — Oder sonst den Hang zu einer schweren Krankheit? — „Auch das nicht, dem

„Himmel sey Dank! Nur aus diesem verzweifelten „Käfig heraus, und ich befinde mich wahrscheinlich „wie ein Fisch im Wasser." — D. P. hätte heimlich bersten mögen über diese Gesundheit. Immer noch nicht abgeschreckt fuhr er lange mit Fragen fort, bis er vernahm: „Inquisit habe schon mehrmahls Anfälle „von Hämorrhoiden gehabt."

Auch damit entschloß sich D. P. sein Heil zu versuchen. Drey oder vier Ärzte wurden befragt: Ob Anlage zur goldenen Ader durch die Folter nicht zur tödtlichen Krankheit werden könne? Alle meinten: o nein! Zuletzt versicherte doch ein Fünfter: Möglich sey es allerdings! Schon diese Möglichkeit genügte. Der Arzt ward dringend um ein ausführliches Gutachten ersucht. Zum Glück war es gerade ein Mann von Kopf, dem es für seine Meinungen selten an Gründen fehlte. Was er als bedenklich angab, wußte der Rechtsgelehrte zum Höchstgefährlich aufzustutzen. Die Vorstellung gegen alle peinliche Befragung ward eingereicht, und fand — der Himmel weiß durch welchen Zufall! — günstige Richter. Dem Inquisiten ward, statt der Folter, der Reinigungs-Eid zuerkannt. Daß er diesen schwur, versteht sich von selbst. Die Todesstrafe blieb nun aus; doch ward ihm, einiger kleinen unläugbaren Diebstähle und Diebshehlereyen wegen, dreyjährige Zuchthausstrafe zuerkannt. Er überstand sie, und ging dann von dieser hohen Schule der Verbrecher, wahrscheinlich mit mancher neuen Kenntniß ausgerüstet, wieder aus, um seine Praxis weiter fortzusetzen. Er verschwand; dreyzehn oder vierzehn Jahre hörte kein Mensch eine Sylbe von ihm.

D. P. hatte also dieß Mahl seine Absicht vollkommen erreicht; hatte bey seinen Mitbrüdern Lob und Neid eingeerntet; ging bald zu Rechtshändeln besserer Art — das heißt, die mehr einbrachten! — über; heirathete, ward Vater, galt für einen der erfahrensten Practiker im Lande, und vergaß jenes Vorfalls fast ganz. Nur wenn zuweilen ein jüngerer Anfänger seinen Rath in mißlichen Kriminal-Fällen begehrte, erzählte er lachend das Kunststückchen, um darzuthun: daß auch gegen verzweifelt scheinende Übel sich manchmahl ein Mittel ausfindig machen lasse.

Einst, als er im Verdauungsstündchen sich mit der Halb-Arbeit des Zeitungslesens den Schlaf, — ich weiß nicht, ob vertreiben oder befördern wollte, fiel ihm ein Artikel, aus der Schweiz geschrieben, ins Auge, der also lautete: „Zu B. ist den zehnten September, Friedrich Schulze, ein Bösewicht und vielfacher Mörder, der hoffentlich seines Gleichen wenig hat, verdienter Maßen von unten herauf gerädert worden; und ist gestorben, wie er lebte." Wohl drey Mahl überlas D. P. betroffen diese Zeilen; aller Mittagsschlaf verging ihm. Friedrich Schulze hieß der Verbrecher, den er ehemahls von der Folter losgeschwatzt hatte. Daß es der Nichtswürdigen, die diesen Nahmen führten, mehrere geben könne, das unterlag freylich keinem Zweifel. Doch befremdete ihn dieses Übereintreffen; doch verfolgte ihn nun der Gedanke: Wie? wenn es eben derselbe wäre! auf jedem Schritt und Tritt. Da er Bekannte zu B* hatte, so schrieb er schon des andern Tages hin; erbath sich nähere Nachricht von der Gestalt, von dem eigentlichen Verbrechen, und, wo möglich, auch von dem frühern Schicksal jenes

Hingerichteten; verschwieg zwar, wie sehr begreiflich, die wahre Ursache seiner Fragen, gestand aber doch, daß ihm viel an bestimmter Nachricht liege. Seine Miene war in der Zwischenzeit viel düsterer als sonst, seine Laune nie rosenfarb. Seine Gattinn, die ihn liebte, und auch viel über ihn vermochte, merkte diese heimliche Unruhe bald, forschte nach der Ursache und erfuhr — nichts. Nach drey Wochen ließ er sich fast alltäglich auf der Post erkundigen: ob nicht Briefe für ihn da wären? Als er endlich einst, gerade bey der Mittagstafel, ein dickes Paket empfing, besah er mit unruhigem Blick wohl sechs Mahl das Siegel; wollte es brechen, und brach es nicht. Nach Tische verschloß er sich in seinem Cabinett; kam erst in der Abenddämmerung wieder zum Vorschein, und sah aus, als wäre er indeß zwanzig Jahre älter geworden, so ernst, so bleich und in sich selbst gekehrt.

Es war nur zu gewiß, jener Hingerichtete, und der durch D. Ps. List ehemals Gerettete machten nur eine Person aus. Ihre körperliche Gestalt, ihr Alter, ihr Geburtsort, ein Fehler in der Sprache — Alles traf überein. Auch den letzten, noch möglichen Zweifel zernichtete ein beygelegter actenmässiger Auszug. In ihm stand ausdrücklich: „Inquisit sey in ** schon einmahl „dem Galgen nahe gewesen; ein geschickter junger Ad„vocat habe ihn von Folter und Tode gerettet. Ein „zwiefacher Mord und sechsmahliger Diebstahl habe „damahls schon auf seinem Herzen gelegen. Seitdem „habe er noch funfzehn Menschen, meisten Theils auf „offner Strasse getödtet. Fünf junge Mädchen hätten „erst seinen Lüsten fröhnen müssen, bevor sie erwürgt

„worden. Seine Räubereien ließen sich kaum zählen.“ — Ein Schauder überlief den Doctor, indem er Dieses las. Je mehr er darüber nachdachte, je unruhiger ward er. Er — er selbst dünkte sich der Mörder jener Ermordeten, der Thäter jener Schandthaten zu seyn. Ohne ihn hätte vor dreyzehn Jahren schon die Folter den Unmenschen zum Geständniß, das Geständniß zum Tode gebracht. Daß er gar wohl geahndet habe: dieser Verhaftete sey strafbar; daß er dessen verdiente Strafe bloß aus Eitelkeit hintertrieben; daß er noch oft mit diesem glücklichen Betruge sich gebrüstet habe; — alles Dieß fiel ihm jetzt zentnerschwer aufs Herz; und sein Gewissen (so nachgiebig sonst das Gewissen eines Rechtsgelehrten zu seyn pflegt!) erwachte nun mit furchtbarer Stärke. Ihm schmeckte nun an der Tafel weder Speise noch Trank; ihn floh am Tage jedes noch so kleine Vergnügen; ihn floh des Nachts der Schlaf. In jedem Traume glaubte er das Winseln der Ermordeten zu hören, in jedem dunkeln Winkel ihre Gestalten zu sehen. Sein eigner Körper ward fast ein Schatten; sein Antlitz verfiel. Alle Fragen seiner Bekannten: ob irgend ein Unfall ihn betroffen habe? beantwortete er mit — Stillschweigen. Auch den abermahligen Bitten seiner Gattinn, allen Künsten ihrer Weiblichkeit, ihrem Schmeicheln, Liebkosungen, Thränen sogar widerstand er. Der Arzt, den sie rufen ließ, fällte beym Weggehen das Urtheil: Hier sey eine schwarzgallige Schwermuth im Anzuge, wo nicht schon da! Er würde allem Anschein nach Wahrheit verkündigt haben, hätte sich nicht noch ein Dritter zur rechten Zeit ins Spiel gemischt.

D. P. hatte einen Schwager, der Landgeistlicher, und überdieß nur Landgeistlicher bey einer kleinen dürftigen Gemeinde im B—dischen war, der aber manche Eigenschaft besaß, die allen Hoch-Ehrwürden und Hochwürden zu — wünschen wäre. Zwar ob er die Bücher Moses im Grundtext, oder nur in Luthers Übersetzung las; ob er alles Das für Kern-Wahrheit hielt, was in den symbolischen Büchern steht, und jährlich durch viele tausend — Meineidige befestigt wird; ob er auch pünctlich zwey Mahl im Jahr über Christus Einzug in Jerusalem und funfzehn Mahl über seine Wunder predigte, das wäre noch eine streitige Frage. Doch daß er echte Gottesfurcht mit eben so echter Menschenliebe, tiefe Herzenskenntniß mit leichtem faßlichen Vortrag vereinte; daß er im ganzen Kirchspiel der Tröster aller Unglücklichen, der Rathgeber aller Bedrängten sey; daß er sein Amt nie zum Fluch, und desto öfter zum Segen anwende; darüber gab es in seiner Gemeinde nur eine Stimme. Schon zwey Mahl hätte er seine kärgliche Stelle mit einer einträglichern vertauschen können. Die laute Wehklage seiner Kirchkinder hatte ihn beyde Mahl zur Aufopferung seines eigenen Nutzens bewogen. Selbst nur auf Tage trennte er sich ungern von seiner großen Familie, wie er sich auszudrücken pflegte. Jahre vergingen und er kam nicht ins nächste Städtchen. Doch da er seinen Schwager liebte; da er kurz hinter einander drey jammernde Briefe von seiner Schwester erhielt, so machte er sich jetzt auf den Weg, um da den Seelen-Arzt zu versuchen, wo der körperliche Arzt bereits sein Unvermögen eingestanden hatte.

Seit einigen Monathen zum ersten Mahle zeigten sich in P's Gesichte Spuren der Heiterkeit, als dieser seltene Besuch zu ihm eintrat. Gerade nach ihm hatte sich sein Geist schon eine geraume Zeit im Stillen gesehnt. Von jeher ein Feind aller Pfaffen und Leviten, hegte er doch immer für den wahren Priester diejenige Hochachtung, die ihm auch wirklich gebührt. Sein jetziger Zustand hatte sie eher vermehrt als vermindert. Seinen Kummer, so sorgfältig er ihn bisher verschwiegen, länger allein zu tragen, fand er unmöglich; aber auch nur einem Mann dieser Art glaubte er sich entdecken zu müssen. Ältere Freundschaft des Blutes und des Geistes kamen hinzu. Kaum sah sich daher Pastor Maier mit ihm allein; hatte sich kaum mit einer gewissen Theilnahme ohne Zudringlichkeit, mit Wärme ohne Ungestüm, nach der Ursache seiner Schwermuth erkundigt; so begehrte der Doctor zuerst den Handschlag der Verschwiegenheit und schüttete dann sein ganzes Herz aus. — Der Geistliche stutzte Anfangs allerdings ein wenig. Er hatte sich auf ein Paar mögliche Fälle schon vorbereitet; doch der wirkliche überstieg seine Erwartung. Er überdachte einige Minuten lang schweigend die Lage des Ganzen. Er gestand dann, daß er an P's Stelle auch Gewissens-Schmerzen fühlen würde; er fand daher auch die Reue desselben nicht nur billig, sondern sogar nothwendig. Aber er bemerkte doch, indem er den einmahl aufgenommenen Faden weiter fortspann: daß selbst in dieser Reue Übermaß Statt finden könne, und vielleicht — jetzt schon finde. Er machte die große Wahrheit mit warmer Beredsamkeit geltend: daß Gott gewiß nicht richte, wie ein strenger, menschlicher, an den Buchstaben gebundener

Richter; daß er auf Absicht und Willen nur, wie auf den Erfolg der That sehe. Freylich, fuhr er fort, sey auch P's Absicht nicht tadellos zu nennen; doch ertrage sie wenigstens einige Entschuldigung: sie sey mehr Schwäche, als Laster. Ehrgeiz und Eitelkeit, nicht Mordlust oder Raubsucht, hätten bey jener Vertheidigung ihn geleitet. Billig ziehe er sich hieraus eine Warnung für die Zukunft; aber stäte Trauer über Vergangenheit sey unnütz; sey gewisser Maßen eine Versündigung an sich selbst, und an der Idee eines allgerechten, allgütigen höchsten Wesens.

Dieß nur ein magerer Auszug von Maiers Gesprächen! — Denn daß er in Gesprächs-Form, nicht in zusammenhängender Rede seine Gründe entwickelte, versteht sich wohl auch unerinnert! — Was P. hierauf erwiederte; wie er noch ein Weilchen fortfuhr, sich selbst anzuklagen; wie er dann doch allmählig den linden Trost in seines Freundes Worten verstand, ergriff, benützte; wie es in seiner düstern Seele nach und nach wieder zu tagen anfing; Dieß auszuführen, wäre nutzlose Mühe. Kurz, drey Tage brachte der rechtschaffene Pfarrer bey seinem Schwager — nicht vergebens hin; als ihn sein Amt wieder heim rief, versprach er mit Hand und Mund in Monathsfrist einen zweyten Besuch, und hoffte ihn dann schon ganz genesen zu finden.

Nur halb ging diese Hoffnung in Erfüllung. P's. Schwermuth entfloh; doch eine völlige Unthätigkeit blieb zurück. Vor aller Arbeit seines Standes bezeugte er Abscheu. Keinen seiner alten Prozesse erledigte er; jede neue Partey wies er von sich ab. Daß bey solchen Maßregeln seine Haushaltung bald in Unordnung

kommen, er selbst mit Weib und Kindern darben werde, ließ sich voraus sehen. Auch schloß der Geistliche nicht ohne Grund: jener Mißmuth sey noch nicht getheilt; sey nur für ein Weilchen unterdrückt. Vorzubeugen, daß er nicht wieder aus seinem Hinterhalte hervorbreche, war nothwendig, aber nicht ganz leicht. Ein Linderungs-Mittel ausfindig zu machen, ist nie so schwer, als eine Heilung von Grund aus. Pastor Maier wußte gleichwohl auch hier sich zu rathen.

Zwey Mahl hatte er schon seinen Freund fruchtlos zu neuer Thätigkeit aufgemuntert. D. P. gestand frey heraus: daß ihm sein ganzes Gewerbe anekele. Er schilderte es als eine Zusammenhäufung von Ränken, Betrügereyen, Verdrehungen des Rechts oder Unrechts; und der Pfarrer widersprach ihm — nicht. Er bestätigte vielmehr manches, was er hörte, und wies jedem feilen Rabulisten den Platz in der Verdammniß ganz zu oberst, zwischen Kuppler und Tyrannen an.

„Aber, fuhr er mit gutmüthigem Lächeln fort, eben weil es auf diesem Pfade der Boßheiten und der Ränke so zahllos viele giebt, müssen Sie umkehren, und als Beschützer derjenigen Gerechtigkeit auftreten, die so mannigfachen Angriffen sich ausgesetzt sieht. — Bloße unthätige Reue, mein Lieber, versöhnt nichts im Himmel und auf Erden. Auch das schmerzliche Bedauern ehemaliger Fehltritte ist noch keine Tugend! — Der Feind, der mich kränkte, und der nun abläßt, der wohl auch um Vergebung mich bittet, ist höchstens — nicht mehr mein Feind. Aber er muß sich fortan auch für mich verwenden, wenn er Beleidigung aussöhnen und mein Freund werden will! Sie glauben der Menschheit geschadet zu haben, und, frey gestan-

den, Sie haben es auch gethan. Nützen Sie ihr nun durch eben diese Kräfte, eben diese Geistes-Anstrengung wieder! Übernehmen Sie fortan nur vorzüglich solche Geschäfte, wo Unwissenheit in Gefahr steht überlistet, Unschuld unterdrückt, Recht und Gerechtigkeit verdreht zu werden! Zeigen Sie sich dann als einen Gegner der Chicane, als einen Enthüller fremder Ränke, als einen Bekämpfer mächtiger Boßheit!"

Ha, bey Gott, eine schöne Bestimmung! Eine treffliche Aussicht, die sie mir hier eröffnen! Aber meine Kräfte, ehrwürdiger Freund? —

„Sind freylich nur die Kräfte eines einzelnen, doch eines nicht ungeübten, nicht unvermöglichen Mannes! Sollen Sie Alles thun? oder ist nicht auch, etwas bewirken, schon genug? Und glauben Sie mir, Freund, man kann viel, wenn man Dasjenige, was man will, ernstlich will. Wie oft hat nicht schon ein rechtschaffener Mann zehn Bösewichter in Flucht und Furcht gebracht! Eben, weil er allein ganzen Rotten trotzte, war sein Ruhm rühmlicher, sein Sieg verdienstlicher. Daß dem Sachwalter der Armuth, der Unschuld und Tugend mancher harte Kampf bevorsteht, sehe ich zwar voraus; aber auch nur in diesem Kampfe können Sie diejenige Ruhe des Gewissens wieder erbeuten, die ein Fehltritt verlor, und die Sie in Unthätigkeit vergebens suchen würden."

Bey Gott — bey Gott! ehrwürdiger Freund, ich fühle es, Sie haben Recht; und ich will Ihren Rath befolgen; will arbeiten, was meine Kräfte vermögen, aber nicht für Lohn allein, sondern für die Stimme in meinem Busen; will mich bemühen, das Elend meiner Mitmenschen zu mindern; will — o daß

ich

ich jetzt gleich Gelegenheit hätte, Ihnen die Wärme und die Reinigkeit meines Eifers zu beweisen!

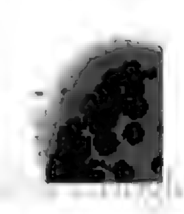
„Wenigstens kann diese Gelegenheit Ihnen nicht lange fehlen. Man braucht ja nur um sich herum zu blicken; und man findet der Hülfsbedürftigen so bald und so viel. Auch wüßte ich wirklich in diesem Augenblick schon einen Handel, der Ihres Beystandes würdig wäre!"

Und welchen? welchen?

„Kennen Sie den Grafen von W—z?

Allerdings! Als eine Geißel des Landes, als einen Bedrücker des Volks, der das Zutrauen eines guten Fürsten, weil er seine Cassen zu füllen versicht, oft zu wahren Gewaltthätigkeiten mißbraucht, und dadurch die Klage der Armen, der Witwen und Waisen über seinem Haupte sammelt.

Ja wohl der Witwen und der Waisen! Erst vorgestern erfuhr ich Dieß bey Frau von St—u. Ihr Gemahl stand bekanntlich einem der wichtigsten Gefälle im Lande vor. Getreulich verwaltete er dasselbe; aber die Dreistigkeit, mit welcher er sich einigen Neuerungen des Ministers widersetzte, mißfiel. Schon sprach man von seiner Absetzung; da starb er. Doch auch nach seinem Tode noch soll die hinterlassene Gemahlinn die angebliche Schuld des Gatten tragen. Man bestreitet die Richtigkeit seiner Rechnungen; fordert den Ersatz von Posten, die Theils nie eingingen, Theils längst verrechnet worden sind. Die Ehre des Verstorbenen, das halbe Vermögen der Witwe steht auf dem Spiel. Die gute Frau sucht einen Rechtsfreund, der sie vertrete. Schon drey, an welche sie sich wandte, haben mit Achselzucken sich entschuldigt. Ihre Sache, sagen



sie, sey gerecht; aber die furchtbare Gewalt des Ministers." —

Soll mich nicht bestimmen, der vierte Feigherzige zu seyn, so bald die Witwe meinen Beystand begehret!

„Und warum erst warten, bis sie denselben begehrt? Biethen Sie selbst ihr ihn an! Verdienstlicher wird dann Ihre Hülfe, getrösteter im Voraus schon die Seele des armen Weibes seyn!"

Daß D. P. auch Dieß versprach; noch diesen Abend schrieb; den Prozeß übernahm; Trotz mancher Beschwerde, Trotz mancher Abmahnung von oben herab, ihn doch durchsetzte, — alles Dieß könnte nach solcher Veranlassung, solcher Aufmunterung, für eine gute That, und nichts weiter gelten. Doch daß er von diesem Tage an wirklich ward, was er zu werden versprochen hatte, ein Beystand der Bedrängten, ein Feind aller widerrechtlichen Bedrücker; daß er binnen Jahresfrist noch zehn bis zwölf Rechtshändel übernahm, dem Erstern an Mißlichkeit und an Gerechtigkeit gleich; daß er sie alle gewann, und nirgends Gewinnsucht sich leiten, Menschenfurcht sich schrecken, Bestechung auf sich wirken ließ; — Dieß verdiente doch wohl mehr, als ein bloßes kaltes Lob?

Bald kam sein Nahme ins schwarze Buch der Aristokraten, ins edle der Menschheit überhaupt. Reich ward er freylich nicht; konnte, wollte es nicht werden! Auch zu hohen Ehrenstellen stieg er nimmer. Als er einst zur Rathsstelle in einem Landes-Collegium vorgeschlagen ward; als das Collegium selbst sich für ihn verwendete, und schon das allgemeine Gerücht ihm Glück wünschte, thaten zwey Excellenzen und sechs

Hochgeborne Herren so triftige Gegenvorstellungen, daß er — durchfiel. Weit entfernt, sich über diese Nachricht zu kränken, rief er lächelnd: „Ein Opfer, das ich gern bringe! Nun kann ich fast hoffen, etwas werth zu seyn!" Dieß war das einzige Mahl, daß er ein Selbstlob sich nachsah. — Trotz seiner mächtigen Feinde, Trotz ihrer mannigfachen Ränke, brauchte er doch nicht zu darben, oder für sein Schicksal besorgt zu seyn. Auch die gerettete Unschuld vermochte es zuweilen, dankbar zu seyn, und war es alsdann mit Freuden. Zum gänzlichen Umsturz seines Glücks gebrach es seinen Feinden, nicht an gutem Willen, sondern an Kraft! Sein fleckenloses Leben gab ihnen keine Blöße. Als er vor ungefähr zwey Jahren starb, begleitete ihn so manches Bedauern, so manche Thräne der unterstützten Nothleidenden in die Gruft. Auch starb er mit dem süßen Gefühl, in den letztern Jahren mehr seinen Mitmenschen genützt, als in frühern Zeiten ihnen geschadet zu haben. Der so schwer zu befriedigende Zeuge in seiner Brust war ausgesöhnt.

Wien, 1813.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Inhalt
des ersten Theils.

	Seite
Mord an seiner Frau, um ihre Seele zu retten . .	11
Unkeusche, Mörderinn, Mordbrennerinn, und doch bloß ein unglückliches Mädchen	15
Mord wegen überdachter Treulosigkeit	23
Todtschläger, durch Eifersucht und Zusammenhäufung unglücklicher Umstände getrieben	31
Ein Räuber, weil die menschliche Gesellschaft ohne Schuld ihn ausstieß	36
Französischer Justizmord	45
Mörder, nach Übereinstimmung aller Umstände und seiner eigenen Überzeugung, und dennoch unschuldig . .	49
Vatermöder, ohne es zu wollen	55
Ja wohl hat sie es nicht gethan	61
Der Mann um Mitternacht auf der Kanzel	71
Auch einer verstorbenen Frauen Winke soll man nicht verachten	75
Die Stutzperücke. Englische Kriminalgeschichte . . .	83
Edle Dreistigkeit einer gemeinen Bäuerinn, die Schande ihres hingerichteten Mannes zu mindern	88
Der blutige Jeßianack	92
Mörder, der sich zwingt, eine Ursache zu finden . .	98
Der Hundssattler und der Leinweber	100
Falschmünzer, Meineidiger, Betrüger — dem Scheine nach. Englische Kriminal-Anecdote	120

Mordbrenner und Schadenstifter, um für heilig zu gelten. 130
Auch Mordbrenner und Selbstverräther 136
Mordbesteller, oder Mörder — welcher von Beyden der Strafbarste? 142
Seltsamer Selbstverrath 156
Die Strumpfbänder 160
Mörder seiner Verlobten und Räuber, dann eine Zeit lang redlicher Mann; seltsam entdeckt, noch seltsamer sich selbst angebend 166
Die Strafe des bösen Rathes 211
Die geopferten Kinder 214
Die Seelen-Folter 218
Mord Entdeckung durch Träume 221
Die Reue des Sachwalters über die Rettung des Verbrechers 229

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A. G. Meißners sämmtliche Werke.

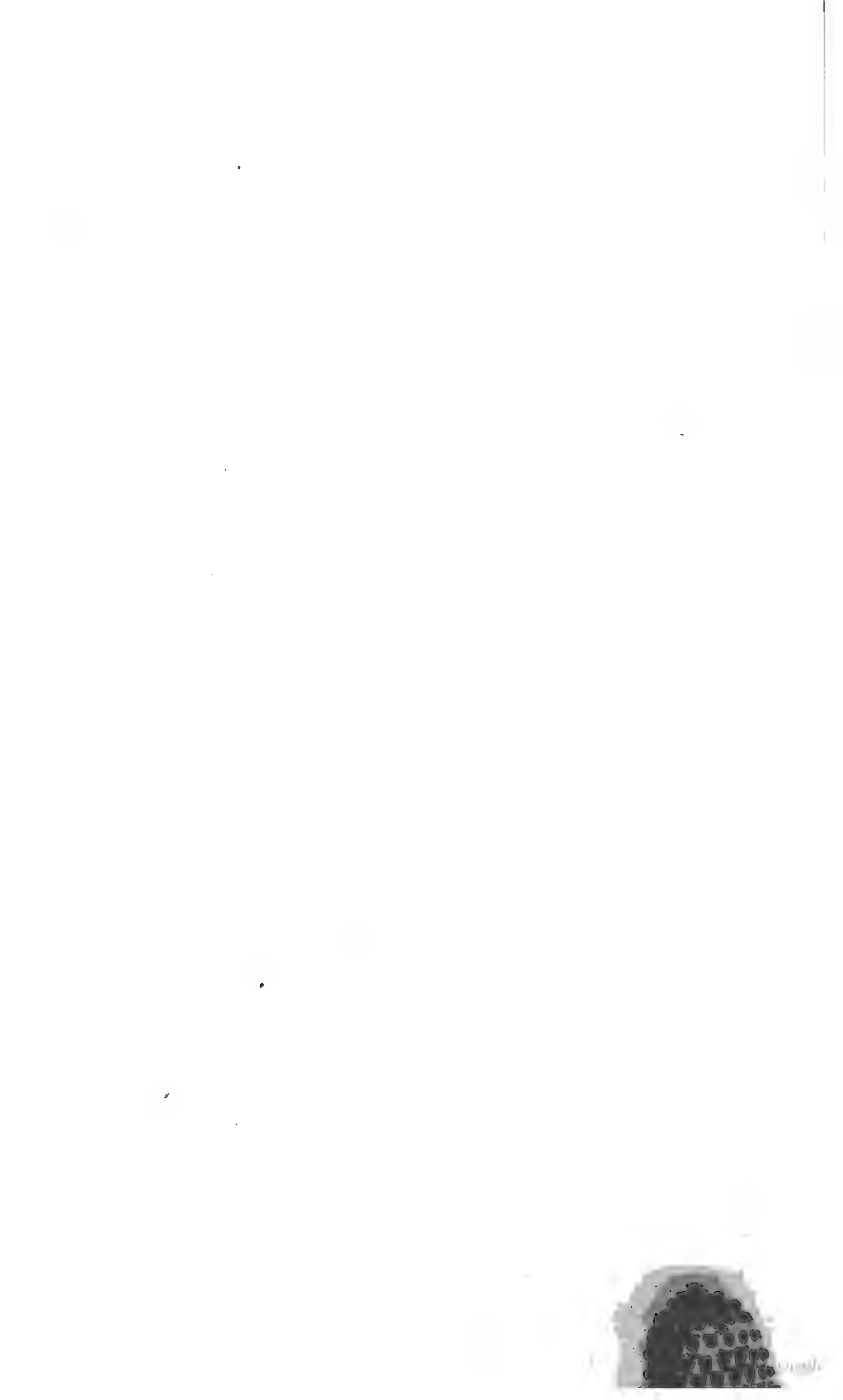
Sechzehnter Band.

Enthält:

Kriminal-Geschichten.

Zweyter Theil.

Wien, 1813.
In Kommission bey Anton Doll.



Digitized by Google

Digitized by Google

Kriminalgeschichten.

Von

A. G. Meißner.

Zweyter Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

Digitized by Google

Beyspiele sonderbar entdeckter Meuchelmorde nach Fielding.

Heinrich Fielding, der unsterbliche Verfasser des Tom Jones, bekleidete bekannter Maßen, in den letztern Jahren seines Lebens, das Amt eines Friedensrichters in der Grafschaft Midlesex. Mehreren Bemerkungen nach war die Zahl der Mordthaten in England nie so hoch gestiegen, als eben damahls. Fielding suchte, — und wohl mit Recht — den Grund davon in der Verachtung religiöser Begriffe; und um diesem Laster auch als Schriftsteller entgegen zu arbeiten, gab er, vom Bischof zu Worchester ermuntert, ein Büchelchen unter dem Titel heraus: Beyspiele von Einwirkung göttlicher Vorsicht in Entdeckung und Bestrafung des Mordes *).

*) Exemples of the interposition of Providence in the Detection and Punishment of Murder. London, 1752. 16. Eine französische Übersetzung führt den Titel: Dieu vengeur du meurtre, prouvé par plus de trente Exemples, où la Providence s'est manifestée en decouvrant et punissant les assasins.

Schon dieser bloße Titel zeigt hinlänglich Plan und Inhalt des Werkleins selbst an. Es enthält drey und dreyßig Fälle, wo Meuchelmorde durch sonderbare Umstände ans Tageslicht kamen. Daß nun alle Mahl eine unmittelbare göttliche Vorsicht eingewirkt haben müsse, kann man nicht sagen. Denn oft liegt der Grund der Entdeckung in einer Unvorsichtigkeit des Thäters *), oder in andern sehr natürlichen Eigenschaften des menschlichen Herzens **); schon seltner, in Zufällen, deren seltenes Zusammenpassen allerdings Verwunderung erregt ***), und am allerseltensten in wahren Wundern — die vielleicht ganz wegbleiben könnten ****). — Überdieß trägt das Ganze unverkennbare Spuren: daß es nur für eine gemischte Classe des Volks und mit einiger Flüchtigkeit niedergeschrieben worden sey. Daher sind einige Anecdoten, — z. B. von den Mördern des Ibykus, vom Bessus, dem die Schwalben seinen Vatermord vorzuwerfen schienen, vom Hunde, der die Mörder seines Gebiethers nach langer Zeit in Pyrrhus Heer ausfindig machte, u. a. m. — von allbekannter Art. Daher

*) Zum Beyspiel in Christinens und Lauriettens Geschichte. Nr. 2 und 8.

**) Z. B. Nr. 5, in dem Geständniß der ertappten Banditen.

***) Z. B. Nr. 1, 3, 7, und vorzüglich 9 und 11.

****) Weßhalb ich auch nur ein einziges Nr. 10, ausgehoben habe. Einige Träume und Erscheinungen, die wahrlich mit genauern Zeugnissen hätten belegt seyn müssen, überging ich.

sind andere, aus nicht allzu guten Quellen, aus italienischen Novellisten vorzüglich, genommen. Daher fehlen fast überall die nöthigen Belege, und die genauern Bestimmungen von Zeit, Ort und oft von den Nahmen selbst. Nicht gerechnet, daß der einförmige, stets mit Gewißheit vorauszusehende Schluß, — die Versicherung nähmlich: der Mörder oder die Mörderinn ward hingerichtet! — unumgänglich bey öfterer Wiederhohlung etwas Ermüdendes bey sich führen muß!

Doch wie es meisten Theils der Fall bey denjenigen Schriften ist, die ein vortrefflicher Schriftsteller flüchtig hinwirft, — das Ganze ist nicht vorzüglich, aber einzelne Theile sind wenigstens brauchbar und auszuheben! — so dünkt mich, muß man auch diese Sammlung von Kriminal-Anecdoten betrachten. Verschiedene dieser Geschichten hat Fielding aus eigenem Erfahrungs- oder Überlieferungs-Kreis genommen, und also zuerst erzählt; andere hat er aus Quellen entlehnt, die man in dieser Rücksicht wenig kennt; und noch andere hat er aus ursprünglicher Weitläuftigkeit glücklich zusammengedrängt. — Da nun, meines Wissens, von diesem Büchlein nie eine deutsche Übersetzung erschienen ist; da ich sogar zweifle, ob es in die vollständige Original-Sammlung aufgenommen worden; — wenigstens habe ich es in derjenigen, die 1775 zu London erschien, und die alle übrigen gerichtlichen Schriften vom Fielding enthält, vergebens gesucht; — so glaube ich doch meine Zeit nicht ganz unrecht verwendet, meinen Lesern keinen Stoff zu billiger Beschwerde gegeben zu haben, wenn ich von jenen drey und dreyßig Geschichten vierzehn, die

mir die merkwürdigsten schienen, hier aushebe. An Fieldings Ausdrücke habe ich mich nicht alle Mahl ängstlich gehalten; Thatsachen hingegen keine Einzige verändert. Anmerkungen konnte ich einige Mahl (zumahl bey italienischer und französischer Justiz,) nur mit Mühe, — und zwey oder drey Mahl auch Trotz solcher nicht, — ganz zurückhalten.

I.

Victorine, eine junge adelige Venetianerinn, war von ihren Ältern gezwungen worden, einen schon betagten Gemahl zu ehelichen, und hielt sich für die Langeweile und den Verdruß, den er ihr verursachte, zuweilen in den Umarmungen eines jüngern Liebhabers, Spponti mit Nahmen, schadlos. Sie that Dieß mit ziemlicher Dreistigkeit; um aber noch ungebundener in ihren Ausschweifungen zu seyn, ward sie endlich mit ihrem Buhler einig, sich des Gemahls ganz zu entledigen, und Spponti setzte diesen, schon an sich schändlichen Vorsatz auf eine Art ins Werk, wo er noch vierfach schändlicher wurde.

Der gute Alte pflegte alle Abende zum Vergnügen in der Gondel zu fahren. Spponti lauerte ihm in der seinigen auf; sprang in jenes Schiff; stieß rasch dem Greis seinen Degen in den Leib; tödtete eben so schnell die beyden Ruderer; warf alle drey Leichname ins Wasser; schwamm nach seiner Gondel zurück; stürzte, nicht minder unvermuthet, seinen eigenen mitwissenden Gondolier über Bord; verzog bis tief in die Nacht hinein auf dem Schiffe; landete alsdann;

schlich zu seiner Gebietherinn, und meldete ihr froh, obschon mit so vielem Blute belastet, den glücklichen Erfolg seiner Schandthat.

Zur Vermeidung alles Verdachts ward man einig, eine kurze Zeit hindurch sich nicht zu sehen und zu sprechen. Alles ging im Anfang erwünscht. Ganz Venedig glaubte, daß der arme Alte ertrunken sey. Aber ungefähr acht Tage nachher fanden einige Fischer seinen Leichnam, und man sah, daß er ermordet worden sey. Mancherley Muthmaßungen entstanden deßhalb; doch blieb der Mörder unverhaftet, wenn auch nicht unverdächtig. Erst als der Bruder des Erschlagenen nach Venedig kam, gewann der Handel ein anderes Ansehen. Diesem war sowohl die wenige Liebe, die Victorine gegen ihren Gatten gehegt, als auch ihr Verständniß mit Spponti ziemlich genau bekannt. Durch ansehnliche Geschenke suchte er Felicien, Victorinens vertraute Kammerfrau, zu gewinnen, und — es gelang ihm. Diese, vom Glanz des Goldes verblendet, verrieth nicht nur den Liebeshandel ihrer Gebietherinn vollständig, sondern überlieferte ihm auch einen Brief vom Spponti, in welchem dieser Victorinen mit ziemlich bestimmten Worten an den wichtigen Dienst, den er ihr geleistet, erinnerte. Die Gerichte, als dieses Schreiben ihnen vorgelegt wurde, ließen sogleich Liebhaber und Geliebte verhaften, und Jedes besonders einsperren. Spponti, als er vernahm, daß sein eigener Brief ihn ins Gefängniß bringe, glaubte Anfangs: Victorine habe ihn verrathen; doch da er Mittel fand ihr zu schreiben, und Antwort von ihr zu erhalten, sah er aus dieser Letztern: daß Felicie einen Brief untergeschlagen haben müsse, und ent-

schloß sich, das Leben seiner Gebietherinn auf Kosten seines eigenen zu retten. Auf der Folter gestand er daher sogleich sein Verbrechen; erklärte aber Victorinen bis ans Ende für unschuldig. So ward er hingerichtet, sie hingegen der Haft entlassen.

Nur allzu bald vergaß diese Unwürdige ihres alten Gemahls sowohl, als ihres jungen Liebhabers, und warf sich dem größten Wüstling in ganz Venedig, Nahmens Fassino, in die Arme; heirathete ihn auch, allen väterlichen Vorstellungen zuwider. Die Strafe blieb nicht lange aus. Fassino begann in Kurzem seine Gemahlinn zu mißhandeln, und sich der niedrigsten Schwelgerey, den feilsten Dirnen Preis zu geben. Victorinens Neigung verkehrte sich hierdurch ebenfalls in den bittersten Haß, und zu Mordthaten schon gewöhnt, suchte sie auch diesen Gatten sich vom Halse zu schaffen. In dieser Absicht ließ sie einen Neapolitanischen Apotheker, Augustino mit Nahmen, der eben damahls nach Venedig gekommen war, zu sich rufen, und versprach ihm eine ansehnliche Belohnung, wenn er ihren Mann vergiften wolle. Doch Dieser, weit entfernt, zu einer solchen Schandthat sich brauchen zu lassen, ermahnte sie ernstlich von einem so schwarzen Vorhaben abzustehen. Gerührt schien sie ihm zuzuhören. Mit Hand und Mund versprach sie ihm zu folgen. Doch einige Tage nachher kaufte sie sich heimlich Arsenik, fest entschlossen, es bey erster bester Gelegenheit dem Fassino beyzubringen.

Einst, als er nach seiner gewöhnlichen Sitte von einer Lustbarkeit ziemlich spät nach Hause kam, und eine Schale Hühnerbrühe begehrte, befahl Victorine ihrer Kammerfrau, solche für ihn zu besorgen; kaum

aber wandte Diese den Rücken, so schüttete Jene die Hälfte des Arseniks in die Brühe; die andere Hälfte wußte sie schlau genug in Feliciens Koffer zu bringen.

Fassino starb; — starb unter Umständen, die offenbar auf Vergiftung schließen ließen. Victorine und ihre Kammerfrau wurden sogleich verhaftet. Im Koffer dieser Letztern fand man das bewußte Gift. Ihre Schwüre galten nichts gegen den Augenschein. Sie ward zum Strange verurtheilt, und Victorine abermahls freygelassen. Doppelt vergnügt mochte jetzt diese Nichtswürdige seyn. Sie hatte ungestraft ihren Gatten ermordet; hatte sich nebenbey an Felicien gerächt, die sie seit jener Verrätherey im Herzen zwar entschieden haßte, die sie aber doch beybehielt, damit sie, im Fall der Verabschiedung, nicht ein Mehreres von ihrem ausschweifenden Leben entdecken möchte.

Der Tag der Hinrichtung ward anberaumt. Felicie war bereits auf dem Hingang zum Galgen begriffen; und in eben dem Augenblick mußte, durch eine sonderbare Schickung, Augustino, jener Neapolitanische Apotheker, bey der St. Markus-Brücke landen. Er sieht eine große Menge Volks herbeyeilen, fragt um die Ursache dieses Zusammenlaufs, und erfährt: daß eine Kammerfrau von Victorinen gehängt werden solle, weil sie ihren Gebiether vergiftet habe. Er stutzt nicht wenig über diese Nachricht. Die eigentliche Beschaffenheit der Sache dämmert sogleich vor den Augen seines Geistes. Er drängt sich zu den Gerichtspersonen hin, die immer einer solchen Hinrichtung beyzuwohnen pflegen. Er bittet sie, diese Strafhandlung nur noch auf einige Minuten zu verschieben, weil er etwas Wichtiges ihnen zu entdecken habe. Sei-

ne Bitte wird ihm gewährt; und nun erzählt er das Gespräch, das er mit Victorinen hielt, als sie Gift von ihm für ihren Gemahl begehrte. Daß eine solche Erzählung den Richtern auffallen mußte, ergibt sich von selbst. Man schickt sogleich nach Victorinen. Sie kommt, zuversichtlich genug. Aber kaum erblickt sie den Apotheker, so erblaßt sie und sinkt ohnmächtig zu Boden. Man bringt sie ins Gefängniß, und in der nächsten Stunde auf die Folter. Doch gleich bey den ersten Versuchen bekennt sie nun Alles — ihre Mitwissenschaft um den Mord ihres ersten Gemahls, Fassino's Vergiftung, und den Plan, Felicien ihrer Rache aufzuopfern.

Der ganze Gerichtshof schauderte bey der Abscheulichkeit so vielfältiger Verbrechen. Die Kammerfrau ward sogleich entlassen. Über ihre Gebietherinn erging das Todes-Urtheil in möglichster Strenge.

II.

Signor Thoniari Vituri, ein Mailändischer Edelmann zu Pavia, hatte eine einzige Tochter, Christine mit Nahmen; ein Mädchen von so unvergleichlicher Schönheit, daß sie die Augen aller jungen Männer in ihrer Vaterstadt auf sich zog. Vor vielen andern bewarb sich Signor Gasperino um ihre Gunst. Geburt, Vermögen, Gestalt und Herz empfahlen ihn kräftig genug; und eben konnte er sich mit der gegründeten Hoffnung ihres baldigen Jaworts schmeicheln, als er den unglücklichen Einfall hatte, auch seinen vertrautesten Freund, Pisani, in diesem Hause aufzuführen. Pisani

war allerdings noch wohlgewachsener und reizender, als Gasperino. Christine sah und sprach ihn kaum, so fühlte sie Liebe gegen ihn; durch Blicke, Worte, und bald darauf durch ein zärtliches Briefchen gestand sie ihm ihre Empfindung. Pisani ließ solche nicht unerwiedert. Ohne Bedenken opferte er seinen Freund einer solchen Geliebten auf. In wenigen Tagen vernahm ganz Pavia mit Verwunderung, daß Christine seine Gattinn geworden sey.

Gasperino's gerechter Unwille läßt sich leichter denken, als beschreiben. Ein Brief, voll bitterer Vorwürfe wegen gebrochener Freundschaft, schloß sich mit Pisani's Herausforderung. Sie schlugen sich; Pisani ward erstochen; Gasperino floh. Doch da er bey diesem ganzen Handel als ein Mann von Ehre sich betragen hatte, erhielt er bald gerichtliche Verzeihung, und erschien wieder zu Pavia.

Unwiderstehlich ist die Gewalt der Liebe! Gasperino, von Christinen so unwürdig verrathen, sah kaum diese gefährliche Schönheit wieder, so entbrannte er von Neuem gegen dieselbe. Alle Schuld trug in seinen Gedanken Pisani; Dieser hatte verführt; Christine bloß gefehlt. Er begann daher abermahls ihr seine Aufwartung zu machen; sie betrachtete ihn mit dem lebhaftesten Gefühl von Haß und Rachbegier; doch um die Letztere zu befriedigen, verbarg sie schlau genug den erstern. Unter dem Vorwand, daß sie den Mörder ihres Gemahls nicht öffentlich begünstigen dürfe, versprach sie ihm in einem Garten, der dicht an ein Nonnenkloster stieß, eine heimliche, nächtliche Zusammenkunft. Der freudetrunkene Gasperino unterließ nicht sich einzufinden. Auch Christine kam, doch — von zwey Ban-

diten begleitet. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten Beyde über den Unglücklichen her. Vergebens wehrte er sich wie ein Löwe; von vielfachen Wunden durchbohrt, sank er endlich zu Boden. Da er sterbend noch einige laute, tiefgehohlte Seufzer ausstieß, stopfte Christine, aus Furcht, man könne Dieß in der Nachbarschaft hören, ihr eigenes weißes Schnupftuch ihm in den Mund; dann schleifte man seinen Leichnam in die andere Ecke des Gartens und warf ihn in einen Brunnen.

Wirklich hatten die Nonnen im Kloster ein Degengeklirre gehört, und schickten des andern Morgens nach dem bewußten Ort. Man fand allda eine Menge vergossenen Blutes. Alle Wundärzte der Stadt wurden davon benachrichtigt. Da Gasperino allerdings beyde Banditen, bevor er gesunken, verwundet hatte; da sie zu einem Wundarzt, um sich verbinden zu lassen, schickten, und da man gleich darauf den Gasperino vermißte, so wurden sie jetzt als seine Mörder beargwohnt und verhaftet. Sie läugneten, gaben vor, sich untereinander selbst geschlagen zu haben; kamen zwar Beyde auf die Folter, aber überstanden sie auch, ohne eine Sylbe zu bekennen. Christine, von diesem Allem benachrichtigt, glaubte schon außer Gefahr zu seyn.

Da indeß Gasperino nirgends sich blicken ließ, so bezeigte die Obrigkeit viel Sorgfalt seinetwegen, und durch langes Nachsuchen fand man endlich seinen Leichnam in jenem Brunnen. Gleichwohl blieben seine Mörder immer noch unentdeckt; denn die zwey Banditen beharrten fest auf ihrem Läugnen. Erst nach abermahliger, genauer Besichtigung fand man im Munde des Entseelten ein Schnupftuch, und in einem Zipfel

desselben Christinens Nahmen. Mehr brauchte es nicht, um sie zu verhaften, und auf die Folter zu spannen. Sie gestand sogleich ihr Verbrechen; gab ihre beyden Mitgenossen an, und alle Drey wurden gehängt. Die Körper der zwey Banditen warf man nachher in den Po. Der Leichnam der grausamen Christine aber, die zum Morde noch die schwärzeste Verrätherey gefügt hatte, ward verbrannt, und ihre Asche in die Luft verstreut.

III.

Herr von Laurier, ein ziemlich bemittelter Juwelier aus Dijon in Bourgogne, kam von der Frankfurter Messe zurück, und hatte in seiner Schatulle siebzehn hundert Thaler, die er aus verkauften Edelsteinen gelöset, nebst einigen andern Sachen, die an Werth ungefähr eben so viel betragen mochten. Zu Salines ward er plötzlich krank; so krank, daß er im Wirthshause liegen bleiben mußte. Seine Reisegefährten trennten sich von ihm mit dem Wunsche baldiger Besserung. Er selbst, da sein Fieber immer noch zunahm, schickte nach einem Arzt im Orte. Dieser, Nahmens de la Motte, kam, verschrieb ihm einige Mittel, und sie wirkten so erwünscht, daß der Kranke bald des Doctors nicht mehr zu bedürfen glaubte. Er entließ ihn daher mit einem kleinen Geschenke, und würde wahrscheinlich bald völlig genesen, seine Heimreise vollendet haben, hätte nicht ein unglückliches Schicksal es anders mit ihm gefügt.

Adrian, der Besitzer des Gasthofes, hatte indeß den unseligen Wahn gefaßt, daß sein Gast unermeßliche Reichthümer bey sich führe; hatte den noch unseligeren Entschluß hinzugefügt, sich deren zu bemächtigen, und den Reisenden unbemerkt zu ermorden. Er entdeckte diesen Vorsatz seinem Weibe; sie schauderte zurück, und beschwur ihren Mann mit Thränen, einen so schrecklichen Gedanken aufzugeben. Der Nichtswürdige sah bald, daß er sie nicht zur Theilnahme bereden werde; er stellte sich daher von ihren Bitten gerührt, von ihren Gründen überzeugt; unter dem Vorwand, daß ihr Vater gefährlich krank sey, wußte er sie einige Meilen weit zu entfernen, und schritt dann sofort zur Sache. Noch ein anderer Bösewicht, durch's Angeboth der halben Beute gewonnen, war sein Gehülfe. Des Nachts überfielen sie den Juwelier in seinem Bette, erwürgten ihn, und vergruben den Leichnam auf einer benachbarten Wiese. Als zehn Tage darauf die Gastwirthinn zurückkam, überredete sie ihr Mann: Herr von Laurier sey schon seit einer Woche frisch und gesund nach Dijon abgereiset. Das Pferd des Ermordeten hatte Adrians Mordgehülfe in den Wald geführt, und gesattelt und gezäumt laufen lassen. Vielleicht, glaubten sie, werde es den Weg nach Hause finden, und die Familie des Unglücklichen, wenn sie das Roß ledig ankommen sähe, muthmaßen: sein Herr, ihr Verwandter, sey im Walde geplündert und ermordet worden.

Schlau genug waren diese Maßregeln. Ein Monath verging; niemand sprach noch von diesem Unfall. Nach dieser Zeit gingen einige Personen aus der Nachbarschaft bey der Wiese vorbey, wo Lauriers Leichnam lag. Sie erblickten einen Wolf, der vom Walde her-

eingekommen seyn mußte, und an einem menschlichen Körper zu fressen schien. Theils in der Ungewißheit, ob ein Knabe vielleicht vom Wolf getödtet worden; theils um das Thier selbst zu erlegen, sprangen sie über den Zaun. Der Wolf entfloh. Es war Lauriers Leichnam, den er aus der Erde herausgescharrt hatte. Daß dieser Körper noch nicht lange hier liegen konnte, sah man wohl; und da ihn niemand kannte, so trug man ihn auf den Markt, um dort durch öffentliche Ausstellung vielleicht hinter seinen Nahmen zu kommen. Wirklich war er kaum dort, so ging der Arzt de la Motte vorbey, und erkannte ihn für den Fremden, den er vor Monathsfrist im Gasthof behandelt habe. Auf seine Angabe umringten sogleich Gerichtspersonen das Wirthshaus und hielten Durchsuchung. Die Wirthinn nebst allem Gesinde wurde verhaftet. Der einzige Schuldige, ihr Mann, entkam dieß Mahl noch.

Durch ein Ungefähr war dieser Nichtswürdige gerade bey seinem Spießgesellen, und zechte mit ihm, als die Nachricht von dem gefundenen Leichnam und von des Raths genommenen Maßregeln erscholl. Sie ergriffen sogleich die Flucht. Ihre Absicht war, nur des Nachts zu fliehen, und des Tages hindurch sich im Gebüsche zu verstecken. Sie gingen wirklich einige Nächte hindurch. Aber am fünften Morgen befanden sie sich zu ihrem großen Erstaunen wieder am Eingange des Gebüsches unweit Salines. Ob auch hierbey eine höhere Gerechtigkeit obgewaltet? Oder ob bloß eine natürliche, bey nächtlichen Reisen nicht ungewöhnliche Verirrung vorgefallen sey? wer kann Dieß zu entscheiden wagen! Kurz, von Anstrengung und Hunger ermattet, konnten die Schuldigen nicht weiter, sondern

warfen sich im Schatten eines Baumes nieder, und schliefen ein. Kaum war Dieß geschehen, so ritten gerade bey diesem Wege vorbey — der Sohn des Ermordeten, und der Arzt de la Motte, der ihn zur Leiche seines Vaters abgehohlt hatte. La Motte erkannte sofort mit neuem Erstaunen die beyden Schlafenden; da sie es aber mit zwey verzweifelten Menschen zu thun gehabt haben würden, so wagten sie nicht, Dieselben aufzuwecken und anzugreifen. Erst als noch einige Landleute dazu kamen, bemächtigte man sich ihrer, und zwar ohne den geringsten Widerstand. Daß sie jetzt der Haft, und später dem peinlichen Gericht überliefert wurden, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung.

IV.

Im Dorfe Spreazo, funfzehn Meilen von Brescia, im Gebieth der Republik Venedig gelegen, lebte auf einem kleinen Grundstück ein Landmann, Alibius mit Namen, viele Jahre hindurch mit seinem Weibe, Menille, in friedlichster Eintracht. Eine Tochter, Amalia genannt, war die einzige Frucht ihrer Ehe. Erst als Alibius selbst schon allmählig zu altern begann, ward er seiner, freylich auch nicht mehr reizenden Frau überdrüßig. Häusliche Zwistigkeiten, immer von ihm zuerst veranlaßt, schlichen sich ein. Endlich verließ er Weib und Kind ganz, und ging nach Brescia, um dort sein Unterkommen zu suchen.

Er fand Eintritt im Hause eines Mannes vom Stande; und weil er sich im Dienste desselben einige

Jah-

Jahre hindurch mit vielem Eifer betrug, verhalf ihm sein Gebiether endlich zur Belohnung seiner Treue beym Magistrat dieser Stadt zu dem kleinen Posten eines Kanzley-Dieners. Auch hier fuhr er fort, sich als ein Mann von Rechtschaffenheit zu betragen; erwarb sich das Zutrauen aller Nachbarn und Bekannten; und würde wahrscheinlich bis an seinen Tod im besten Rufe verblieben seyn, hätte nicht diejenige Leidenschaft, die schon manchen braven Mann zum Schelm, und nur selten diesen Letztern zum redlichen Mann umformte, — hätte Liebe nicht ihm einen schlimmen Possen gespielt.

Albius hatte schon seit einiger Zeit Bekanntschaft mit einer jungen, schönen, bemittelten Witwe gemacht. Sie gefiel ihm ausnehmend, und Trotz des merklichen Unterschiedes ihrer Jahre hatte er auch ihr zu gefallen gewußt. Sie zu heirathen, es koste auch, was es wolle, war sein fester Entschluß; und da seine noch lebende Frau das Haupthinderniß bey diesem Vorsatz ausmachte, so suchte er sich derselben auf alle nur mögliche Art zu entledigen.

Er kaufte sich in dieser Absicht zu Brescia eine beträchtliche Dosis Gift; ritt dann nach Spreazo; stieg bey seiner Frau ab; überhaufte sie mit Freundlichkeiten, und schien die vorige Eintracht wieder erneuern zu wollen. Dieses gute Weib, die schon so lange von ihrem Manne nichts wußte, freute sich bey dieser scheinbaren Rückkehr von ganzem Herzen; und da er hier übernachten wollte, trug sie ihm zum Abendessen auf, was ihre Armuth vermochte, — Milch und Früchte. Er aß von diesen Letztern, aber er warf, so wie die geschäftige Alte nur ein Mahl den Rücken wandte, einen guten Theil des Giftes in die Milch-Schale; blieb dann

die Nacht bey seiner Gattinn, und eilte des andern Morgens sehr früh nach Brescia zurück. Alle Tage hoffte er nun: daß die Nachricht von Menillens Tode eintreffen werde.

Als eine reichliche Woche verfloß, und er zu seiner Verwunderung immer noch nichts erfuhr, wiederhohlte er seinen Besuch mit dem Vorsatz, auch jene Dosis, wo möglich, zu verdoppeln. Er fand sein Weib krank, und seine Tochter in Thränen. — „Die Mutter, erzählte sie ihm, sey nach dem Genuß derjenigen Milch, die sie ihm vorgesetzt, und die er stehen lassen, tödtlich krank geworden." — Alibius spielte zum Schein den Betrübten; im Herzen grollte es ihm zweyfach. Nicht nur, weil seine Absicht vereitelt worden (denn Menille befand sich auf der Besserung;) sondern weil er auch in dieser Erzählung einige Spuren von Verdacht gegen sich selbst zu entdecken glaubte. Er liebte überhaupt Amalien nicht. Sie war während seiner Entfernung verheirathet, Mutter von mehreren Kindern, wieder Witwe, und in jeder Rücksicht ein braves Weib geworden. Doch die Sorgfalt, die sie für Menillen hegte, empfahl sie schlecht in Alibius Augen. Er hüthete sich bey solchen Umständen wohl, nochmahligen Gebrauch von seinem Gifte zu machen. Er entfernte sich vielmehr bald; kam aber tief in der Nacht zum dritten Mahl wieder, und pochte halb leise an die Hausthür. Seine Enkelinn, ein Mädchen von neun oder zehn Jahren, öffnete dieselbe. Er stürzte in die Kammer, wo sein Weib lag und schlief. Mit einem Stück Holz zerschmetterte er auf einen Schlag ihr die Hirnschale, sprengte dann mit verhängten Zügeln nach Brescia, und erschien dort, schon des an-

dern Morgens um sechs Uhr, absichtlich in einer Amts-verrichtung, damit Niemand seine Reise muthmaßen könne. Das Kind, das ihm die Thür eröffnet, kannte ihn wirklich nicht. „Ein Räuber sey mit Gewalt in das Haus gedrungen, und habe die Großmutter getödtet!" das war dessen ganze Aussage vor Gericht.

Als dieser Mord in Brescia erscholl, stellte sich Alibius herzlich betrübt bey der Nachricht; heirathete aber bald darauf jene junge schöne Witwe, die ohne ihr Wissen die Veranlaßung von Diesem Allen war. Er hoffte die Frucht seines Frevels nun in stolzer Ruhe zu genießen; aber die rächende Hand der allsehenden Vorsicht schwebte bereits über ihm. — Nur wenige Tage hatte er in seinem neuen Ehestande verlebt, so kam einer von seinen alten Bekannten nach Brescia, ging in ein Weinhaus, und erzählte daselbst halb berauscht: Alibius und seine Tochter Amalia hätten zusammen die alte Menille erschlagen. Bald verbreitete sich dieses Gerücht weiter in der Stadt, und fand hier und da Glauben. Selbst die Obrigkeit, als es ihr kund ward, ließ den Alibius und auch den Urheber jener Sage vorfordern, um Beyde gegen einander abzuhören. Alibius läugnete dreist; und auch der Zweyte versicherte: Er habe zwar allerdings im trunkenen Muthe dergleichen Reden ausgestoßen; wisse aber nicht den geringsten Grund zu diesem Argwohn anzuführen, und bitte, nach verflogenem Rausch, seinen alten Freund herzlich um Verzeihung.

Man entließ auf diese Erklärung Beyde. Da aber unter den Gerichts-Beysitzern Einer bemerkte: daß auch ein falsches Gerücht nicht leicht ganz ohne Grund, so wenig als ein Rauch ganz ohne Feuer entstehe; da

überdieß Alibius zwar sich selbst vertheidigt, in Rücksicht seiner Tochter aber sehr unbestimmt sich ausgedrückt hatte; so beschloß man, doch noch mit der Untersuchung nicht ganz abzubrechen, sondern auch Amalien zu verhaften. Es geschah. Sie ward vor Gericht geführt und befragt: Ob sie an dem Morde ihrer Mutter keinen Antheil habe? Ganz schuldlos in ihrem Gewissen, erschrack sie bey einem Vorwurf, der so unerwartet und so ungerecht zugleich kam. Aber gerade dieses Erschrecken galt für einen Anklage-Grund mehr für sie. Man war grausam genug, sie auf die Folter zu werfen; und sie überstand solche mit einer Gelassenheit und Standhaftigkeit, wie man nur selten sie findet.

Jetzt hätte die Schuldlose doch wohl entlassen werden sollen! Und wirklich wollte man es thun. Aber — schändlich und unglaublich beynahe! jetzt trat ihr eigener Vater, der sie schon erwähnter Maßen haßte, noch ein Mahl gegen sie auf; sagte gerade zu: daß er schon lange einen Verdacht wider sie hege; und rieth, sie abermahls zu foltern, weil sie dann wohl die Wahrheit bekennen würde. Ohne Zweifel hoffte der gräßliche Bösewicht, sie würde den Schmerzen unterliegen. Auch unterlag sie allerdings denselben, nur nicht so, wie er dachte. Denn empört in ihrem Innersten durch eine so unnatürliche Grausamkeit, bath sie, als sie das zweyte Mahl auf die Folter gebracht ward, nur um das Gehör eines Augenblickes, und erhielt auch dasselbe. Nunmehr erzählte sie frey heraus: welchen Argwohn sie schon ehemahls gegen ihren Vater bey jener Milch gefaßt habe, welche die Mutter bey seiner Anwesenheit genoßen, und gleich darauf tödtlich krank geworden sey. Doch diese Aussage ward wenig geach-

tet. Theils schien es eine Tücke zu seyn, womit Amalia an ihrem Vater sich rächen — theils eine List, wodurch sie ihr eigenes Leben retten wolle. Man war daher im Begriff mit der Marter fortzufahren.

Aber zum Glück für die Ärmste war gerade der Apotheker-Bursche zugegen, bey welchem Alibius das Gift gekauft hatte. Er erinnerte sich noch genau des Tages, wo Jener zu seinem Lehrherrn gekommen sey, verglich ihn in Gedanken mit Amaliens Aussage, und fand, daß die Zeit pünctlich eintreffe. Er benachrichtigte sofort die Gerichte davon, und fügte hinzu: daß Alibius auch den Tag vor Menillens Ermordung sich abermahls mit Arsenik versehen habe. — Allein auch hieraus machte man noch nicht viel! Alibius bewies mit leichter Mühe, daß er in seiner Wohnung gewaltig durch Ratten leide, und daß er, um solche zu tödten, wirklich schon Gift aufgestellt habe. Über dieß war Menille ja nicht durch Arsenik, sondern offenbar durch einen gewaltsamen, ihr Haupt zerschmetternden Schlag umgekommen; und am Tage dieses Mordes hatte sich Alibius, dem allgemeinen Glauben nach, zu Brescia befunden.

Ganz vorzüglich hatte der Bösewicht auf diesen letzten Punct sich gesteift. Doch auch hier ergab sich jetzt ein Umstand, der bedenklich zu werden drohte. Beym Ritt in jener Mord-Nacht hatte Alibius — wie schon erwähnt worden — sein Roß gewaltig gespornt, und das arme Thier hatte sich bey dieser Eile den Vorderbug ein wenig verstaucht. Der Hufschmied, der ihm nachmals einen Verband aufgelegt, war jetzt ebenfalls zugegen, gedachte an diesen Vorfall, trat hervor, und zeigte an, was er wußte. Noch verzagte

Alibius nicht. Er gestand den Zufall des Pferdes; aber er behauptete, dasselbe damahls einem jungen Mann aus Brescia geliehen zu haben, durch dessen allzu wilden raschen Gallopp das Thier angegriffen und seine eigene Güte gemißbraucht worden sey.

Glaublich genug war die Ausflucht; doch fingen die Gerichte nun an, Argwohn zu schöpfen. Da auch von Spreazo eine Menge Einwohner erschienen, da Alle der armen Amalie das beste Zeugniß ertheilten; vom Alibius aber versicherten: daß er vordem schon Frau und Tochter oft hart behandelt habe, da entschloß man sich endlich, diese Letztere wenigstens vor der Hand los zu lassen, und lieber mit der peinlichen Frage gegen den Alibius zu verfahren. Auf der Stelle ward dieses Letztere in das Werk gesetzt; und der Nichtswürdige, der so gelassen sein einziges Kind der Marter überliefern konnte, fühlte nun kaum an sich selbst die nähmlichen Qualen, als er Alles gestand, und nur inständigst bath: daß man seiner jungen Frau verschone, weil diese bey seinen Verbrechen ganz schuldlos und unwissend sey. Man schauderte bey diesem furchtbaren Beyspiel eines wollüstigen Alten, der grausamer Gatte, unnatürlicher Vater, überdachter Mörder und schändlicher Heuchler zugleich gewesen war. Eben trat er in sein sechzigstes Jahr, als er, mit verdienter Strenge, von unten herauf gerädert ward.

V.

Unglücklich — in mehr als einem Verstande des Wortes, — ist Derjenige, der bey Ausführung seiner

Rache zu Banditen seine Zuflucht nimmt. Nichts hier über die Ungerechtigkeit einer solchen Handlung, über die Gewissensbisse, die sie verfolgen, über die Schändlichkeit, die einen so feigen Mörder brandmarkt! Aber der Weg jener gedungenen Bösewichter führt auch gewöhnlich, nur bald früher, bald später, zum Galgen, wo sie meisten Theils durch ein öffentliches Geständniß ihrer Frevelthaten die hiesige Strafe und die dortige Pein zu lindern glauben. Unablässig sieht daher Derjenige, der ihnen vertraute, sein eigenes Glück und Leben in den Händen der schändlichsten Menschen. Unzählige Beyspiele beweisen dieß. Hier stehe nur eines von den vielen!

In einem Flecken, unweit Sens in Bourgogne, lebten zwey Brüder, Vimorie und Harcourt mit Nahmen. Beyde waren verheirathet, doch mit Frauen von sehr verschiedenem Werthe. Messarine, Vimoriens Gattinn, besaß der körperlichen Reize nur wenig, des baren Vermögens desto mehr; Harcourts Gemahlinn hatte hingegen kein anders Heirathsgut, als eine blendende Schönheit. — Leider werden die Männer dieser Letztern in der Ehe gar bald gewohnt, wo nicht überdrüßig. Auch Harcourt bedauerte binnen Kurzem, daß er nicht auch so wie sein Bruder gewählt habe; ja er haßte sogar denselben dieses Vorzugs halber und suchte ihn um sein Vermögen und seine Frau, — doch so, daß er sich deßfalls nicht mit der Gerechtigkeit überwürfe! — zu bringen.

Nur allzu bald gelang es ihm. Häßlich von Seele, doch desto angenehmer in seinem Äußerlichen, vermochte er durch männlichen Reiz und durch die Kunst der Verführung das Herz seiner Schwägerinn leicht zu

rühren, vermochte es sogar, daß sie den raschen Entschluß ergriff, ihren rechtmäßigen Gemahl zu verlassen, und ihren gleißenden Liebhaber in ein fremdes Land zu begleiten. Da sie den Vimorie als Witwe geheirathet, und da sie den ganzen Besitz ihres Vermögens sich vorbehalten, so nahm sie auch fast Alles mit, was sie hatte, übergab es völlig Harcourts Willkür, und lebte als seine angebliche Gattinn mit ihm zu Genua. Vimorie hingegen und Harcourts Gemahlinn blieben in ihrer Einsamkeit dahinten, und genoßen, Trotz der Dürftigkeit ihrer Umstände, eine Seelenruhe, wie sie jenes treulose Paar in seinem verbothenen Umgang nie finden konnte.

Indeß starb Masserinens Bruder. Vimorie nützte die Abwesenheit seines entwichenen Weibes, und trat eine beträchtliche Erbschaft an. Harcourt erfuhr es zu Genua. Schon ging das große Vermögen, das Masserine ihm überliefert hatte, allmählig zu Ende. Der Unersättliche beschloß daher, seinem Bruder auch diese Erbschaft und das Leben zugleich zu rauben. Den Entwurf dazu vertraute er seinem Kammerdiener, und both ihm eine ansehnliche Summe, wenn er sich der Ausführung unterziehe. Doch Dieser dachte zu rechtschaffen, als in einen solchen Handel sich zu mischen. Der ungeduldige Harcourt versteckte sich daher in Bauerkleidung; ging in seine Heimath zurück, und schlich so lange um seines Bruders Wohnung herum, bis er ihn einst in der Abenddämmerung einige Schritte weit vom Hause lustwandeln sah; rasch sprang er dann hervor, schoß ihn mit einer Pistole nieder, beraubte ihn sogar, damit man desto eher auf einen gemeinen Straßenräuber rathen möchte; und eilte dann, so schnell er

konnte, nach Genua zurück. Seine Entfernung war aufs Beste verborgen worden. Kein Mensch muthmaßte diese Schandthat; Harcourt konnte nun vollkommen zufrieden seyn.

Dennoch hatte er noch ein Hinderniß zu übersteigen. Masserine, die ihn immer noch blindlings liebte, wollte ihm gern öffentlich ihre Hand, und mit solcher das ihr wieder zugefallene Vermögen überliefern. Um Dieses durchsetzen zu können, mußte Harcourt sich erst seines Weibes entledigt haben. Der meuchelmörderische Bösewicht trug kein Bedenken, den Vorschlag anzunehmen. Ein Marktschreyer und Halb-Arzt, Tiroli mit Nahmen, ward durch eine ansehnliche Summe Geldes bestochen; ging nach Sens; wußte sich bey Harcourts Frau Eintritt und Zutrauen auf seine Kunst zu verschaffen, und räumte sie durch ein schleichendes Gift aus dem Wege. — Kaum vernahm jenes lasterhafte Paar die Nachricht ihres Todes, so kehrten Beyde nach Sens zurück, eheligten sich und genoßen einige Jahre hindurch die Früchte ihres Lasters in Ruhe.

Doch indeß trieb Tiroli auf mancherley Art sein Unwesen fort; und da er endlich, eines Straßenraubes halber, in die Hände der Gerechtigkeit fiel, so gestand er unter andern Schandthaten auch, gleichsam als Zugabe betrachtet: daß er auf Masserinens und Harcourts Bitte die Gemahlinn des Letztern vergiftet habe. Noch hätte man vielleicht darauf nicht, wie man sollte, geachtet. Doch sonderbar genug mußte gerade damahls auch jener Kammerdiener erkranken, dessen Rechtschaffenheit Harcourt vergebens auf die Probe gestellt hatte, und auch Dieser erzählte in der Fieber-Hitze jenen Antrag, der ihm zu Vimories Ermordung

gemacht worden sey. Auf diese doppelte Anklage, von noch andern Umständen begleitet, wurde unser Ehepaar plötzlich in seiner schönsten Sicherheit verhaftet; gestand auf der Folter Alles, und ward wenige Tage darauf, von Niemanden bedauert, zum Tode geschleift.

VI.

Im Winter des Jahres 1611 fiel zu Constantinopel — was in diesen warmen Ländern äußerst selten ist! — ein ziemlich tiefer Schnee. Einige Bedienten des englischen Gesandten, Ritter Glovers, warfen sich bey dieser Gelegenheit mit Schneeballen; verschiedene Türken sahen diesem Scherz-Gefechte zu; aber leider ward es am Ende nur allzu ernstlich. Denn einen vorbeygehenden Janitscharen traf ein, vielleicht zu hart gedrückter Ball, so heftig ins Auge, daß er nicht nur dieses einbüßte, sondern daß auch der Brand hinzu schlug, und der Unglückliche ein fremdes Spiel mit seinem Leben bezahlen mußte.

Dieser Vorfall machte unter seinen Gefährten gewaltigen Lärmen. Der Janitscharen Aga selbst beschwerte sich beym Großvezir, und Dieser forderte vom Ambassadeur die Auslieferung des Thäters. Vergebens erwiederte der Gesandte: daß ja der Wurf offenbar nicht in feindlicher Absicht geschehen, sondern nur durch ein Ungefähr schädlich geworden sey. Der Vezir blieb unerbittlich. Ja, als der Gesandte erklärte: daß er durchaus nicht wisse, welcher unter seinen Bedienten den unglücklichen Ball geworfen habe, rüstete sich Alles zu einem ernstlichen Sturm des Pöbels aufs eng-

lische Gesandten-Haus; so daß Glover endlich versprechen mußte, alle seine Hausgenossen vortreten zu lassen, und den Schuldigen, wenn er erkannt werde, auszuliefern.

Kaum war die Dienerschaft vorgetreten, so fielen fünf Türken, die jener Scene zugesehen hatten, zu gleicher Zeit über einen gewissen Simon Dibbins her, der vor Kurzem erst von Candia nach Constantinopel gekommen war; und sie sowohl, als auch noch andere Janitscharen beschwuren einmüthig: daß er der Thäter sey. Von Neuem that der Ambassadeur jetzt Vorstellung. Er wußte ganz gewiß, daß dieser Dibbins unschuldig und damahls gar nicht zugegen gewesen sey. Er führte Dieß zum Beweis für ihn an, und erboth sich auch eine ansehnliche Summe für seine Befreyung herzugeben. Nichts half! Jene Gründe wurden als ein bloß erdichteter Vorwand betrachtet, und das Lösegeld schlug man aus. Der Gesandte, wollte er anders nicht das Leben von mehrern Menschen in Gefahr setzen, mußte sich endlich entschließen, einen seiner Überzeugung nach ganz Unschuldigen aufzuopfern.

Dieß schmerzte ihn gewaltig. Noch den Morgen vor der Hinrichtung schickte er seinen Secretär zu dem Gefangenen, um sich gleichsam mit der Nothwendigkeit gegen ihn zu entschuldigen. Dieser fand seinen Landsmann des Todes gewiß und doch sehr gelassen. Noch mehr! Dibbins trug es ihm sogar auf, den Gesandten seinetwegen zu beruhigen. — „Ich sterbe," sprach er, „zwar unschuldig in diesem Punct, doch „nicht schuldlos. Ich habe, was ich nun gestehen will, „in England einen Mord begangen; habe deßhalb aus

„meinem Vaterland entweichen müssen; bin deßhalb „nach Candia geflohen! Daß ich hier nun für einen „Andern angesehen werde, daß so viele, die ich nie „beleidigte, einmüthig meinen Tod begehren, — darin „sehe ich nichts anders, als eine Spur verdienter gött„licher Vergeltung; und ich sterbe gern!"

Wenige Stunden nachher ward er wirklich vor der Thür des Gesandten aufgeknüpft, und Dieser war es allerdings nun zufrieden, daß mit dem Tode eines eingestandenen Mörders das Leben eines ganz unwillkürlichen Todtschlägers erkauft werde.

VII.

Signor Albemane, ein vornehmer junger Mailänder, verliebte sich in eine, gleichfalls junge Dame, Clara mit Nahmen; warb um sie, erhielt die Einwilligung ihrer Ältern, konnte aber ihre eigene nicht erhalten; denn sie hatte schon Wort und Herz an einen gewissen Graf Barentano verschenkt. Albemane wußte Dieses; aber, durchglüht von dem Wunsch ihres Besitzes, beschloß er ihren begünstigten Nebenbuhler umbringen zu lassen; dingte hierzu zwey der entschlossensten Banditen, jeden mit hundert Ducaten; und war vorsichtig genug, am Tage der That einige Meilen weit von Mailand zu verreisen, so daß er wirklich bey diesem Morde ganz verdachtlos blieb.

Nachdem Clara einige Monathe lang dem Andenken ihres Barentano manche bittere Thräne gewidmet hatte, milderte sich endlich ihr Schmerz, und sie reichte dann Albemanen wirklich ihre Hand. Er sah sich im

vollsten Genuß eines so heiß gewünschten, durch Frevel erkauften Glücks. Doch eben dieser Genuß kühlt, wie gewöhnlich, die Leidenschaft selbst ab. Der junge Schwärmer ward der Liebkosungen seiner nun im Ernst für ihn zärtlich gesinnten Gemahlinn bald satt; und begann andern schwelgerischen Lüsten nachzuhängen.

Inzwischen hatte Pedro, einer von jenen Banditen, den Sündenlohn der hundert Ducaten längst wieder verpraßt, und war bey Gelegenheit eines Straßenraubes der Obrigkeit in die Hände gefallen. Aus seinem Gefängniß schrieb er an Albemanen, bath um Rettung, und drohte zugleich, ihn als Mordbesteller anzugeben, wofern er ihn nicht jetzt von dem schon zugesprochenen Strange befreye. Albemane beantwortete diesen Brief sehr herablassend; versprach dem Gefangenen seine Hülfe, und ließ ihm des andern Tages durch seinen Kammerdiener melden: die Begnadigung sey schon unterzeichnet. Doch diese Freundlichkeit und diese Bothschaft waren nur eine Kriegelist, um Pedros Mund so lange zu schließen, bis er das Gift getrunken habe, welches der Kammerdiener in einer Flasche Wein ihm zustecken sollte. Des Morgens, als die Hinrichtung vor sich gehen sollte, fand man den Verbrecher todt auf der Streu. Alle glaubten, er habe sich selbst vergiftet, um einem schmählichen Tode vorzubeugen. Auf Albemanen rieth wieder Niemand.

Kaum ein Paar Tage darauf erhielt er auch vom zweyten Banditen, Leonardo, der sich zu Pavia befand, einen Brief mit der Bitte: Ihm eine Summe von funfzig Ducaten, womit er sich aus großer Verlegenheit zu ziehen gedenke, zu verehren, oder wenigstens vorzustrecken. Albemane nahm auf dieses Begeh-

ren keine Rücksicht. Leonardo schrieb daher abermahls, und bedrohte sogar, jenen Mord des Barentano anzugeben, wenn er die begehrte Summe nicht so bald als möglich erhalte. Denn es gelte ihm (so waren seine Worte) in dieser Bedrängniß gleichviel, am Galgen oder Hungers zu sterben.

Dieser zweyte Brief kam in Albemanens Abwesenheit; ward von dessen Kammerdiener in Empfang genommen, und auf seines Herrn Tisch gelegt, damit er gleich bey der Ankunft ihn finde. Da aber Albemane nach damahliger Sitte vornehmer Personen, auch einen Narren in seinen Diensten hatte, so traf sichs, daß dieser Narr den Brief früher erblickte, ihn nahm, damit in den Hof ging, und ausrief: So eben habe er ein Schreiben vom lieben Gott erhalten. Die Frau vom Hause hörte Dieß, nahm dem Narren das noch versiegelte Papier ab, und da sie sah, daß die Aufschrift an ihren Gemahl gerichtet sey, steckte sie es in die Tasche, um es bey seiner Heimkehr ihm selbst einzuhändigen. Doch äußerst unwillig geberdete sich der Narr dabey; unaufhörlich schrie er: „dieser Brief komme gerade vom Himmel her, und sey an ihn selbst, nicht an seinen Herrn gerichtet."— Das Sonderbare in diesen Worten, die Hartnäckigkeit des Narren, und sein öfteres Wiederhohlen des Ausrufs, fiel endlich seiner Gebietherin auf. Eine weibliche Neugier wandelte Claren an; sie erbrach jenes Schreiben und las in ihm — das schreckliche Geheimniß: daß ihr Gemahl ein Mörder, — ein Mörder ihres Geliebten sey.

Ganz versteinert wußte sie eine lange Weile selbst nicht: welche Wahl sie zu treffen habe? Ob sie den Meuchelmord ihres Geliebten verschweigen, oder die

Anklägerinn ihres Gatten werden solle? Doch da die Mitwissenschaft um eine solche Frevelthat ihr die Seelenruhe auf immer zu rauben drohte; und da ihr in jenen Worten des Stocknarren ein höherer Wink zu liegen schien, so glaubte sie endlich durch ihr Gewissen verbunden zu seyn, diesen Brief der Obrigkeit nebst der Anzeige, wie sie dazu gekommen sey, auszuhändigen. — Dieß geschah; Albemane ward sofort verhaftet, Leonardo von Pavia herbey gehohlt. Der Letztere, als man seinen Brief ihm vorlegte, stutzte, erblaßte, bekannte sogleich Alles. Albemane wollte läugnen; aber jene Aussage und die gedrohte Folter zwangen ihn bald zum Geständniß. Er war nichtswürdig genug, nun auch den Kammerdiener anzugeben, dessen er sich zu Pedros Vergiftung bedient hatte; und als sie dort alle Drey zum Tode verurtheilt wurden, stieß er noch mit seinem letzten Athem Flüche gegen seine Gattinn, seinen Narren und Leonarden aus.

VIII.

Lauriette R**, ein junges, schönes Mädchen zu Avignon, konnte, in sofern sie reizend, wohlerzogen und die Erbinn eines ansehnlichen Vermögens war, Anspruch auf eine der vortheilhaftesten Heirathen in der Provinz machen. Aber ihr Herz war verdorben; ihre Sitten waren zügellos; ohne Wahl und Maß verschwendete sie ihre Gunstbezeigungen. Unter ihren Liebhabern zeichnete sich vorzüglich ein gewisser Graf von Poligni aus, ein junger Mann, der allerdings viel Liebenswürdigkeit besaß. Eines Abends, als er

von ihr ging, ward er meuchlings ermordet. Der größte Verdacht dieser That fiel auf einen gewissen Herrn von Belville, der früher Lauriettens begünstigter Anbether gewesen, und vom Poligni verdrängt worden war.

Hinlängliche Beweise, Belvillen öffentlich anzuklagen, fehlten; doch Laurette im Herzen überzeugt, daß er um ihren Liebling sie gebracht habe, war sich und diesen Letztern zu rächen entschlossen. Unter der freundlichsten Larve verbarg sie ihren feindlichen Plan. Ein Billet von ihr lud ihn zum Besuch ein. Mit aller Wärme eines Verliebten nahm er dieses Anerbiethen auf. Der Empfang war zärtlich. Doch sie sowohl, als auch Lucette, ihre Kammerfrau, hatten sich mit Pistolen bewaffnet. Als Belville, nach den ersten Umarmungen, nur einen Augenblick ans Fenster, den Rücken gegen die Thür gekehrt, trat, nützten sie sofort diese Gelegenheit. Ein Schuß von hinten stürzte ihn zu Boden. Er blieb alsbald todt, doch begnügten sie sich nicht damit, sondern durchbohrten noch seinen Leichnam mit mannigfachen Dolchstichen. Dann trugen sie gemeinschaftlich den todten Körper in den Keller, und vergruben ihn unter einem Holzstoß.

Des andern Tages erkundigte man sich nach Belvillen. Er war nirgends zu finden. Sein Bedienter versicherte: ihn bis Lauriettens Wohnung begleitet, und daß er zu ihr hinein gehe, gesehen zu haben. Man befragte sie deßhalb. Sie erwiederte: daß Belville allerdings zum Besuch gekommen, aber gar nicht lange geblieben sey; was nachher mit ihm geworden wäre, wisse sie nicht. — Diese Antwort genügte den Gerichten keineswegs. Man glaubte Grund genug zu haben,

Lau-

Laurietten auf die Folter zu werfen *); sie gestand keine Sylbe. Lucette, die indeß besorgte, daß ihre Gebietherinn beichten und sie als Mitschuldige angeben würde, entfloh heimlich aus der Stadt, und ersäufte sich in dem See, der zwischen Avignon und Orange liegt. Ihre Flucht vermehrte den Argwohn gegen Laurietten. Sie ward zum zweyten Mahle gefoltert, und blieb bey ihrer ersten Standhaftigkeit. Endlich sprach man sie frey, und sie feyerte diese Anerkennung ihrer Unschuld mit einem fröhlichen, festlichen Mahle. Dennoch blieb ihre Frevelthat nicht lange unentdeckt und unbestraft.

Ihre Ausgaben überstiegen ihre Einnahmen bey Weitem. Bald war der ansehnlichste Theil ihrer Erbschaft verpraßt. Das Haus, wo sie wohnte, eines der prächtigsten in ganz Avignon, gehörte ihr nicht eigenthümlich. Schon seit drey Jahren war sie dem Besitzer desselben, einem Herrn von Richecourt, den Miethzins schuldig geblieben. Nachdem er oft genug sie vergebens um Bezahlung gemahnt hatte, nahm er zur gerichtlichen Hülfe seine Zuflucht. Nicht nur ihr Hausgeräthe, sondern auch ihre Weine und die Holzvorräthe im Keller wurden in Beschlag genommen und verkauft. Indem man bey diesen Letztern einen kleinen Schutthaufen wegräumte, ward man einige Spuren von Blute gewahr, grub weiter und fand Belville's Leichnam noch unvermodert. Man trug ihn sofort zu Laurietten. Beym Anblick desselben sank sie ohnmächtig zur

*) Wahrlich abscheulich genug, daß man Das glaubte! Woher Laurietten (wenn nicht andere Umstände obwalteten) die Schuldigkeit oblag, für Belvillen zu haften, läßt sich schwer begreifen. M.

Erde. Zu laut und zu stark sprach nun Alles gegen sie. Ihr Verbrechen ließ sich länger nicht läugnen; sie selbst bequemte sich nun zum Geständniß. Die Richter verurtheilten sie, vor der Thür desjenigen Hauses, wo sie gewohnt und gesündigt hatte, aufgeknüpft zu werden. — Daß man dann ihren Leichnam, und Lucettens todten, in die Stadt zurückgeschleiften Körper verbrannte, und die Asche in die Luft verstreute, gehört zu den zwecklosen Üblichkeiten ehemahliger Gerichtspflege.

IX.

Ein Kaufmann zu London hegte gegen einen seiner Nachbarn einen so bittern, unbeschränkten Haß, daß er endlich unter mancherley, seine Boßheit und Grausamkeit noch erschwerenden Umständen, einen Meuchelmord an ihm beging. Da er nun, wie sehr natürlich, vor Untersuchung der Gerechtigkeit sich scheute, so entfloh er nach Frankreich und lebte allda verschiedene Jahre. Seine Einkünfte waren beträchtlich, häusliches Bedürfniß drängte ihn keineswegs; aber die Stimmung seiner Seele war äußerst traurig. Tag und Nacht stand der Schatten des Ermordeten vor seinen Augen. Um diesem Schreckbild zu entgehen, durchreisete er Deutschland und Italien. Doch seine Reisen nützten ihm nichts. Jener Schatten begleitete ihn über die Alpen und über den Rhein.

Nach zwanzig Jahren eines unstäten, kummervollen Lebens entschloß der Unglückliche sich nach England zurück zu kehren. Hier hoffte er abermahls die

Ruhe wieder zu finden, die ihm seit der Entfernung aus dem Vaterlande fremd geworden war. Zeit und Reisen, schmeichelte er sich, würden seine Gesichtszüge verändert und unkenntlich gemacht haben. Im Winkel einer Provinz, fern von der Hauptstadt, unter fremdem angenommenen Nahmen, wollte er den Überrest seiner Tage verleben. Sein Plan war weislich genug überdacht; aber doch schien ihn dadurch das Verhängniß nur zum Empfange einer längst verdienten Strafe zu berufen.

So wie er in London aussteigt, und bey dem Hause des Kaufmanns, den er vordem getödtet, vorbey geht, hört er hinter sich eine Stimme erschallen: „Haltet ihn! Haltet ihn! das ist er!" Sofort ergreift er aus allen Kräften die Flucht. Eine Menge Volks stürzt hinter ihm her. Binnen wenigen Minuten sieht er sich umringt und ergriffen. Erschreckt durch diesen Vorfall, und durch diesen Haufen seiner Verfolger, bekennt er sogleich: „Ja, ja! er sey schuldig!" Kaum hört der Pöbel dieses Geständniß, so setzen sich Einige davon in Bereitschaft, ihn ins Wasser zu werfen; nur begehrt man: daß er zuvor das Gestohlene wieder ausliefere. Er weiß nicht, was er hierauf antworten soll. Er betheuert, daß er freylich seinen Nachbar (den er mit Nahmen nennt) ermordet hätte; aber er versichert zugleich, ihn nie beraubt zu haben. — Jetzt klärt es sich erst auf, daß bey der ganzen Geschichte ein Irrthum obwalte. Jenes Rufen und Verfolgen hatte einem Beutelschneider gegolten, der in diesem Hause gerade damahls auf einem Diebstahl ertappt worden war. Er hatte sich gerettet, indem man Diesem nur nachsetzte. Voll Verwunderung blickte man sich nun

wechselseitig an. Sogar den Angehaltenen wieder los-zulassen, hatten Mehrere von der Menge Lust.

Doch in eben diesem Augenblick erinnerten sich ein Paar von den Umstehenden an den Nahmen jenes ge-tödteten Kaufmanns und an den gegen ihn verübten Mord. Man brachte daher den Verhafteten zu einer Gerichtsperson, und er wiederhohlte daselbst sein voriges Geständniß. Bald darauf ward er zum Strange verurtheilt; und noch wenige Minuten vor seinem Tode betheuerte er, diese zwanzig Jahre hindurch, seit jenem verübten Morde, nicht einen ruhigen Tag, nicht eine frohe Stunde nur, gekannt zu haben.

X.

Ein Geistlicher in Nord-England — wahrscheinlich in der Grafschaft Lancaster, — ward einst, als er auf die Kanzel kam, und seine Bibel aufschlug, in dieser ein Blättchen Papier gewahr, welches er beym ersten Blick für einen kirchlichen Aufgeboths-Zettel hielt, worauf er aber beym genauern Anschauen folgende Worte las:

„Johann P* und Jacob D* haben einen Reisenden, der bey ihnen einkehrte, Nahmens N**, geplündert, ermordet, und seinen Leichnam im nächsten Wäldchen an dem und dem Orte verscharrt."

Voll Erstaunen rief der Pfarrer sogleich seinen Schulmeister, und fragte ihn: Ob er wohl ein Billet ihm in die Bibel gelegt habe? Dieser verneinte es, und der Prediger wollte nicht weiter darnach fragen; denn die Nahmen der angeblichen Mörder auf diesem Zettel

waren gerade die Nahmen des — Schulmeisters selbst und des Küsters. Beym Herausgehen aus der Kirche begab er sich zu einem Friedensrichter; sagte ihm, was er gefunden und gelesen habe; zeigte auch das Papier selbst vor. Aber wie staunte er von Neuem, als Dieses — ein vollkommen weißer Zettel war. Der Friedensrichter behandelte den Pfarrer als einen Schwärmer und Thoren; schmählte ihn weidlich aus, und schickte ihn wieder nach Hause.

Aber einige Stunden später kam er von Neuem wieder; betheuerte, daß bey jenem Lesen keine Schwärmerey und eben so wenig ein vorhergegangener Argwohn obgewaltet; kurz, sprach mit einer solchen Überzeugung, daß der Richter endlich in die Verhaftung des Schulmeisters willigte.*) Sie wurden Beyde besonders gefragt; läugneten Beyde den Mord, widersprachen sich aber gleichwohl stark in ihrer Aussage. Der Küster, der zugleich einen Gastschank unterhielt, gestand: daß der erwähnte Reisende bey ihm eingekehrt, übernachtet, und des andern Morgens wieder weggereiset sey; der Schulmeister hingegen versicherte, alle seine Abende schon seit geraumer Zeit beym Küster zugebracht, und doch nichts von diesem Reisenden gesehen oder gehört zu haben. Man schritt nunmehr zu ei-

*) Mit welchem Rechte, mag ich nicht entscheiden. — Ein Gesicht dieser Art, auch mit der innigsten Überzeugung von einem einzelnen, noch so glaubwürdigen Mann angezeigt, verdient vor Gerichte doch wohl ohne Zweifel, Anhörung aufs Höchste, und dann — Abweisung! Selbst das nachmahlige Eintreffen entschuldigt die vorhergegangene Ungesetzlichkeit nicht. M.

ner Hausuntersuchung. Sowohl beym Küster, als beym Schulmeister, fand man mehrere Goldstücke und verschiedene Kaufmanns-Waaren. Doch beym Verhöre deßhalb wußten Beyde davon so genaue Rechenschaft zu geben, daß der Richter sich damit befriedigen mußte.

Endlich erinnerte sich der Geistliche — und staunte, nicht eher darauf gefallen zu seyn! — daß jener wunderbare Zettel ja auch den Ort angegeben habe, wo der Leichnam verscharrt worden sey. Man begab sich dorthin; fand wirklich vor Kurzem erst aufgewühlte Erde; grub nach, und traf glücklich den Körper des Ermordeten an. Als man diesen dem Küster vorlegte, da erschrack er; bekannte Alles; gab den Schulmeister als Mitgenossen seiner Frevelthat an; und er litt bald darauf mit ihm zugleich die verdiente Todesstrafe.

XI.

In Frankreich hatte ein Mann von Stande verschiedene Officiere von der Besatzung zum Mittagsmahle geladen. Unter ihnen war auch der Vater desjenigen jungen, glaubwürdigen Mannes, der Fieldingen diese und die nachstehende Geschichte erzählte. — Schon eine Weile war die Gesellschaft beysammen; doch indem man sich eben zur Tafel setzen wollte, hob einer dieser Officiere von ungefähr die Augen auf, erschrack und rief: „Gott im Himmel, ich bin verlo„ren! Schafft sie weg — weg von mir! Ich kann ih„ren Anblick nicht aushalten!" — Mit diesen Worten warf er seinen Stuhl um, und fiel selbst zur Erde. Ein allgemeines Getümmel erhob sich; man brachte ihn

wieder auf seinen Sessel; man kam ihm so schnell und so gut als immer möglich zu Hülfe; aber indem er noch ein Mahl sein Gesicht gegen die vorige Seite des Zimmers richtete, rief er wiederum: „Ha, immer „noch da? Fort aus meinen Augen! Oder ich will lie= „ber Alles gestehen; will mich der Strafe unterwerfen, „die ich verdient habe!" — Man glaubte, er spreche in einer Fieber=Hitze; der Herr vom Hause ließ ihn auf ein Bett im andern Zimmer bringen, und schick= te nach einem Wundarzt, der ihm die Ader schlagen sollte.

Sehr natürlich war durch diesen Vorfall die gan= ze Tafel etwas gestört worden, und man sprach, auch nach des Officiers Entfernung, über die muthmaßli= che Ursache seiner Krankheit. Eine Person in der Ge= sellschaft hatte bemerkt, daß die Anfälle des Kranken gestiegen wären, so oft er ein gewisses Porträt an der Wand des Zimmers betrachtet habe; und sie fragte daher: Wen dieses Bildniß vorstelle? Man antwor= tete ihr: Es sey das Bildniß einer Dame, die vor ungefähr zwey Jahren, einige Meilen von hier, auf ihrem Landsitz von Meuchelmördern überfallen, ge= plündert und getödtet worden wäre. Der Rest ihres Hausgeräths sey in eine öffentliche Versteigerung ge= kommen, und da dieses Bild von der Hand eines ge= schickten Künstlers stamme, habe man es gekauft und aufgehängt. — Der Hausherr aber fragte die Officiers nun gegenseitig: Wer eigentlich dieser krankgewordene Herr sey? denn bloß weil er zu ihrem Regimente ge= höre, habe er aus Achtung für die Übrigen ihn gela= den, ohne ihn jemahls vorher zu kennen." — Alle erwiederten: daß auch sie nicht eigentlich wüßten,

wer und woher er sey? denn erst seit Kurzem habe er sich bey ihrem Regimente eingekauft, ohne sonst eine Empfehlung für sich, oder einen Tadel gegen sich zu haben.

Während dieses Gesprächs kam der Wundarzt an, um dem Kranken zur Ader zu lassen. Einige von der Gesellschaft begleiteten ihn zum Bette desselben. Er war wieder bey völliger Besinnung; aber in seinen Blicken war doch immer noch eine gewisse Ängstlichkeit zu spüren. Als man ihn um die Ursache fragte, war seine ganze Antwort: daß er schon mehrmahls dergleichen Anfälle gehabt; und so oft der Chyrurgus sich ihm nahte, stieg seine Verlegenheit sichtlich. — Alle diese Umstände fielen dem Herrn vom Hause auf. Er winkte dem Wundarzt, führte ihn ins Nebenzimmer, und fragte ihn: Ob er vielleicht diesen Herrn kenne? — Der Wundarzt erwiederte: Er glaube, nein! weil er ihn in Officiers-Uniform finde; denn sonst habe er allerdings einmahl einen Landstreicher gekannt, der diesem Fremden sehr geähnelt habe. — Der Hausherr bath ihn, doch wieder zum Kranken zu gehen, und ihn geradezu unter dem Nahmen jenes Landstreichers anzureden. Man könne ja sehen, was es für eine Wirkung mache. Im Fall eines Irrthums werde man mit einer kleinen Bitte um Verzeihung leicht durchkommen. Auch stehe er für die Folgen.

Der Wundarzt war willig hierzu; ging hinein, nahm den Officier bey der Hand, und sagte in einem zuversichtlichen Tone: „Aber, Bernard, wie befindest du dich denn eigentlich? Wahrlich in dem Aufzuge hätte ich dich doch nicht wieder zu treffen verhofft!“ Bey diesen Worten erblaßte Jener von Neuem. „Ich sehe es,

rief er, ich bin verrathen! Ja, ja! ich will Alles bekennen!" Die Gesellschaft ward nun herbeygerufen. Er gestand laut, daß er Derjenige sey, den der Wundarzt in ihm erkannt habe — ein Landstreicher, ein Räuber, ein Mörder sogar! Durch Beyhülfe eines treulosen Bedienten habe er sich vor zwey Jahren ins Haus derjenigen Dame, deren Bildniß ihn an der Tafel so erschreckt, heimlich eingeschlichen, habe sie mit jenem Bösewicht erst beraubt und dann ermordet; habe daneben so rasch seinen Spießgesellen auch umgebracht, und den Leichnam desselben im Keller verscharrt, damit man glauben solle: Dieser habe die That gethan, und dann die Flucht ergriffen. Im Schreibeschrank dieser Dame wären unter andern fünfhundert Louisd'ors befindlich gewesen; mit ihnen habe er sich eine Stelle in der Armee gekauft. Die Juwelen hingegen und das Silberzeug, das er damahls erbeutet, habe er, aus Furcht verrathen zu werden, bisher noch in der Erde vergraben.

Er gab den Ort an, wo Dieses geschehen seyn sollte. Man schickte sogleich Leute dorthin, und fand Alles noch unversehrt. Auch die Gebeine des ermordeten Bedienten wurden angetroffen und ausgegraben. Der Verbrecher aber ward nunmehr ins Gefängniß gebracht, genauer verhört, und als seine Strafwürdigkeit auch nicht dem geringsten Zweifel mehr unterlag, zum Rade verdammt.

XII.

In einer Stadt des nördlichen Frankreichs fand man eines Morgens einen jungen Mann von Stande in seinem eigenen Zimmer aufs grausamste ermordet. Die Obrigkeit des Orts stellte zur Entdeckung des Mörders die sorgfältigsten Nachsuchungen an. Alles vergebens! Eine geraume Zeit verlief. Niemand gedachte mehr an den Ermordeten.

Doch sieben Jahre nach dieser Frevelthat durchlief auf ein Mahl die ganze Stadt ein Gerücht: Herr von S**, ein angeblicher Busenfreund des Ermordeten, habe diese Schandthat begangen. Den ganzen Tag sprach man überall, und als sey es ausgemacht, davon. Woher die Erzählung komme, wußte niemand; aber Viele wunderten sich sogar, daß die verdächtige Person noch nicht verhaftet werde. Wirklich hatten die Gerichte auch davon gehört; doch einen Mann von Stande und unbescholtenem Rufe auf eine so schwankende, unbezeugte Rede einziehen zu lassen, trugen sie, (wie billig!) Bedenken; und am andern Morgen dachte schon wieder kein Mensch daran.

Des andern Jahres, an eben demselben Tage, erneuert sich plötzlich die Sage wieder, und verstärkt sich noch mit dem Zusatze: Herr von S** sey bereits verhaftet; habe vor Gericht Alles gestanden, und einen Ort in seinem Garten angezeigt, wo man den Hirschfänger, mit welchem er das Herz seines Freundes durchstoßen, und einige Kleidungsstücke, vom Blut des Erschlagenen befleckt, vergraben finden werde. — Der Pöbel umringt sogleich scharenweise das Haus des

angeblichen Thäters und verlangt in den Garten hineingelassen zu werden. Erschrocken über dieses Getümmel fährt Herr von S** mit dem Kopfe zum Fenster hinaus. Man lärmt, man schimpft, man wirft mit Steinen nach ihm. Er glaubte im Ernst als Derjenige, der er wirklich war, entdeckt worden zu seyn; eilt durch eine Hintertreppe hinab; sattelt selbst sein bestes Pferd, und sprengt damit im schnellsten Gallop der nicht allzu weit entfernten französischen Grenze zu.

Die Stadt-Gerichte, die am besten wußten, daß an keine Verhaftung gedacht worden, und daß mithin auch jenes Geständniß eine Fabel sey, schickten indeß einige Stadtsoldaten ab, mit dem Befehl: den Pöbel zu zerstreuen, und Haus und Person des Herrn von S** vor aller Thätlichkeit zu sichern; als sie aber gleich darauf vernahmen: daß S** bereits mit aller möglichen Eile die Flucht ergriffen habe, da stutzten sie selbst über das Sonderbare dieses Zufalls. Der Urheber des ganzen Gerüchts ließ sich durchaus nicht ausfindig machen. Eine höhere Kraft schien hier im Spiele zu seyn, um den Urheber jenes grausamen Meuchelmords ans Licht zu bringen. Man ließ aufs Gerathewohl im Garten nachgraben; und siehe da! Alles traf buchstäblich mit der allgemeinen Sage überein. Ja, um das Sonderbare noch sonderbarer zu machen, das Blut auf den Kleidern schien diese acht Jahre hindurch noch ganz frisch geblieben zu seyn.

Jetzt schickte man sogleich Häscher nach, den Entflohenen zu verfolgen. Ansehnlich genug war der Vorsprung, den er — hätte gewinnen können. Doch kaum zwey Meilen von der Stadt erhaschte man ihn bereits. Sein Pferd war mit ihm gestürzt; er selbst hatte sich

eine Hüfte ausgefallen. Man brachte ihn zurück. Er gestand sogleich Alles, und ward dafür, wie natürlich, im Verfolg öffentlich hingerichtet.

XIII.

Ein Irländer, und zwar ein Mann von ansehnlichem Stande *), hatte seinen Freund im Zweykampf erlegt, und mußte deßhalb vor Gericht sich stellen. Er vertheidigte sich unerschrocken, und alle Umstände waren so günstig für ihn, daß er am Ende des vorsetzlichen Mordes quitt gesprochen, und ihm nach Landes-Gebrauch ein Buch, um den Reinigungs-Eid zu leisten, dargebothen wurde. Aber indem er darauf blickte, trat er erschrocken zurück, nahm es zwar, konnte jedoch vor Bestürzung kein Wort herlesen. — Man fragte ihn um die Ursache seiner Betretung, und er antwortete: „Er wundere sich allerdings, daß man so „mit ihm umgehe. Die Buchstaben dieser Schrift wä„ren ja über und über voll Blut!"

Einige Personen, die neben ihm standen, warfen nun sogleich ihre Blicke auf dieses Blatt; aber sie sahen auch nicht die geringste Spur von Blute; im Gegentheil war die Schrift rein, groß und leserlich. Sie sagten ihm Dieß; seine Bestürzung nahm zu; er

---

*) Derjenige, der Fieldingen diese Anecdote erzählte, versicherte: Sein eigener Großvater sey Richter des Verklagten gewesen. Aber weil die Familie dieses Letztern zu den ersten Familien im Königreiche gehörte, verschwieg er den Nahmen desselben.

blickte noch ein Mahl hin; seufzte tief, und rief aus: „Ich Unglücklicher, nun sehe ich, daß die göttliche Rache mich verfolgt; daß seine Langmuth mich nicht länger ertragen will; zwar bin ich in Rücksicht meines Freundes wirklich schuldlos. Ich tödtete ihn wider Willen, indem ich mich bloß zu vertheidigen suchte. Doch habe ich leider die Todesstrafe nur allzu wohl verdient. Denn vor fünf Jahren schon habe ich heimlich meinen eigenen Vater getödtet."

Das Schrecken der Richter bey diesem ganz unerwarteten Geständniß läßt sich ermessen. Sie gaben dem Selbst-Ankläger Zeit zu bedenken, was er sage. Doch Dieser blieb auf seiner Rede; erzählte umständlich, auf welche listige Art er Vater-Mörder geworden sey; und erkannte noch nachher, als das Todesurtheil über ihn gesprochen ward, mit reumüthiger Ergebung die sonderbaren Wege der göttlichen Gerechtigkeit *).

*) Sonderbar genug ist dieser Vorfall; doch daß man eine Art von Wunder in ihm suchen müßte, glaube ich keinesweges, und wahrscheinlich hat es auch Fielding nicht geglaubt. Wer nur einiger Maßen mit den großen Wirkungen der Ideen-Association und einer einmahl erregten Einbildungskraft bekannt ist, erklärt sich Vorfälle dieser Gattung — wiewohl sie allerdings merkwürdig bleiben! — doch gar leicht. Man lasse in der Seele des Verbrechers, indem das Buch zum Schwur ihm dargereicht wird, den in seiner Lage sehr natürlichen Gedanken aufsteigen: „An diesem Blute bist du zwar rein! Aber möchtest du „es doch auch so am Blute deines Vaters seyn!" so ist das Schreckniß, welches ihn verbleydete, vielleicht schon da; ist ein Geschöpf seiner eigenen Seele; und ist wirksam genug, seinen bisher verschlossenen Mund zum Geständniß zu öffnen.

XIV.

Welche unendlich kleine Kleinigkeit oft hinreiche, selbst störrigen Verbrechern ihr Geständniß zu entwinden, zumahl wenn ihre eigene Einbildungskraft gegen sie auftritt, davon führt Fielding noch ein Beyspiel auf, das zu seinen Zeiten vorfiel.

Katharina Hayes ward angeklagt und überwiesen, ihren Ehemann umgebracht zu haben; ward deßhalb den Gesetzen nach zum Feuer verurtheilt. Sie bewies anfänglich in ihrem Verhör äußerst viel Kühnheit und Dreistigkeit; läugnete auch Alles frischweg. Doch indem die Zeugen abgehört wurden, brachte man vor die Schranken unter andern ein Kleid, das ihr Mann getragen, und womit sie einem ihrer Nachbarn ein Geschenk gemacht hatte. Dieses Kleid, auf eine Stange mit einem Querholz aufgehängt, glich gewisser Maßen dem Körper eines Menschen, dem der Kopf abgeschlagen worden, weil man freylich oben nichts als den Rand sehen konnte; daß die Ähnlichkeit jedoch nicht groß seyn konnte, ergibt sich von selbst. Als man aber dasselbe (und vielleicht ein wenig unerwartet), vor die Gefangene hinstellte, ward sie so betreten hierüber, daß sie ohnmächtig hinsank, und beym Wieder-Erwachen mit keinem Worte mehr ihr Verbrechen abläugnete.

Zwey Rechtsfälle, die noch nicht im Pitaval stehen.

I.

Valmont war ein junger Rechtsgelehrter, aus Orleans gebürtig, der in Frankreichs Hauptstadt seine Wissenschaft auszubilden, und nebenbey seine Jugendjahre zu genießen suchte. Er dachte nicht schlecht, aber doch leicht genug. Er genoß, wo er etwas fand, und je wohlfeiler er sein Vergnügen kaufen konnte, desto angenehmer war es ihm. Eines Winterabends, als er aus dem Schauspiele kam, brachten einige seiner Freunde ein kleines Abendessen auf einen öffentlichen Hause im Vorschlag. Die Sache ward beliebt; man aß, zechte und sang bis tief in die Nacht. Endlich schlug es ein Uhr und man brach auf. Der December-Monath übte so eben seine Gerechtigkeit aus. Es schneyte, daß man kaum aufsehen, und stürmte, daß man kaum gehen konnte. Valmonts Gefährten eilten nach möglichsten Kräften in ihre Wohnungen; Valmont eilte nicht minder, nur lag die seinige am entferntesten. Jetzt war er ganz nahe schon bey seiner Hausthür, als er eine weibliche Stimme aufs er-

bärmlichste weinen hörte. Aus Mitleid oder aus Neugier nahte er sich dem Winkel, wo dieser Klageton herkam, und erblickte, beym Schimmer der Laternen, angeschmiegt an eine leere verschlossene Bude, ein Mädchen von äußerst niedlicher Bildung, doch fast halbtodt bereits vor Frost, und in Thränen gleichsam gebadet. Sie schien Anfangs zu erschrecken, als ein einzelner Mann sich ihr nahte. Aber Valmont sprach so freundlich ihr zu; kam ihr so ungekünstelt mit seinem Mitleiden zuvor, und fragte sie so oft: welcher Zufall wohl, in solch einer Stunde und solch einem Sturm, auf diese Gasse und in diesen Winkel hier ein so reizendes Mädchen verschlagen habe? daß sie endlich Muth schöpfte und also antwortete:

„Ach, gnädiger Herr, reizend bin ich eben nicht; aber ich heisse Javotte, und bin aus der Normandie. Eine meiner nächsten Muhmen, die als Kammerfrau bey der Herzoginn von Belleisle dient, hat mich vor knappen zwey Monathen nach Paris gezogen, und bey einem reichen Kaufmann untergebracht. Er ist ein herzensguter Mann, aber seine Frau ist ein erzböses Weib. Nichts kann man ihrem Eigensinn nach Wunsche machen, und eifersüchtig ist sie, wie ein Drache. Heute Abends sah sie, daß der Herr im Vorbeygehen mich in die Backen knipp. Es war nichts; Gott weiß, es war weiter nichts. Aber sie erhob einen ganz schrecklichen Lärm; der arme Mann, nach zwanzig fruchtlosen Schwüren, flüchtete sich endlich auf seine Schreibstube; ich, nun ganz im Stiche gelassen, suchte mich aufs bescheidenste zu vertheidigen, aber ich ward tüchtig durchgebläut, und zum Hause hinaus geworfen. Ich wollte zu meiner Muhme; aber es ist Nacht;

kaum

kaum finde ich mich noch am Tage durch Paris. Ich habe mich daher verirrt, und weiß weder aus noch ein. Sie scheinen mir ein mitleidiges Herz zu haben, gnädiger Herr; erbarmen Sie sich meiner! Sie sehen das schreckliche Wetter; ich bin halb todt vor Furcht und Kälte. Schon sieben Mahl habe ich meinen Rosenkranz durchgebethet, und meine Seele Gott empfohlen. Ohne Zweifel schickt der Himmel selbst Sie her. Nehmen Sie mich mit nach Hause! Ich will, wenn Sie es haben wollen, bey Ihrer Frau Gemahlinn wachen. Ich will als Mädchen bey ihr dienen. Oder ich bitte auch nur bis morgen früh um Quartier; denn mit Tagesanbruch kann ich mich schon wieder zu meiner Muhme finden."

Dieser naive Ton, dieß unbefangene Zutrauen, — und warum auch nicht des Mädchens körperliche Wohlgestalt? — gefielen Valmont. Er versprach Javotten Quartier und ein Bett; nahm sie am Arm und führte sie zu sich heim. Je mehr das Mädchen aufthaute, je hübscher ward sie; aber freylich merkte sie auch jetzt bald zwey bedenkliche Umstände: daß Valmont keine Frau und nur Ein Bett habe. Weislich hatte Valmont dieß Letztere nicht eher eingestanden, bis die Sache kaum sich ändern ließ. Auch verwandte er zu ihrem Trost so viel Liebkosungen, so mannigfache Sorgfalt, daß das weiche, erkenntliche Mädchen endlich, wenigstens auf einige Augenblicke, ihres Unfalls vergaß, und in ein enges Bett, und in die Lage der Dinge sich ergab. Wie weit diese Ergebung sich erstreckte, oder wie lange sie dauerte, das haben wir nicht zu untersuchen. Genug, der junge Mann bediente sich unter andern Beruhigungs-Gründen auch

des Versprechens von einem Laubthaler; doch als am andern Morgen beyde Parteyen sich trennten, und der Laubthaler abermahls in Erinnerung kam, entschuldigte sich Valmont (es sey nun mit Wahrheit, oder bloß um einen Vorwand zu haben), mit Mangel an barem Gelde, und gab ihr bloß, als eine Art von Entschädigung, ein Lotterieloos, das er am vorigen Tage mit vier und zwanzig Sous bezahlt hatte, und das so eben noch auf seinem Kamine lag. Das arme, doppelt hintergangene Mädchen ging weinend von ihm hinweg zu ihrer Muhme; hüthete sich wohl, die Geschichte dieser Nacht aufrichtig zu erzählen, und vermiethete sich bald darauf zu einem Goldarbeiter, der sie zum Verkauf der Waaren in seinem Gewölbe nützte.

Während dieser Zeit ward die Lotterie gezogen, und Javottens Loos, das Valmont für so gut als eine Niete geachtet hatte, gewann den ersten Preis. Die Zeitungen zeigten, wie gewöhnlich, die glückliche Nummer an; und der junge Advocat, der durch ein Ungefähr diese Zahl in sein Taschenbuch eingetragen hatte, erschrack nicht wenig, als er sah, daß er, ganz seiner Absicht entgegen, vier und zwanzig tausend Livres weggeschenkt habe. Er eilte, so schnell er nur konnte, zum Lotterie-Comptoir hin; widersprach aufs förmlichste der Auszahlung dieses Looses; gab seine Adresse, und versicherte: daß dieß ihm zugehörige, von ihm erkaufte Loos ihm diebischer Weise entwendet worden sey. Im Heimgehen fügte es ein glückliches Ungefähr, daß er gerade bey dem Goldschmiedsgewölbe vorbey ging, wo Javotte am Fensterchen saß. Das arme Mädchen wollte ihm ausweichen. Doch Valmont

hatte sie schon gesehen und erkannt; er ging sogleich ins Gewölbe, erinnerte sich scherzend jener stürmischen Nacht, wünschte sich bald eine ähnliche, gedachte, nur wie zufällig, jenes ihr gegebenen Looses, und erboth sich zu dessen Auslösung.

So klüglich Valmont auch seinen Handel einzuleiten glaubte, so hatte er doch im letzten Puncte mit einer so angelegentlichen Wärme gesprochen, daß selbst bey der sonst argwohnslosen Javotte einiges Mißtrauen aufstieg. Sie hatte bisher dieß Loos fast wie gar nichts geachtet; hatte an dessen Erwerbung so wenig als möglich sich erinnert, und noch weniger daran erinnert zu werden gewünscht; gleichwohl hatte sie dasselbe aufbewahrt, und ward jetzt noch aufmerksamer darauf. Sie gab daher Valmont eine unentschlossene Antwort; machte sich von ihm, so bald als möglich, los; erkundigte sich genauer nach der Lotterie, und erfuhr ihren Gewinnst gar leicht. Spornstreichs lief sie nun zu ihrer Muhme hin; gestand ihr Alles; erhielt einen derben Verweis des Anfangs, und Verzeihung der Wendung wegen. Muhme und Nichte gingen nun den Gewinnst zu heben. Sie staunten, als sie hörten, daß er verkümmert sey. Ihr Weg ward stracks zu einem Advocaten genommen. Javotte wiederhohlte — jetzt zwar ohne Verweis, doch mit größerer Schamröthe — ihre Beichte; und der Handel ward Rechtsanhängig.

Beyden Parteyen fehlte es nicht an Gründen. Valmont, der seine Sache selbst führte, verlangte die Rückgabe des Looses, das nun zum Document von vier und zwanzig tausend Livres an Werth geworden

war. Es habe ihm nicht im Traum einkommen können, sagte er, für solch eine Kleinigkeit eine so große Summe wegzuschenken; auch sey das Mädchen nie so thörigt sie zu fordern gewesen. Sie habe sich selbst ihm überliefert; daß sie nicht genauer nach seinen häuslichen Umständen sich erkundigt, sey ihre Schuld. Bloß über einen Laubthaler wären sie des Handels einig geworden, und den sey er ihr auch zu geben erbörthig.

Doch Javottens Sachführer entgegnete: Valmont habe zweyfach unredlich gehandelt; zuerst, daß er sein Wort nicht gehalten, und dann, daß er ein unschuldiges Mädchen des Diebstahls angeklagt habe. Was das Lotterie-Billet betreffe, so habe er sich bey dessen Wegschenkung alles dabey möglichen Gewinnstes und Verlustes natürlicher Weise begeben; und da er unbillig genug gedacht habe, einer Person, die sich so gutmüthig ihm anvertraut, und die so viel ihm aufgeopfert habe, statt versprochener sechs Livres, ein Billet von vier und zwanzig Sous aufzudringen, so sey er auch jetzt, da dieser Zettel allerdings vier und zwanzig tausend Livres werth geworden sey, ihn zurück zu fordern nicht berechtigt.

Die Sache schien äußerst weitläuftig werden zu wollen. Zwar war Javottens Partey die stärkere; doch auch Valmont fand seine Vertheidiger: denn nur allzu Viele von der Pariser Jugend dachten wie er. Einer von den Richtern, ein Mann von gutmüthigem Herzen, und kältern Jahren, schlichtete zuletzt, ohne in diesem Augenblick Richter zu seyn, den Streit. Er lud einst Kläger und Beklagte zu sich, und sprach ungefähr also zu Beyden: „Wenn es um Sporteln mir

„zu thun wäre, so würde ich ganz anders reden, als „ich jetzt zu reden Willens bin. Vier und zwanzig „tausend Livres hat Eines von euch Beyden gewonnen; „am Ende, fürchte ich, werdet ihr Beyde sie nicht be„kommen. Warum wollt ihr euch wechselweise des „Genusses von diesem Gewinnste berauben? Genießt „ihn doch lieber zusammen! Javotte ist ein artiges, „nun wohl bemitteltes, und — wenn man einer ein„zigen Nacht vergißt — auch unbescholtenes Mädchen. „Valmont ist ein junger gutgebildeter, und — wieder „mit Ausnahme jener Nacht — untadelhafter Mann. „Ihr gefielt euch ein Mahl beyderseits. Heirathet euch „jetzt, statt euch zu zanken, und seht die vier und „zwanzig tausend Livres als eine Mitgift an!"

Man nahm das Ding in Überlegung und entschloß sich. Die Hochzeit ward bald vollzogen. Als Valmont ins Brautbett stieg, wußte er freylich ganz, was er an Javotten darin finden würde. Aber wie oft ist dieser Fall, auch ganz ohne Lotteriegewinnst, da! Überdieß hatte sie wohl noch mehr ihm zu verzeihen! — Ihre Ehe war glücklich. Sie lebten fortan unsträflich. Er streifte weder in Sommer- noch Winternächten auf den Straßen weiter umher. Er ward vielmehr ein berühmter Advocat, und übte sein Talent in minder kitzlichen, aber rechtschaffnern Händeln.

II.

Nannette war ein Mädchen aus der Provinz, wie es deren selbst in der Hauptstadt Frankreichs — die Franzosen sprächen lieber gar in der Hauptstadt Eu-

yons — äusserst wenig gibt. Ein feiner, schlanker Wuchs, ein Busen, der sich nicht schöner denken läßt, ein interessantes Gesicht, und eine Hand, die kein Wachskünstler nachzubilden vermöchte. — Sie war Waise, und lebte bey einer Muhme, die in Lyon ein Gasthaus hielt, und kaum seit sechs Monathen Witwe war. Auch diese Muhme konnte für ein flinkes anlockendes Weibchen gelten. Ihr Alter stieg nicht über fünf und zwanzig; ihr Gesicht war nicht schön, doch regelmäßig gebildet, von feiner Haut und frischer Farbe; gewachsen war sie, wie ein Püppchen; auch frisch konnte man noch in jedem Betracht sie nennen; denn ihr erster Mann, ein schwindsüchtiger Sechziger, hatte wenig gethan, und viel gewacht. Seit seinem seligen Hintritt hatte sie freylich schon manchen jungen Gatten zu haben vermocht; doch noch gedachte sie an die Trübsale ihres Ehestandes mit Schrecken; wollte ihrem Hauswesen selbst vorstehen, und hatte des Zuspruchs von Gästen ziemlich viel. — Ein Umstand, der nach dem jetzt Gesagten auch ziemlich natürlich zuging.

Einst trat ein Fremder von der Art, wie man in Wirthshäusern am liebsten sie sieht, bey ihr ab; ein junger artiger Mann, der durch Erbschaft unbeschränkter Herr eines großen Vermögens geworden war, und der den guten Vorsatz hatte, dessen auf Reisen vorzüglich zu genießen. Er hatte Italien bereits gesehen; die Reihe sollte nun Frankreich treffen. Zu Marseille war er gelandet; nach Paris wollte er gehen. Aber der Weg hatte ihn ermüdet; Lyon gefiel ihm. Er nahm sich vor, hier ein Paar Tage auszuruhen; und

man wies ihn, durch einen Zufall, ins Haus unserer Witwe.

Kaum hatte er hier Nannetten erblickt, als er von Allem, was sonst noch in Lyon sehenswürdig war, nichts weiter zu sehen begehrte. Es war ein Mann von der feurigsten Empfindung. Bey Welschlands Schönen hatte er sich schon oft seines Lebens und seiner Jugend erfreut; von den Französinnen hatte er weit minder gehofft; aber Nannette dünkte ihm das reizendste Mädchen zu seyn, das er je gesehen habe. Er merkte bald, daß die Leidenschaft über ihn mächtig werde; da er aber Bedenken trug, sich allzu lange bey ihr aufzuhalten; da er noch minder Lust hatte, deßfalls eine ernstliche Sprache zu führen; so hielt er es fürs Klügste, denjenigen Ton anzunehmen, der bey Mädchen selten, und bey Mädchen in Wirthshäusern fast nie unerhört bleibt, das heißt: er sprach nett und kurz von seiner Neigung, und von seiner Bereitwilligkeit an Mademoiselle für eine einzige Nacht, die sie auf seinem Zimmer hinbringen würde, fünf und zwanzig Louisdor zu bezahlen.

Der Fremde hatte geglaubt, ein ächt englisches Geboth an dieser Summe zu thun. Doch Nannette war nicht reizend allein, sie war auch von guter Erziehung, die besser, als gewöhnlich geschieht, bey ihr angeschlagen hatte. Sie hörte daher diesen Vorschlag erröthend an, und entfernte sich, ohne ein Wort darauf zu verlieren. Ihr nächster Gang war zu ihrer Muhme; dieser erzählte sie ihr Abenteuer; und empfing von ihr sowohl Lobsprüche wegen jetzt bewiesener Tugend, als auch Ermahnung zu gleicher Standhaftigkeit in künftigen Fällen.

Dieser Fall kam bald wieder. Der Fremde, durch einen Widerstand, den er nicht vermuthete, nur noch mehr erhitzt, glaubte, daß man sein Anerbiethen nur deßhalb, weil man es noch zu geringfügig befunden, verworfen habe. Er paßte daher des nächsten Tages den ersten einsamen Augenblick sorgfältig ab; sprach in weit eindringenderm Ton, und erboth sich zu funfzig Goldstücken. Auch jetzt antwortete ihm Nannette nur mit einem verächtlichen Blick und rascher Entfernung.

Des jungen Mannes Erstaunen wuchs und seine Leidenschaft in eben dem Maße. Daß er nicht an ein Mädchen, sondern an eine Jungfrau sich verwendet habe, schien ihm nun sehr glaublich; daß man für eine solche Seltenheit auch einen hohen Preis darbiethen könne, sehr erlaubt. Er sandte daher des andern Morgens einen zärtlichen Brief an Nannetten und versprach hundert Louisdor. Die Tugend der Nichte blieb noch unerschüttert; aber auf die Tante, der dieses Billet ebenfalls sogleich gewiesen ward, wirkte der mächtige Reiz des Goldes. Sie ward ein Weilchen nachdenkend, und nahm dann eine wichtige Beschränkung in ihrer Sittenlehre vor. — Daß eine Jungfrau unerkaufbar bleiben müsse, darauf beharrte sie: doch daß eine Witwe sich schon etwas mehr nachsehen dürfe, das glaubte sie, oder schien es zu glauben. Sie beredete daher Nannetten zu einer bejahenden Antwort, und übernahm die Endigung dieses Handels. Alles ging vortrefflich. Madame erschien zur bestimmten Zeit. Ihre jungfräuliche Scham hatte sich Verschonung mit allem Lichte ausbedingt. Der Fremde ward in jedem Betracht vergnügt, zahlte seine hundert Louisdor,

ward mit Kuß und Händedruck quittirt, und merkte vom Betrug keine Sylbe.

Nannette, die äußerst ungern in diese List gewilligt hatte, ließ den ganzen andern Tag sich nicht blicken. Es war allerdings Scham, aber der Fremde nahm es doch für eine andere Art von Scham. Er hatte große Lust jene Nacht, nur um einen etwas billigern Preis, noch ein Mahl zu feyern. Bloß deßwegen verzog er abermahls in Lyon. Doch am dritten Tage fand sich ein neuer Grund zum Verzuge, woran Niemand gedacht hatte. Er ward krank. Die Ärzte, die er rufen ließ, schüttelten gleich Anfangs bedenklich den Kopf, und erklärten, daß ein heftiges Fieber im Anzuge sey. Nach vier und zwanzig Stunden sprachen sie von Lebensgefahr, von der Nothwendigkeit, sich mit dem Sacrament versehen zu lassen, und dergleichen mehr. Freylich fand der junge Mann eine solche Nachricht gar nicht nach seinem Wunsche; denn er hatte noch gar zu viel auf der Welt zu thun sich vorgenommen, als jetzt schon gleichgültig an einen Abschied von ihr zu denken. Doch betrug er sich als ein Mann von Fassung, brachte seine Angelegenheiten bestmöglichst in Ordnung, und da sich in seiner Brieftasche Wechsel auf zwey tausend Pistolen befanden, da Nannette seine letzte Liebe gewesen war; so vermachte er ihr diese Summe durch ein förmliches Testament, „Theils um (wie er sich ausdrückte), die Gefälligkeit zu belohnen, die sie für ihn gehabt habe, Theils sie wegen der Folgen zu entschädigen, die doch vielleicht noch jene Nacht nach sich ziehen könne." — Gleich nach Besiegelung dieses letzten Willens fiel er in fieberhafte Verrückungen,

aus welchen er nie wieder ganz zu sich selber kam; am siebenten Tage starb er.

Man öffnete sein Testament, ersah sein Vermächtniß, und machte es Nannetten bekannt. Das arme Mädchen erröthete vor Scham bis an die Haare; ihre Tante, die zugegen war, erröthete auch, doch aus ganz andern Gründen. Habsucht, ihr voriger Fehler, sah hier eine noch weit stärkere Anreizung. Sie machte nun Alles bekannt, widersprach laut dem Glück ihrer Nichte, und verlangte, daß dieß Legat auf sie gezogen werden müsse; denn sie allein habe solches verdient, und auch dabey derjenigen Gefahr sich unterzogen, deren im Testament Erwähnung geschehe.

Dieser sonderbare Rechtshandel gelangte nothwendig vor Gericht, und mittlerweile dort die Parteyen und ihre Anwälde sich zankten, fanden Tante und Nichte auch beym Publicum unangesprochene Advocaten und Richter. — „Es ist ja klar, sagten die Anhänger der „Witwe, wem der Fremde sein Geschenk zugedacht „hat! Derjenigen Person, die ihm eine vergnügte „Nacht gemacht; die sich dadurch in Gefahr gesetzt „hatte, Mutter eines Kindes, eines Kindes von ihm „zu werden. Der Nahme thut nichts zur Sache, so „bald man sich in der Person nicht irren kann. Er „nannte die Nichte, weil er glaubte, daß diese sich für „ihn aufgeopfert habe. — Hätte er die Wahrheit ge„wußt, so würde er die Tante genannt, und ihr diese „zwey tausend Louisdors hinterlassen haben."

„Nein, das hätte er sicher nicht gethan!" erwiederte die Gegenparteу. „Er kannte Tante und Nichte; „aber es fiel ihm nicht ein, Jener seinen Antrag zu „thun, da er von der Letztern, Trotz ihrer Sprödigkeit,

„nicht abließ. Nur von ihr glaubte er auch umarmt „worden zu seyn, und sorgte, ihre übertäubte Tugend „nicht reichlich genug bezahlen zu können. Zudem kann „die Witwe wohl ein so ansehnliches Geschenk für einen „Dienst erwarten, den sie bloß durch Betrügerey lei- „stete? Man kann einen Fehltritt, eine Schwäche be- „lohnen, doch nicht ein so verächtliches Betragen, als „die Wirthinn sich hier zu Schulden kommen ließ. Der „Fremde hat Nannetten genannt. Ihr gehört auch „daher das Vermächtniß, und nicht einem ausschwei- „fenden Weibe, das Geldgeiz oder Wollust hinriefen, „wo Niemand ihrer begehrte. Käm' ein Kind zum „Vorschein, dann würde Dieß allein Nannetten zuvor „gehn, denn Dieß scheint der Sterbende als den Haupt- „gegenstand seiner Großmuth zu betrachten."

Die Richter sprachen endlich, und ihr Urtheil war ziemlich der letztern Meinung gleich. — „Die Gast- „wirthinn, hieß es, behalte ihre hundert Louisdor, ein „nur allzu hoher Preis für ihre Liederlichkeit. Ihrem „Kinde, wenn sie binnen gehöriger Zeit von einem „entbunden werden sollte, gehöre die Summe der „zwey tausend Louisdor. Doch da eine Dame, die so „schwach bey hundert Goldstücken war, für zwey tau- „send möglich zu erhaltende, wohl mancherley noch „thun könnte, so verbleibe sie zwey Monathe im engen „Gewahrsam. Eine sehr gelinde Strafe für ein Ver- „gehen, dessen sie sich sogar rühmen konnte. Ist die ge- „hörige Zeit ohne Spur einer Schwangerschaft ver- „flossen, so falle die ganze Summe der unschuldigen „Nannette anheim."

Und sie fiel ihr anheim! Bald machte dieß brave Mädchen einen braven Gatten glücklich. Ihre Muhme

hingegen erntete ein, was sie verdiente. Der Ruf ihres Hauses verfiel; mit diesem Ruf auch ihre Nahrung. Oft noch mußte sie sich zu einem Geschäfte entschließen, das jenem Ersten glich; nur daß man nun — es mochte ein Nachtlicht brennen oder nicht — sie dabey besser kannte, und für ihre Gunstbezeigung die Louisdore nicht mehr zu Hunderten verschleuderte.

Blutschänder, Feueranleger und Mörder zugleich, den Gesetzen nach, und doch ein Jüngling von edler Seele.

Brief eines Predigers in *** an seinen Freund.

Ja wohl, mein Theuerster, haben Sie Recht, daß es zu unsern süßesten und schweresten Geschäften zugleich gehöre, Elende, die nun endlich dem Arm der rächenden Gerechtigkeit anheim gefallen sind, zum letzten Augenblick des Lebens vorzubereiten. — Ist unsere Mühe fruchtlos; hört der Verurtheilte die Warnung nicht, die wir ihm zurufen; und wankt er hin zum Block oder zum Rade, kalt, eisern und verblendet, — o Gott, welch ein Gefühl des Schauderns dann für uns! — — Hört er uns mit Zerknirrschung, mit Ergebung und Reue; welches bange Mitleid! welche quälende Ungewißheit, ob bey ihm nur Todesbuße, oder

innere Umkehrung wirke! Aber freylich auch welches süße Gefühl, oft eine Seele gerettet zu haben, die schon verloren war! Welches göttliche Bild jenes Augenblicks, wenn einst vielleicht beym ersten Tritt in jene Ewigkeit der Erhaltene, der Beseligte uns entgegen eilt, und uns dankbar zum Throne dessen begleitet, der war und ist und seyn wird.

Warum ich Dieß eben heut Ihnen sage? — O mein Herzensfreund! ich hatte noch nie Dieß Alles so glühend überdacht, als jetzt in diesem Augenblicke. — Jetzt, da ich eben vom Schaffot zurückkehre, bespritzt vom Blute eines jungen Mannes, dessen unglückliches Schicksal mein Allerinnerstes durchbebte; von dem ich gewiß weiß, daß er zur kleinern Anzahl edler, unbekannt gebliebener Seelen gerechnet zu werden verdiene; dessen beynahe einziges Geschick ich nach seinen verborgensten Falten kenne, und den ich endlich mit einem Muthe sterben sah, der alle meine mühsam erzwungene Herzhaftigkeit übern Haufen warf.

Ja, mein Freund! eben derjenige Unglückliche, den Sie in unsern öffentlichen Blättern, als einen dreyfachen Übelthäter, als Blutschänder, Mordbrenner und Todtschläger angegeben finden werden; der alle diese drey schreckliche Laster, deren jedes Einzelne schon den gesetzlichen Tod verdient, in dem geringen Alter von zwey und zwanzig Jahren auf sich lud: eben Er, den die Menge öffentlich verabscheut, und den vielleicht nur einige, äußerst wenige, bessere und verständigere Seelen heimlich bemitleiden; eben Er besaß ein edles Herz, sanftes Gefühl und Empfindungen, deren Sie und ich uns nicht schämen dürfen. — Eine Behauptung,

die Sie beleidigen kann, die aber hoffentlich meine Erzählung wieder gut machen wird.

Es sind acht Tage ungefähr, als ich vom Rath des nächsten Städtchens, wegen plötzlicher Krankheit des dasigen Priesters den Auftrag erhielt, nun gedachten Inquisiten, den ich bloß dem Gerüchte nach kannte, zum Tode vorzubereiten. Ich läugne nicht, daß ich mit dem äußersten Widerwillen mich diesem Berufsgeschäfte unterzog. — „Erst zwey und zwanzig Jahr, und schon ein so schrecklicher dreyfacher Missethäter! Was läßt von einem so früh und so hart sündigenden Gemüthe sich für Besserung hoffen! Wie tief verderbt muß von Kindheit an seine Seele gewesen seyn! und welche ächte Änderung läßt sich in der kurzen Zeit von acht Tagen bey einem Menschen dieser Art vermuthen?" — so dachte ich, indem ich ins Gefängniß trat.

Doch gleich sein erstes Ansehen griff mir ans Herz. — Durch einen lang gewachsenen schwarzen Bart, durch bleichgelbe Haut, durch Schmutz und Elend schimmerten sanfte menschenfreundliche Gesichtszüge. Gelassenheit und Kummer sprachen in seinem thränenden Auge, und sein Blick war offen, freundschaftlich und zutrauensvoll. — Mit einer einzigen leidenden Miene überwand er meinen ganzen vorgefaßten Widerwillen, und meine Anrede ward unzusammenhängender, als sie sonst bey ähnlichen Gelegenheiten zu seyn pflegt.

„Ich zweifle nicht, (sagte ich), daß er die Absicht errathe, in welcher ich zu ihm komme; auch glaube ich eben so zuversichtlich, daß es ihm angenehm seyn solle, nach so langwieriger Inquisition und so widrigem Umgange mit Kerkermeistern und Richtern, endlich einmahl einen Mann zu sich hereintreten zu sehen, dessen

Herz so freundschaftlich gegen ihn gesinnt sey; dessen einziger Wunsch dahin gehe, ihm die letzten Tage seines Lebens und die Schrecken eines nahen Todes zu versüßen, und vor dem er ohne Mißtrauen die geheimsten und drückendsten Gedanken seiner Seele ausschütten könne."

Ich würde Ihnen, antwortete er mir, meine rechte Hand zum Zeichen des herzlichsten Willkommens darbiethen, wenn diese Bande mich nicht hinderten. Allerdings muß ich der Inquisition und aller der Richter und Kerkermeister längst überdrüßig seyn. Gern verlasse ich eine Welt, auf welcher für mich weiter kein Glück zu finden ist, und der ich zum Lohn meiner Übelthaten, und zur Warnung für andere Gleitende, diejenige willige Hingabe des Lebens schuldig bin, die ich auch wirklich leisten will. Sie halten mich wohl (setzte er mit einem Lächeln hinzu, das in Wehmuth verschmolz, und mir durch die Seele ging); Sie halten mich wohl, ehrwürdiger Herr, für einen der größten Bösewichter?

Ich zuckte die Achsel: — „Ich möchte gern nicht; aber kann ich anders?"

„Nein! Nein! Ich gestehe es selbst — es lasten viel Vergehen auf meiner Seele; und doch ist der Allsehende mein Zeuge, daß der Grund zu allen Diesen eine Leidenschaft war, die bey ihrer ersten Entstehung nicht nur untadelhaft, sondern vielleicht sogar edel genannt werden könnte! — Mag zwar immer die Welt mich für lasterhaft halten! Ich ertrage es willig; denn die unbestochene Stimme meines eigenen Herzens nennt mich nur größten Theils unglücklich. — Aber daß mein Tröster in diesen letzten schauder-

vollen

vollen Stunden, daß der Mann, der bey seinem ersten Eintritt sich so liebreich zu meinem Freund anbiethet, mich besser kennen möge, das wünsche ich sehnlicher, als die Rechtfertigung bey allen Übrigen; und die Leutseligkeit, die Theilnehmung in Ihrer Miene, versichern mir im Voraus Ihr williges Gehör."

Sie können sich leicht vorstellen, mein Theuerster, daß eine solche Begrüßung mein Erstaunen noch vermehrte, und daß ich selbst nun neugierig genug war, ihn um die Mittheilung seiner Geschichte zu bitten; er erzählte sie mir ungefähr mit folgenden Worten:

„Mein Vater war ein Handelsmann in diesem Städtchen, und ich, sein einziger Sohn, ward mit möglichster Sorgfalt, unter seinen eigenen Augen zu gleicher Lebensart auferzogen. Seit meinen ersten Jahren war meine Gemüthsart still, und das Lesen nützlicher Bücher in Nebenstunden mein liebster und fast einziger Zeitvertreib; lärmende Ergetzlichkeiten vermied ich aus eigener Wahl, und meine Ältern liebten mich, dieser Eingezogenheit halber, mit doppelter Liebe. Im siebzehnten Jahre verlor ich meine Mutter; mein Vater lebte einige Jahre hindurch frey, ledig und vergnügt; ja, er war schon nahe an Sechzigen, als er die Schwachheit beging, sich in ein nachbarliches ganz junges Mädchen zu verlieben, deren einziger Reichthum in äußerlichem Reize und unbescholtenem Rufe bestand. — Er hielt förmlich bey ihren Ältern um sie an, und diese, da er für einen ansehnlichen vermögenden Handelsmann galt, nöthigten ihre Tochter, halb durch Ernst, halb durch gütliche Zuredungen, ihm ihre Hand, mehr

mit dem Munde, als dem Herzen, zuzusagen. Der Tag zur Hochzeit war bereits anberaumt, als mein Vater gefährlich krank ward. Er erhohlte sich jedoch bald einiger Maßen; und wiewohl ihm sein Arzt und eigenes zurückgebliebenes Unvermögen zum Aufschub riethen, so achtete er doch auf Beyde nicht, zwang sich nach möglichsten Kräften, und feyerte seine Verbindung so gut, als es nur sein Zustand erlaubte. Aber noch an seinem Hochzeittage ward er von Neuem so matt und krank, daß man ihn von der Tafel hinweg auf ein Lager tragen mußte, von welchem er nie wieder aufstand. — So verfloß ein ganzes Jahr, und es ist erwiesen, unwidersprechlich erwiesen, daß er nie seine Heirath wirklich habe vollziehen können.

„Indeß hieß doch das junge mit ihm getraute Mädchen seine Frau, und da sie mit größter Gelassenheit mancherley Ungemach bey ihm ausstand, so vermachte er ihr durch ein Testament sein ganzes Vermögen, und hinterließ mir, seinem einzigen Sohn, über den er nie eine Klage geführt, außer dem gesetzlichen Pflichttheil, keinen einzigen Heller. So viel ich nun Ursache zu haben schien, eine Person, die mich, auf beynah widerrechtliche Art, um ein für hiesigen Ort ansehnliches Vermögen brachte, zu hassen, oder wenigstens zu vermeiden, so geschah doch gerade das Gegentheil. Sie war, wie ich schon gesagt, jung, schön, vom bestmöglichsten Charakter, leutselig, dienstfertig gegen jedermann und vorzüglich gegen mich seit dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft von dem gefälligsten Betragen. — So wenig ich auch noch damahls wußte, warum? so suchte ich doch bereits in müßigen Stunden ihre Gesellschaft; sprach gern und

viel mit ihr; fragte sie in Haus- und Handelsangelegenheiten oft um ihre Meinung, und merkte bald, daß auch sie die meinige bey der kleinsten Kleinigkeit zu wissen begehre, und pünctlich befolge. — So blieb es einige Monathe, und ich muthmaßte nichts Besonderes hierbey. Aber als sie von Tage zu Tage mir werther ward, kein Ort, wo sie nicht war, mir mehr gefallen wollte; und stets im Schlafe und Wachen ihr Bild vor meinen Augen schwebte; da merkte ich endlich, was dieß für ein Funke sey; der tief in meinem Herzen glimme; erschrack über meine Thorheit, beschloß eine Person, die nicht für mich geschaffen sey, aufs möglichste zu vermeiden; und hätte vielleicht sogleich mich aus dem väterlichen Hause wegbegeben, wenn nicht die Furcht vor der Nachrede meiner Mitbürger, ihr Argwohn, als geschähe es aus Zorn über das väterliche Testament, die Lage unserer Handlung, bey welcher ich unentbehrlich geworden, und endlich der nahe vor unsern Augen schwebende Tod meines Vaters mich abgehalten hätte.

„Indeß hielt ich wenigstens meinen Vorsatz, sie so viel als möglich zu fliehen, eine lange Zeit aufs standhafteste; aber kaum ward sie Dieß selbst gewahr, als sie mir einst in einem abgelegenen Orte des Hauses nachfolgte, und mich mit thränenden Augen um die Ursache einer Änderung befragte, wozu sie wenigstens mit Wissen mir keinen Anlaß gegeben habe. — Ich stotterte etwas her, das einem Vorwand ähnlich sehen sollte; doch Alles ward von ihr mit leichter Mühe widerlegt, und als meine Verwirrung zunahm, und einige mir unversehens entschlüpfte Worte ihr meine

wahren Gesinnungen verriethen, da konnte und wollte sie nicht länger den ausbrechenden Strom ihrer Thränen und Empfindungen zurück halten, sondern fiel mit Inbrunst um meinen Hals, und drückte mich, voll des unaussprechlichsten Gefühls, an ihre bebende Brust. — Dieser Augenblick machte, daß wir uns nicht länger von Dem, was in uns selbst vorging, ein Geheimniß machten; ich sprach vielmehr ohne alle Zurückhaltung mit ihr; stellte ihr die Nothwendigkeit unserer Trennung und das Unmögliche in unseren Wünschen vor, und wollte bey Endigung meiner Rede mich von ihr losreissen. Aber auch jetzt hielt sie mich zurück, schwur bey Allem, was ihr heilig und werth sey, daß sie nie die Seite meines Vaters berührt habe; stellte mir die vermuthliche Nähe seines Todes vor, und äußerte die zuversichtliche Hoffnung: daß alsdann ein bloßer leerer Titel uns nicht hindern sollte, ganz für einander zu leben.

„Ihr feyerliches Bitten, und die Zuversicht, mit der man das Gewünschte so gern auch glaubt, erweichten mich endlich. Aber bey Demjenigen, vor dessen Richterstuhl ich nun bald zu treten gedenke, sey es Ihnen, Ehrwürdiger Herr, zugeschworen: nie ist damahls etwas unter uns vorgefallen, dessen Erinnerung mich in diesen letzten Stunden meines Leidens bekümmern könnte. — Wir drückten uns freundschaftlich die Hände; weinten zusammen, entdeckten uns wechselseitig die Regungen unserer Sehnsucht, und höchstens — wiewohl auch Dieß sehr selten, war ein Kuß die zärtlichste Liebkosung, die ich begehrte und sie vergönnte.

„Endlich starb mein Vater, und einige Wochen nachher fing sie von Neuem an, in mich zu dringen: ob

es nicht wohl gethan seyn würde, sich bey irgend einem Rechtsgelehrten Raths zu erhohlen? — Ich vermag es mir selbst nicht zu erklären; aber so sehr auch meine Liebe mit jedem Tage zunahm, so sehr verringerte sich doch im Gegentheil meine ehemahls feurige Hoffnung ihres Besitzes; und zitternd, bloß um ihretwillen, bloß um endlich ein Mahl diese quälende Ungewißheit zu enden, ging ich zu einem Advocaten, dem ich mich ganz entdeckte. — Er gab mir die beste Vertröstung; setzte sogleich in meinem Nahmen eine Bittschrift um Dispensation an das Oberconsistorium auf, ging aber, — es sey nun aus Unwissenheit, oder Übereilung; denn boshaftere Bewegungsgründe möchte ich nicht gern meinen Nebenmenschen zutrauen — über den wichtigen Punct der priesterlichen Trauung, und der nie vollzogenen aber doch wirklich gesetzlichen Heirath mit solcher Flüchtigkeit hinweg, daß Mißdeutung und zweyfache Auslegung hier sehr leicht Statt finden konnten.

„Stellen sie sich indeß unser Entzücken vor, als wir in wenig Wochen auf dieses Ansuchen die unbedingteste Erlaubniß uns zu ehelichen erhielten, und auf ein Mahl von den folterndsten Zweifeln zur süßesten Hoffnung unauflöslicher Vereinigung übergingen! — Entscheiden Sie aber auch zugleich über die Reinigkeit meiner Liebe, wenn ich bey dem Allgegenwärtigen betheure: daß, ungeachtet dieser Erlaubniß, ungeachtet sie auf jedem meiner Schritte mein Schatten war, und von meinem kleinsten Winke abhing; ungeachtet auch ich sie mit der unaussprechlichsten Liebe liebte; nichts suchte, noch dachte, als ihr zu gefallen, und gewiß nur Eines Wortes bedurft hätte, um ein Weib, das mehr in

mir als in sich selber lebte, zu allem Möglichen zu bewegen; daß, sage ich, doch auch jetzt wieder ganze vier Wochen verstrichen, ohne daß irgend etwas unter uns vorgefallen wäre, wobey wir des strengsten Richters Anblick zu befürchten Ursache gehabt hätten.

„Wir machten von Stunde an aus unserer Liebe, so wie aus unserem Vorsatz, kein Geheimniß mehr; bereiteten Alles zu unserer Verehelligung, und reizten nothwendig, durch das Sonderbare in dieser Begebenheit, die Neugier und Verwunderung unserer Mitbürger; der hiesige Rath selbst mischte sich mit ein; befahl uns Aufschub der Hochzeit, und machte einen Bericht ans Oberconsistorium. Weiß Gott die Ursach, die jetzt solches zu einem Ausspruch bewog, der schnurstracks dem ersten zuwider lautete! So viel weiß ich, das Schrecken eines Unglücklichen, der sich unvermuthet in einen bodenlosen Abgrund hinabgestürzt fühlt, ist ein Kinderspiel gegen das meinige, als ich vorgerufen ward, und das schreckliche Verboth unserer Heirath erfuhr. — — Und nun zumahl ihren Schmerz, ihre Thränen, ihren nahmenlosen Jammer! — O Ehrwürdiger Herr, wenn ich auch (was zwar weit über meine Kräfte geht,) alles Dieß zu schildern vermöchte; ich würde es doch niemahls thun. — Welchen andern Vortheil könnte ich davon haben, als Ihr fühlbares menschenfreundliches Herz zu verwunden, und selbst dieser Erinnerung unterzuliegen?"

Hier schwieg der Bedauernswürdige einige Secunden lang. In seinen Augen standen Thränen; aus den meinigen ergoßen sie sich; er sah es, drückte dankbar meine ihm dargebothene Hand, und fuhr fort:

„Der Befehl unserer Obrigkeit legte uns die Trennung unserer Wohnungen auf, verboth mir aber keinesweges, meine sogenannte Stiefmutter, so oft ich wollte, zu sehen und zu sprechen. — Da nun auch jetzt noch nicht alle Hoffnung verschwunden war, durch erneuerte Gegenvorstellung, die Sache in das vorige gute Geleise zu bringen; da mein Anblick und Zureden allein die Unglückliche von den schwärzesten Entschliessungen zurück hielt; und da auch mein eigenes liebekrankes Herz ihres Umgangs unmöglich so leicht entbehren konnte; so war ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend immer um sie; jedoch noch eben so schuldlos als vorher.

„Aber damahls hatte ein Nachbar, der sehr oft bey uns war, und inniges Mitleid bey unsern Schmerzen bezeigte, die Unvorsichtigkeit in ihrer Gegenwart zu mir zu sagen: daß in meinem Falle er sich leicht Hülfe zu verschaffen wissen würde; daß man nur unser Geld zu erpressen suche, und daß ein lebendiger Zeuge unserer Liebe uns besser, als alle Advocaten die Erlaubniß zur Heirath auswirken würde.

„Was nützte es mir wohl jetzt, zumahl gegen Sie, Ehrwürdiger Herr, mit einer Enthaltsamkeit zu prahlen, die mir weder Ruhm noch Vortheil weiter schaffen kann? Aber gewiß, meine eigene Überzeugung sagt es mir: auch dieser verführerische Rath hätte mich nicht zum Straucheln gebracht, wäre er nur nicht tiefer bey ihr, als bey mir eingedrungen. — Denn, ach! kaum war ich wieder mit ihr allein, als sie, zwar mit aller Schüchternheit einer noch nie verletzten Scham, aber auch zugleich mit aller Gewalt der Liebe in mich eindrang, zu — thun, was

Neigung und Klugheit mir anrathe; zu wagen, was noch als das letzte sicherste Mittel zu unserer künftigen Ehe übrig bleibe. Mit Schwüren, daß nicht thierischer Trieb, sondern bloß der verzweifelnde Wunsch, mich ganz und ruhig zu besitzen, aus ihr spreche, bestürmte sie mich so zwey ganzer Tage lang, und vergebe es mir Derjenige, der uns schwach erschuf, wenn ich endlich wankte, und am dritten Tage that, was Tausende meiner Mitbrüder beym ersten Wink eines so liebevollen und so zärtlich wieder geliebten Geschöpfes gethan haben würden!"

„Da wir, voll innerer Überzeugung von der Unschuld unserer Entwürfe, das ein Mahl Geschehene noch oft wiederhohlten, so dauerte es gar nicht lange, daß sie sich schwanger fühlte. Mit der feurigsten Umarmung, mit einem dankbar zum Himmel gewandten Blick, hinterbrachte sie mir diese Nachricht; machte sogleich gegen keine ihrer Freundinnen ein Geheimniß daraus; bekannte gegen Alle laut und unbefragt, daß ich Vater sey; daß Niemand anders, als ich, je Vater ihrer Kinder werden könne, und daß sie selbst — da wir doch einmahl längst, durch Verbindung unserer Herzen, vor Gott Eheleute wären — mich dazu angefeuert habe, um nur endlich unsere so sehr erschwerte Heirath durchzusetzen. — Kurz, es kam durch unsere eigene vorsetzliche Bemühung bald dahin, daß der Rath sich von Neuem in unsere Angelegenheit mischte, und ein gerichtliches Verhör anberaumte. Keines von uns Beyden zögerte, ein freyes einstimmiges Geständniß abzulegen, und dessen natürliche, obgleich von uns nicht vorhergesehene Folge war, ferner weitere Untersuchung, neue Berichtserstattung und

einstweiliges getrenntes Gefängniß, welches doch, auf ihrer Seite, bloß in Hausarrest bestand. — Selbst jetzt glaube ich, und der Rechtsgelehrte, der meine nachherige Schutzschrift übernommen, bestärkte mich in diesem Glauben: daß wir Beyde damahls ziemlich gelinde durchgekommen seyn würden, hätte nicht plötzlich ein neuer Unfall Alles, was sich zu unserem Besten sagen ließ, zu Boden geworfen."

„Sie nähmlich, welcher Einsperrung und Trennung von mir ein unerträgliches Elend schien, hatte zu entfliehen gesucht, ward aber eingehohlt, und, ihres körperlichen Zustandes ungeachtet, auf eine sehr unbarmherzige Weise gezüchtiget worden. Dieß erfuhr ich, und meine bisherige Ruhe verwandelte bey dieser Nachricht sich in Wuth. Flucht und ihre Befreyung wurden von diesem Augenblicke an meine einzigen und angelegensten Gedanken, und in meiner damahligen Seelenfassung dachte ich nur immer an das Erstere, ohne zugleich auch das Letztere gehörig überdacht zu haben."

„Es gelang mir noch in nähmlicher Nacht, unbemerkt zu entfliehen, und ich war bereits auf offener Straße, als ich erst auf Mittel, Sie mit hinweg zu bringen gedachte. Wohin wir fliehen? wovon wir leben sollten? das Alles schienen mir Kleinigkeiten, die das Bedürfniß leicht uns zeigen würde. Nur, wie Sie jetzt erhalten? das war meine einzige Frage. — Ward ich wieder eingehohlt, so war nichts gewisser, als daß man hinführo mein Gefängniß fester verwahren, und mir jeden Weg zu wiederhohlter Flucht abschneiden würde. Gleichwohl mußte ich, was ich zu

ihrer Rettung thun wollte, bald thun, weil ich keinen Augenblick sicher war, vermißt zu werden. Aus diesem Hin- und Herschwanken, bald Erwählen und bald Verwerfen, entsprang endlich der Anschlag: das Haus, oder vielmehr die hölzerne Hütte, in der man sie aufbewahrte, anzuzünden; mitten in dem Lärmen, der nothwendig daraus entstehen würde, mich einzudrängen; sie dann, wo möglich, so wie ich sie fände, fortzureissen, und so weit zu tragen, als es Kraft und Umstände mir vergönnen würden."

„Gedacht, und auch gethan! — Eine nahe Laterne gab mir Feuer; das dürre Holzwerk faßte bald Flamme; ich selbst war unerkannt einer der ersten, der Lärmen machte; drang glücklich zu ihr hindurch, und trug sie, halbtodt vor Schrecken und Erstaunen, immer fort zum Stadtthor hinaus. — Aber ach, daß so selten unsere Kräfte gleich stark, als unser Wille, sind! Die entsetzliche Anstrengung, die Schwere der geliebten Bürde, die Länge des Weges, und meine schwächliche Leibesbeschaffenheit machten, daß ich, nach der Flucht von ungefähr einer Viertelmeile, halb todt, und indem ein Strom von Blut aus meinem Halse schoß, nieder sank. Jetzt wollte die Unglückliche mich weiter forttragen; aber ihr körperliches Unvermögen hinderte sie. Überdieß hatte man uns bereits vermißt: man setzte nach, fand uns, und brachte uns wieder zurück.

„Mein Gefängniß ward nun, wie ich es vorher gesehen, sehr hart, und mein Tod unvermeidlich; aber eben hierdurch stärkte sich meine Entschlossenheit, noch ein Mahl Alles zu wagen, was wagbar sey. Der mir zugegebene Wächter gehörte zu den rohesten, gröbsten Seelen, der zur Unmenschlichkeit wenig oder gar

nichts fehlte. Ich sah ihn einst im tiefsten Schlaf versunken; die Angst machte mich stark; ich fand Mittel meiner Ketten los zu werden; nahm ihm den Schlüssel aus seiner Tasche, und war schon halb zur Thür hinaus, als er aufwachte, und wüthend auf mich zueilte. Ich, als der Jüngere, war auch der Stärkere; ich rang mit ihm, und drängte ihn so fest an die Wand, daß es ihm unmöglich fiel, nach Hülfe zu rufen. Ich fragte ihn: ob er schwören wolle, mich unverrathen entfliehen zu lassen? Aber statt der Antwort zog der Elende mitten im Streit ein Messer aus der Tasche, mit welchem er mich von sich abzubringen suchte; doch auch dieses entrang ich ihm, und da ich bey seinem Leben keine Hoffnung zur Erhaltung des meinigen mehr vor mir sah, so versetzte ich ihm zwey gefährliche Halswunden, streckte ihn damit zu Boden, und floh. — Auch jetzt kam ich wieder bis zu ihr; denn sie war, wie ich wohl wußte, wegen Annäherung ihrer Geburtszeit gegen Bürgschaft losgelassen worden; und auch jetzt wollte sie mit mir flüchten. Doch der Arm des Bluträchers war nahe und schwer über mir. Wir wurden abermahls eingehohlt, und ich sehe nun binnen wenig Tagen den gewissen Tod vor meinen Augen. — O wie gern will ich sterben! wie gern ein Leben verlassen, dessen ich nicht werth bin, und wo auch hienieden kein Glück für mich mehr vorhanden ist."

Hier schloß der Unglückliche seine Erzählung, und hielt sein Versprechen der willigen Todeserduldung aufs heiligste. Wie viel könnte ich Ihnen noch von seinem Muthe in der fürchterlichen Stunde, von seinem letzten Gespräche mit der bedauernswürdigen Frau, und von einer Menge ähnlicher Umstände erzählen! Aber

vergeben Sie mir, wenn ich diesen ohnedem langen Brief hier abbreche. — Er ist mir so werth geworden, dieser arme Jüngling, daß ich nie seiner ohne Thränen gedenken werde: und ist er es Ihnen von nun an nicht auch, so trägt meine matte Erzählung, nicht seine Geschichte die Schuld davon. Ich bin u. s. w.

Doppelter Ehebruch, boßhafte Entweichung, widersetzliche Ehe — aus sehr verzeihlichen Gründen.

Brief eines Geistlichen an Meißner.

Mein Herr!

Sie haben in Ihren Skizzen den Wunsch geäußert, daß sich unparteyische Beobachter menschlicher Natur und Handlungen erwecken lassen möchten, Ihnen Lebensbeschreibungen merkwürdiger Personen, welche der Gerechtigkeit als Opfer heimgefallen, mitzutheilen, weil hier noch ein weites beurbares Feld übrig wäre. Schon oft habe ich ähnliche Wünsche, obgleich in verschiedener Absicht, in der Stille gethan. Sie wünschen Dieß für den Dichter,*) ich für den Prediger und Pädagogen. In beyder Absicht, glaube ich, würde die Ausführung dieses Wunsches nützlich seyn; denn was ist ein Prediger ohne Menschenkenntniß? Er kann

*) Nicht für den Dichter allein, sondern auch für jeden Forscher des menschlichen Herzens, sind, wie ich glaube, dergleichen Lebensbeschreibungen nützlich.

Mßr.

ein gelehrter Mann, ein berühmter Redner seyn, aber ohne Jene wird er einem tönenden Erze und einer klingenden Schelle gleichen. *) Man muß den Menschen kennen, ehe man ihn bessern will; man muß seine vorgefaßten Meinungen (denn Unwahrheit wirkt so stark als Wahrheit) wissen: man muß sein Temperament und die Heftigkeit seiner Leidenschaften bemerken; muß auf seine Bewegungsgründe, seine Verbindungen und die Nebenumstände, die auf seine damahlige Denkungsart einen Einfluß hatten, sehen; ja, noch mehr, man muß sich nach seiner ersten Erziehung und Bildung des Herzens erkundigen: wie, und durch wen sie geschehen sey? Und dann wird man erst nach einer so langen und mühsamen Untersuchung den Gang wahrnehmen, den die menschliche Seele zu nehmen pflegt; wird, nach gewissenhafter Abwägung aller Umstände, richtiger über Handlungen urtheilen, und den nach Grundsätzen handelnden, oft unverbesserlichen Bösewicht, von dem aus Schwachheit Gefallenen, durch Vorurtheil Verblendeten, oder durch viele mächtige Reizungen zum ersten Schritt des Lasters verleiteten Menschen unterscheiden können. So mühsam diese Untersuchung ist, so belohnend wird sie auch; denn durch sie ausgerüstet, ist es uns möglich, Mit-

*) Ja wohl! Ja wohl! Und doch gibt es der Prediger so viele, die mitleidig auf Denjenigen herab sehen, der das von Gott unläugbar herstammende Buch — das menschliche Herz, und die Geschichte des Menschen-Geschlechtes — studiert.

Mßr.

tel zu finden, die Verstand und Herz bessern, selbst in den härtesten Gemüthern Empfindungen der Reue erwecken und dem unglücklich Gefallenen wieder aufhelfen.

Doch, bester Freund, so gerecht also auch Ihr Wunsch ist, so fürchte ich doch, er wird eben nicht von Vielen mit Beyfall gehört werden. Denn schon oft hat mir bey ähnlichen Gesprächen, ein heiliger Diener der Gerechtigkeit, dessen größter Gewinn peinliche Untersuchungen waren, geantwortet: „Was kann Dieß helfen? Laster ist Laster und muß nach den Gesetzen bestraft werden. Die Leute ersinnen sich tausend Lügen, ihre Boßheiten zu entschuldigen. Wer kann sich die Mühe geben, Alles zu untersuchen?" Ja selbst im Zirkel meiner Amtsbrüder fand ich, nach dahin gelenktem Gespräch, oft, daß man alle dergleichen Untersuchungen für fremd und zur Bekehrung unnütz erkläre. Ich hatte dann die Klugheit zu schweigen, und hörte mit Erstaunen, wie man Jeden, der der Gerechtigkeit anheim fällt, verdammte, indeß man dem feinen Betrüger, heimlichen Ehebrecher und ränkevollen Bösewicht den Weg zum Himmel ganz eben bahnte.

Erlauben Sie mir, Ihnen jetzt die Geschichte einer Person mitzutheilen, die auch das Schicksal hatte, daß Jedermann sie als ein ruchloses Weib verdammte, so wenig sie es war. Die Gesetze hatten sie wegen doppelten Ehebruches, boßhafter Entweichung von Mann und Kinde und anderweitiger Verheirathung zum Tode verdammen müssen. Welches Urtheil würden Sie nun wohl im Voraus über sie fällen? „Entweder sie muß eine wollüstige oder sehr einfältige Person

seyn." So dachte auch ich bey der ersten vorläufigen Nachricht und fand doch bey einer genauern Untersuchung, daß sie keines von Beyden, sondern vielmehr von einem Charakter sey, deren ich unter dem weiblichen Geschlecht recht sehr viel anzutreffen wünschte. Hier sind ihre Lebensumstände, die sie aus mißverstandener Scham lange tief in ihrer Seele verbarg und noch länger darin verborgen haben würde, wenn nicht endlich Zutrauen sie offenherzig gemacht hätte.

Ihr Vater, ein Mann aus einer ehemahls angesehenen Familie, hatte sich mit dem wenigen Überreste seines Vermögens ein Bauerngut von ungefähr tausend Thaler am Werthe erkauft. Ein frühzeitiger Tod entriß ihn seiner achtjährigen Tochter, der er im Testament den Besitz seines Gutes noch versicherte, die Verwaltung davon aber bis zu ihrer Verheirathung der Mutter bestimmte. Diese besorgte auch einige Jahre die Wirthschaft mit aller Treue; warf aber nachher, als eine noch junge Witwe, ihre Augen auf einen noch jüngern Mann, und würde ihn, wenn es die Umstände erlaubt hätten, selbst geheirathet haben. Um nun ihren vertraulichen Umgang mit ihm der Nachrede der Welt zu entziehen, bestimmte sie ihn zum Bräutigam für ihre dreyzehnjährige Tochter. Zwang und Zureden nöthigten dieses noch unverständige Mädchen zu einer Verbindung Ja zu sagen, die sie nicht verstand, und die sie sowohl aus Schamhaftigkeit, als auch aus natürlichem Widerwillen gegen diesen Mann, verabscheute.

Im funfzehnten Jahre ihres Alters ward sie die Mutter von einer Tochter, die noch lebt.

Ihr mit den Jahren sich aufklärender Verstand entdeckte ihr bald ihre traurige Verfassung, daß sie in einem Hause als Magd gehorsamen müsse, in welchem sie als Frau herrschen sollte. Die Erinnerungen der empfundenen eheligen Liebe, die ihr jetzt boßhaft von ihrer Mutter geraubt wurden, vermehrten den Haß gegen sie und den Abscheu gegen ihren Mann gleich stark, und endlich kam noch ein gewisses Bewußtseyn von Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit hinzu, welches man bey Vornehmen Selbstgefühl, bey Geringern Bauernstolz zu nennen pflegt.

Nach einigen Jahren starb zwar diese Mutter, aber nicht zugleich mit ihr der nun ein Mahl tief eingewurzelte Haß der Frau gegen ihren Mann.

Sie blieb kalt und unempfindlich gegen alle Liebkosungen und Umarmungen, die er ihr jetzt mit Gewalt aufdrang, und wozu er theils durch die Schönheit ihrer Person, theils durch einen heftigen natürlichen Trieb angereizt ward. Einige Jahre verflossen so wieder unter täglichem und nächtlichen Zank und Streite, wo sie, nach ihrem eigenen Geständniß, jeden Andern, selbst den elendesten Zustand eines Gefangenen für beneidenswürdig achtete, und den Tod als eine Wohlthat angesehen hätte. Es waren vielleicht Mittel übrig, ihr zu helfen; aber ihre Schamhaftigkeit schloß ihr den Mund, und ihr angeborener Stolz verächtete jeden andern Rath, indem er sie zugleich in dem Widerwillen gegen einen Mann bestärkte, der durch sie Besitzer eines ansehnlichen Gutes geworden war.

Der getretene Wurm krümmt sich und sucht den Fuß, der ihn unterdrückt, zu stechen, oder wenig-

stens ihm zu entfliehen. Der Mensch hat gleiche Empfindungen, gleiche Triebe. Der Kluge überdenkt, vergleicht Ursachen mit dem Erfolge, wählt; räumt Hindernisse weg und wird glücklich. Der Schwache, der Eingeschränkte, der Blöde und Furchtsame hat bey gleichem Gefühle nicht gleichen Verstand, greift zu den ersten sichtlichsten Mitteln und wird unglücklich. — Eine gewisse Ursache, warum unter hundert Personen, die den weltlichen Gerichten zur Bestrafung in die Hände fallen, gewiß siebenzig Menschen von eingeschränkter Einsicht, schwacher Beurtheilungskraft, weniger Erfahrung und besonders von niedrigem Stande sind.

Schon lang unterhielt sich dieses gute Weib mit dem Gedanken, sich aus ihrer Sclaverey zu retten. Nur noch ein einziger kleiner Umstand fehlte, um der Wage, die im Hin- und Herschwanken war, den Ausschlag zu geben, und auch dieser fand sich.

Unvermuthet nähmlich mußte sich es treffen, daß sie bey einer feyerlichen Gelegenheit mit einem guten treuherzigen Manne näher bekannt ward, der zu Hause von einem der größten Übel, von einem zanksüchtigen Weibe, geplagt wurde. Gleiche Noth! Gleiche Empfindungen! Gleiche Ergießungen der Seele! Wer hat sich jemahls in einer solchen Lage befunden, und Denjenigen nicht geliebt, nicht als seinen Freund angesehen, der mit uns sympathisirt? — O armes menschliches Herz, du bist oft wider deinen Willen ein Betrieger, und läßt dich betriegen!

Beyde Personen eröffneten einander bald ihr Herz, theilten sich ihre Gedanken, ihr Schicksal und Gefühl mit, beklagten sich gegenseitig und liebten sich, ohne

es Anfangs zu wissen, Eine öftere Zusammenkunft machte sie vertrauter, bis sie endlich ihm heimlich Dasjenige erlaubte, was die vertrauteste Liebe zu ihrer Bestätigung verlangt. Im gleichen Grade wuchs nun die Zuneigung zu Diesem und der Haß gegen Jenen; hatte sie vorher noch manche Bedrückung mit Gleichgültigkeit ertragen, so ward ihr jetzt ihr Elend immer sichtbarer und diese Verbindung unerträglicher. So oft sie zusammen kamen, hatten sie sich neue Kränkungen zu erzählen und ihre Wünsche, sich aus diesem Elend zu retten, begegneten einander. Kurz! sie faßten den Entschluß, den verhaßten Aufenthalt zu verlassen und an jedem andern Orte ihren Unterhalt zu suchen.

„Aber wie? (so fragte ich sie,) schien dir dieser Schritt denn nicht ungerecht?" — „Damahls im geringsten nicht, ob ich es gleich jetzt anders einsehe; sondern ich freute mich, ein Mittel gefunden zu haben, mich aus meiner Qual zu retten, und Das, dachte ich, müßten mir Gott und Menschen erlauben." — „Gedachtest du nicht an den Verlust deines schönen Vermögens?" — „Was ist Vermögen, wenn man es nicht ruhig genießen kann? Hier dieses Züchtlings-Brot schmeckt mir süßer, als die beste Kost in meinem Hause; und dieses harte Lager ist für mich erquickender, als der weiche Platz in dem Ehebette meines Mannes." — „Erwachte denn aber nicht die mütterliche Liebe gegen deine einzige Tochter?" — Allerdings! Ich nahm mit Thränen von ihr Abschied, nicht sie auf ewig zu verlassen, sondern sie in kurzer Zeit von einem bösen Vater zu mir kommen zu lassen." — „War es aber damahls schon dein Entschluß, dich mit

diesem andern Manne zu verheirathen?" — „Nein, bey Gott nicht! Daran dachte ich nicht, sondern freute mich nur, an ihm einen Begleiter gefunden zu haben."

„Sorgfältig vermied ich, (denn ich will sie selbst reden lassen), alles Dasjenige, was mir einigen Verdruß zuziehen könnte. Mein Mann war früh an seine Arbeit ins Holz gegangen, und ich hatte den Auftrag, zwanzig Thaler Steuergelder von der Gemeine in die Stadt zu tragen. So viel Nachdenken hatte ich, daß das Mitnehmen dieses Geldes mir den Verdacht einer Diebinn, und dadurch große Strafe zuziehen könnte. Ich legte es daher sorgfältig in einen verwahrten Schrank und nahm nichts weiter mit, als etliche wenige Stücke meiner weiblichen Kleidung, Wäsche und einiges Geld, das ich mir heimlich gesammelt hatte. Mit allem Diesen eilte ich auf einem Wege fort, von dem mich tausend Mahl die Liebe zu meinem Kinde und zu den Meinigen zurück rief und auf dem mich der Haß gegen meinen Mann, die Erinnerung meines unglücklichen geführten Lebens eben so vielmahl wieder fortstieß. Ich war, wie ein Vogel, der aus seinem Kerker entflogen, auf dem nächsten Ast eines Baumes das erste Mahl frey Athem hohlt, und noch ein Mahl nach seinem ehemahligen traurigen Aufenthalt zurück sieht.

„Ich wanderte in Begleitung meines Führers fort und wir unterhielten uns Beyde mit dem Gedanken, recht gehandelt zu haben. Ich würde eine Lüge sagen, wenn ich meinem Begleiter auch nur im geringsten einige Schuld beylegen wollte. Ich muß viel-

mehr bekennen, daß ich noch entschlossener, als er war.

„Wir erreichten bald die Grenzen eines nachbarlichen Landes und hielten uns vollends vor allen Nachstellungen sicher. Unglücklicherweise aber mußten wir in dem nächsten jenseitigen Dorfe auf einen Trupp Werber stoßen. Mein Begleiter wurde durch List, durch Überredung und durch andere Kunstgriffe genöthigt Dienste zu nehmen; ich wollte weiter gehen, um irgend anderswo mein Brot zu verdienen. Aber das Bitten meines Begleiters, das Zureden der Werber, die ihre Beute in der Verbindung mit mir um desto sicherer zu halten glaubten, und mein eigenes Herz machten alle meine Entschließungen wankend, und ich gab Demjenigen vor dem Altare meine Hand, den ich immer wegen seiner Theilnehmung an meinem Schicksale geliebt hatte.

„Die erste Nacht unsers eingebildeten Glückes war aber auch die Nacht unsers Unglücks. Denn es waren schon Steckbriefe uns nachgekommen und man hohlte uns aus unserm Brautbette ins Gefängniß, von da wir bald in unsere Gerichte geschafft wurden. Ich gestand bey der ersten Vernehmung sogleich nicht nur Dasjenige, worüber man mich befragte, sondern auch Das, was man nicht ein Mahl wissen wollte; denn man hatte, wie ich hernach erfahren habe, den Entschluß gefaßt, mich nach einer geziemenden Bestrafung wieder zu meinem Mann zu thun, der mich für seine Frau erklärte, und mir Alles vergeben wollte. Er kam sogar wöchentlich ein- oder zwey Mahl zu mir ins Gefängniß und suchte durch Geschenke, durch Bitten, durch andere Zudringlichkeit mich wieder mit sich

zu vereinigen. Ich aber, die ich Eines wie das Andere verabscheute, war entschlossen, lieber den Tod zu leiden, ehe ich, als Weib, wieder zu einem Manne ging, den meine ganze Seele verabscheute.

„Ich entdeckte Alles; aber die wahre Ursache dieses meines Unwillens gegen meinen Mann verschloß ich in meiner Seele, und es hat solche noch niemand erfahren als Sie."

So weit sie selbst! Die Untersuchung verzögerte sich über ein ganzes langes Jahr; ich weiß nicht aus welchen Ursachen; vielleicht weil sie Geld hatte.

Endlich erschien der Tag, an welchem ihr das Urtheil eröffnet wurde, dessen Inhalt dieser war, daß sie

wegen doppelten Ehebruchs, boßhafter Entweichung von ihrem Manne und anderweitigen Verheirathung, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Sie hörte dieß Urtheil mit einer unerschrockenen Miene an und freute sich, in Kurzem eine Welt zu verlassen, wo sie bisher so viele unglückliche Tage hatte durchleben müssen; der Richter fühlte Mitleiden gegen sie und gab ihr Gelegenheit um Gnade zu bitten. Es mußte ihr lange zugeredet werden, ehe sie den süßen Gedanken zu sterben aufgeben konnte. Sie bath: ein vortheilhafter Bericht wirkt ihr Begnadigung von der Lebensstrafe aus. Dreyjährige Zuchthausstrafe söhnte sie wieder mit den weltlichen Gesetzen aus, nachdem ihr Herz schon lange vorher sich in wahrer Reue über ihren Leichtsinn und ihre Vergehung vor dem Allwissenden hingeworfen und sich durch ihren großen Mittler versöhnt hatte.

Sie durchlebte die Jahre ihrer Bestrafung mit dem zufriedensten Herzen und ertrug alle ihre Noth mit christlicher Gelassenheit; sie weinte öfters, aber niemahls murrend. Sie beklagte oft den Verlust ihres Vermögens, aber stets mit Mäßigung. Ihre aufrichtige ungeheuchelte Gottesfurcht, ihr redliches Betragen gegen ihre Mitgenossen, ihre Treue, Fleiß und Dienstfertigkeit gegen ihre Obern machten ihr trauriges Schicksal ihr erträglich.

Ich überlasse Ihnen, theuerster Freund *) —— Nur etwas erlauben Sie mir hier noch hinzuzufügen. — Ich hatte von dieser Person in einem Privatbriefe eine sehr unvollständige, aber sehr nachtheilige Beschreibung gelesen. Als sie das erste Mahl zu mir kam, redete ich sie daher nachdrücklich und hart an, wie es die Benennung solcher großen Verbrechen zu erfordern schien, und stellte ihr die großen Versündigungen vor, wozu gewiß Leichtsinn und Wollust sie verleitet hätten. Sie ward sehr gerührt und weinte; sah mich aber mit einem gewissen Blicke der Verachtung an. Ich ward stutzig und entließ sie. Hartnäckigkeit, Verstockung war es nicht; denn dawider sprach ihre Miene und ihr übriges Betragen. Mein Auge suchte sie unter der ganzen Menge auf; jedoch ich ward verachtet. Ich

---

*) Hier folgte im Original eine Vollmacht für mich, Anmerkungen und Änderungen im Vortrag zu machen, welches Letztere ich aber nicht, außer in einigen einzelnen Worten, gewagt habe. — Die Ausdrücke, mit denen mich mein Freund berechtigte, waren übrigens zu schmeichelhaft für mich, als daß ich sie selbst einrücken lassen könnte.

Meißner.

suchte bald Gelegenheit, ihr Herz näher kennen zu lernen, und fand sie durch verschiedene zu meiner jetzigen Erzählung nicht gehörige Umstände. — Jetzt erkannte ich bald meinen Fehler, und sie selbst hat mir nachher offenherzig gestanden, daß die Härte meiner Anrede anfänglich auf eine lange Zeit in ihr alles Zutrauen gegen mich erstickt und sie gegen alle meine Ermahnungen gleichgültig gemacht hätte; denn von mir hätte sie, da sie von aller Welt verlassen und verdammt worden, am allerersten Trost erwartet.

Sagen Sie doch, Sie haben eine viel stärkere Stimme, als ich, Dieses allen meinen geliebten Mitbrüdern, die sich über Mangel der Liebe bey ihren Gemeinden beklagen. Vielleicht sind ähnliche Verstöße oft allein die Ursache davon. Ich bin ꝛc.

H.

Die Spießruthen.

Ein Bruchstück aus Branko's Reisejournal.

Auf einer Messe zu Frankfurt ward ich an der Wirthstafel im römischen König mit einem Fremden bekannt, der mir, seiner Gestalt und seinem Gespräche nach, ein Mann von Einsicht und Ehre zu seyn schien. Er stand kaum in der Mitte von dreyßig Jahren, war wohlgebaut, wohlgesittet, und, seinem Aufwande nach, auch wohlbemittelt. Auf einer Tabacksdose, die er über Tische gewöhnlich neben seinem Teller stehen hatte, führte er das Bildniß einer schönen Dame, mit Brillanten reich besetzt. Er besah es sich oft, und mit einem so sichtlichen Wohlgefallen, daß ich einst mich nicht enthalten konnte, ihn lächelnd zu fragen: Ob dieß das Bild einer Braut oder einer Geliebten sey?

„Keiner Braut, antwortete er rasch, doch wohl einer Geliebten! Meines Weibes, — der edelsten, trefflichsten Frau, die jemahls einen Mann beglückte!"

„Sind Sie schon lange verheirathet?" fragte ich weiter, und, mit Beschämung gestehe ich's jetzt, es war Boßheit in dieser Frage. Er schien sie nicht zu bemerken.

„Es sind vorgestern gerade sechs Jahre gewesen, erwiederte er: aber ich konnte den ersten Tag, als ich ihre Zusage erhielt, nicht heißer, als heute noch sie lieben. Auch verdient sie das in jeder Rücksicht um mich. Von ihrer Bildung zeugt dieß Gemählde, das mehr vermindert als erhebt. Aber eben diese Bildung ist das Geringste; denn sie brachte mir Stand, sorgenloses Leben und Reichthum — brachte mir mehr als Dieß, einen hellen Geist und ein edles Herz zur Mitgift."

Ein Dritter störte hier von Weidla's (so nannte er sich) leidenschaftliches Lob. Mir war von einem sechsjährigen Gatten ein solcher Ton, ein solches Feuer der Rede, ein halbes Wunderwerk. Fast hatte ich Lust, ihn der Heucheley zu zeihen; doch der Gedanke an ihre Zwecklosigkeit und die Wahrheit, die in Weidla's Antlitz sprach, straften mich. Ich gewann, je mehr ich mir es überdachte, um desto herzlicher den Mann lieb, der Muth genug hatte, von der Mode unserer heutigen Gatten eine Ausnahme zu machen. Bisher hatte ich seinen Umgang nur so mitgenommen, von nun an suchte ich ihn. Er merkte mein Wohlgefallen und vergalt es durch Gegenachtung. Wir wurden Freunde. Die acht Tage hindurch, als noch die Messe dauerte, waren wir bey jeder Mittagstafel Nachbarn, und dann Gefährten auf den größten Theil des übrigen Tages. Endlich waren seine Geschäfte geendigt; er sprach von Abreisen, und fragte mich: Wo nun mein Weg hingehe?

„Das weiß ich selbst so eigentlich nicht, — war meine Antwort — mein Arzt befindet für gut, daß

ich einige Monathe, ganz frey von Geschäften, auf Reisen zubringen soll. Wohin ich meinen Stab zu setzen habe, hat er nicht vorgeschrieben. Deutschland durchreiste ich schon mehrmahls; außer seinen Grenzen fühle ich aber doch dieß Jahr mich umzusehen keine Lust. — Bloß dem Zufalle überlasse ich mich daher, der mich bald da, bald dort hin treibt."

„So wünschte ich, versetzte er mit verbindlichstem Tone, daß Sie dieser Zufall, oder noch lieber Ihr eigner Wille, auf meine Güter führen möchte. Sie liegen ungefähr zwölf bis dreyzehn Meilen von hier, in einer der schönsten Rheingegenden. Strom, Weingebirge, freye, lachende Aussicht, angebautes Land, ein ziemlich geräumiges Schloß, und jedes andere Vergnügen, das Sommer und Landluft geben können, würden Sie da antreffen. Kleine Ausflüchte auf nachbarliche Städte sollten die Einförmigkeit mannigfaltiger machen; und weder bey mir, noch bey meiner Gemahlinn dürfte Ihnen der Gedanke an Fremd- und Beschwerlichseyn einfallen."

Ich fand dieß Erbiethen so annehmlich, daß ich einschlug. Wir reiseten am andern Morgen ab, und kamen, ehe vier und zwanzig Stunden verflossen, an den Ort unserer Bestimmung. Meine nächsten acht Wochen gehörten zu der neidenswerthesten Zeit meines Lebens. Auf dem Landsitze meines neuen Freundes fand ich Alles, was er versprochen hatte; aber Alles zweyfach so schön. Eine fast himmlische Gegend, ein fast fürstliches Schloß, Spaziergänge an dem majestätischen Rheine, Jagd, Zerstreuung, Belustigung jeder Art. Doch der Edelstein seiner Habe, die Zierde seiner Besitzungen war — seine Gemahlinn. Ein

Weib, so liebevoll, so sanft, an gefälliger Laune so reich, an Stolz, Eigensinn und bitterm Witze so arm, bey jedem Wetter, jeder Gesellschaft, jeder Gesundheit und jeder Lage so ganz sich gleich, sah ich noch niemahls. In der niedrigsten Hütte hätte ich sie finden können, und würde ein halbstündiges Gespräch mit ihr einer Reise von zehn Meilen werth gehalten haben. Sie stand nahe am dreyßigsten Jahre; aber sie war noch so schön, als eine Jungfrau im zwanzigsten. Kinder hatte sie nie gehabt. Selbst über diesen Punct, der vielleicht die Ruhe einer andern Gattinn verbittert haben würde, dachte sie auf eine Art, die ihr zwiefach Ehre brachte. — „Der Himmel, antwortete sie mir einst, als ich sie deßhalb bedauerte, gab mir von seinen Gütern so viele, es wäre strafbare Begehrlichkeit, sie alle zu fordern. Zudem, schon der Abschied von meinem Gatten wird mir einst schwer genug fallen; müßte ich auch von Kindern mich trennen, ich würde selbst der frohesten Ewigkeit mit unwilligem Herzen entgegen gehen."

Es vergingen in dieser Gesellschaft zwey Monathe, — ich hätte lieber Kalender und Jahrszeit einer Unwahrheit gestraft, so ganz dünkten es mir nur Wochen gewesen zu seyn. Wenn ich neben ihr und ihm oft in der Laube am Hügel saß; wenn fern auf den trefflichsten aller deutschen Flüsse, auf Traubenberge, lachende Fluren und die untergehende Sonne unsere Blicke geheftet waren; wenn wir sahen, wie die Letztere den Strom beglänzte, die Hügel vergoldete, die Wolken röthete; wenn dann Emilie erst lange und schweigend die Hand ihres Gatten drückte, an seine Schultern sich lehnte, ihn halblaut fragte: Wird un-

ser Abend auch so reizend seyn? Wenn sie dann, ehe er noch antworten konnte, einen feurigen Kuß seiner Wange aufdrückte, oder zuweilen in die Worte ihrer Lieblingsode: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Empfindungen Pracht!" ausbrach — wer beschreibt, was ich dann empfand! Es war nicht ganz ungetrübte Wonne; denn ich fühlte es nur allzu gut, daß sich nie an mich ein solches Weib anschmiegen würde; und doch war es auch nicht Eifersucht. Denn wer diese beym Anblicke eines tugendhaften glücklichen Paares empfindet, der kann selbst auf Glück und Tugend keinen Anspruch machen.

Weidla's Schloß, das sehr weitläufig gebaut war, faßte auch eine große Zahl von Zimmern in sich. Die meisten waren schön, einige davon hätte man sogar prächtig nennen können. Am übereinstimmendsten mit meinem Geschmacke war ein großer Saal, austapeziert mit den erlesensten Gemählden, und mit verschiedenen, nicht minder schönen Zeichnungen. Oft hatte ich mich hier an einem Regentage, oder beym Ausruhen von einem Morgenspaziergange zu ganzen Stunden verweilt und wohl befunden. Fast alle Gemählde kannte ich genau, und doch fand ich immer etwas Neues an ihnen. Vorzüglich hatte ich mir sehr oft eine Zeichnung besehen, auf welcher die bekannte kriegerische Strafe des so genannten Spießruthenlaufens vorgestellt, und zwar mit einer Mühsamkeit, mit einer Ausführung vorgestellt war, die mich bey einem Gegenstande dieser Art höchlich Wunder nahm. Das ganze Bild dünkte mich sehenswerth zu seyn: doch besonders zogen zwey Figuren meine Aufmerksamkeit an; die erste war der junge leidende Mann, der mit schon

zerfleischtem Rücken die Reihen durchging. Er hatte eine schöne, edle Gestalt, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Schlage der Unglücklichen, die dieser Strafe unterworfen sind. Er schien mit Gelassenheit, mit fast stiller Hoheit die Schmerzen zu ertragen, oder wohl gar zu verachten. Die zweyte merkwürdige Person war ein Frauenzimmer, das auf dem Balcon eines nahen Hauses in Ohnmacht gesunken war, und die man wieder zu sich selbst zu bringen suchte; eine alte, lachende, bey ihr stehende männliche Mißgeburt mißfiel mir eben so stark, als die weibliche Schönheit mir behagte. — Wie schon gesagt, fast jeden Tag besah ich mir das Bild, ohne dessen überdrüßig zu bekommen.

Einst, als ich wieder davor stand, trafen mich Herr und Frau vom Hause dabey an; sie hatten, wie ich nachher erfuhr, schon mehrmahls im Stillen mich bemerkt; dieß Mahl nahten sie sich mir. — „Wie kommt es, fragte Weidla, daß Sie so lange und oft bey dieser Zeichnung verweilen? Fällt Ihnen vielleicht ein Fehler dabey auf?"

„Gerade das Gegentheil, erwiederte ich: ich weiß selbst nicht, warum ein Auftritt, von welchem ich in der Wirklichkeit selbst stets unwillig mein Auge wegwandte; bey welchem ich stets Unanständigkeit, Despotismus, und das ganze Gefolge der kriegerischen Grausamkeit vereint zu finden glaubte; — warum dieser mich in einer künstlichen Nachahmung so oft unterhält. Freylich thut die Gewalt der Kunst unendlich viel; freylich hat sie den Anstand des Leidenden so zu veredeln, die Wirkung des Mitleids bey den Zuschauern so heraus zu heben gewußt, daß sie zweifelsfrey die Natur weit dahinten läßt; — —

O nein, nein! rief Frau von Weidla mit Wärme dagegen: Guter Branko, wie sehr irren Sie sich! Nie hat die Kunst vielleicht so tief hinter der Natur als hier gestanden. Nie war eine Scene rührender für denjenigen, der zu fühlen vermag, und zugleich — —

Mein neugieriger Blick ließ ihr erst, daß sie sich übereilt habe, bemerken. Sie erröthete, wandte verlegen ihr Auge seitwärts auf's Fenster hin, und schien sich entfernen zu wollen. Weidla selbst hielt sie lächelnd bey der Hand. — „Bleib, sagte er, für einen falschen Freund hättest du doch schon zu viel verrathen; ein redlicher kann mehr noch wissen. — Errathen Sie wohl, lieber Branko, von welcher Hand diese Zeichnung, die Sie in aller Unschuld so herzlich lobten — von welcher Hand sie sich herschreibt?" —

„Nein wahrlich, das kann ich nicht?"

Von der Hand meiner Gemahlinn.

„Ihrer Gemahlinn? rief ich, und trat voll Erstaunen zurück. Sie, in deren Hand ich noch keine Zeichenfeder sah, ist so weit in dieser Kunst? Und diese Kunst ward von ihr an einen Gegenstand verschwendet, der dem Auge einer Dame sonst so widrig zu seyn pflegt? Wahrlich meine Verwunderung" — —

„Halten Sie sparsam damit Haus, damit Sie im Verfolge noch etwas davon übrig haben! Dieser Unglückliche, den Sie, und vielleicht mit Recht, für veredelt halten, — dieser Unglückliche, der hier die Gassen durchgeht — —

Nun! dieser Unglückliche?

War ich selbst!

Sie selbst! — sprach ich nicht, rief ich nicht; sondern stieß es vielmehr aus meinem Innersten her-

aus. Ein Erstaunen, mit dem einzigen Worte unbeschreiblich zu bezeichnen, warf mich auf den nächsten Sessel hin. Wahrlich, mich selbst hätte man eines Straßenraubes beschuldigen können, und ich wäre nicht stärker außer aller Fassung gekommen. Bald auf ihn, bald auf Emilien starrten meine Augen, zu forschen, ob sie vielleicht mit einem Mährchen meiner spotten wollten; doch ihre Miene war — ein Lächeln zwar, doch nicht das Lächeln des Spottes. Mein Staunen gefiel ihnen nur; und die erneuerte Erinnerung an vergangene Zeiten wirkte nach ihrer gewöhnlichen Art; vorzüglich glühte in Emiliens Augen ein Feuer, wie ich noch niemahls bey ihr wahrgenommen hatte.

„Ja wohl war die Probe hart!" — rief sie endlich, als ich beym Schweigen verharrte! — „Ja wohl litt Weidla unendlich viel; litt es unschuldig! litt es für mich! Werden Sie nun sich noch wundern, daß Feuer in dieser Zeichnung herrscht? Und daß ich diesen Mann liebe, mit einer Gluth, die sicher nie erlöscht?" — Sie küßte ihn drey Mahl, schlang eine Minute lang sich fest an ihn, und wollte sich dann entfernen; ich vertrat ihr den Weg. — „Gnädige Frau, darf der Mann, der nun so viel, und in anderer Rücksicht doch noch gar nichts weiß — darf Dieser nicht um nähere Erklärung bitten?"

„Sie sollen dieselbe haben! — Heute Abends noch! Nach der Mahlzeit! Nur jetzt muß ich erst mich sammeln. Diese Erinnerung hat allzu stark mich gefaßt." — Sie ging, ihr Gemahl mit ihr; doch bald kam er zurück und lud zu einem Spaziergange mich ein. Ich konnte es nicht abschlagen. Er brachte das Gespräch auf tausenderley Dinge. Ich

mochte

mochte mitunter trefflich seltsam ihm antworten; denn immer waren meine Gedanken abwesend; immer sehnte ich mich bereits nach dem Abend.

Er kam, und begieriger hat kaum jemahls ein Hungriger der Auftragung der Speisen, als ich deren Wegnahme, entgegen gesehen. Ein freundschaftliches Gespräch pflegte sonst uns dann gewöhnlich noch ein Stündchen zu beschäftigen; heute, hoffte ich, würde Emilie diese Zeit zu ihrer Erzählung nützen; auch irrte ich mich nicht. „Ich habe, sprach sie, als die Bedienten sich entfernt hatten, aus tausend Kleinigkeiten schon Ihre Erwartung gemerkt. Zusage macht Schuld; wünschen Sie wirklich, daß ich sie jetzt abzahle?" — Je früher, je lieber! Je umständlicher, je besser! war meine Antwort; und Emilie fuhr ungefähr also fort.

* * *

Daß ich sechs bis sieben Jahre zu den Unglücklichsten meines Geschlechts zu zählen war, daß ich nahe daran stand, durch Fehltritte mich selbst dieses Unglücks werth zu machen: daran war bloß ein Irrthum meines Vaters Schuld. — Ein Irrthum, sage ich; denn unmöglich konnte ein Vater das Glück seines Kindes inniger wünschen, als es der meinige that; nur gehörte er leider zu der großen Menge Menschen, die Glück und Reichthum für gleichbedeutend halten. Durch diesen Wahn verleitet, ließ er nicht eher mit Bitten und Ermahnungen nach, bis ich mich, mit größtem Widerspruche meines Herzens, im sechzehnten Jahre entschloß, einem häßlichen, schon alternden reichen Mann, von Mossan mit Nahmen, meine Hand zu überlassen.

Häßlichkeit wird man gewohnt, und den Abgang körperlicher Kräfte kann ein verständiges Alter durch geistige Vorzüge zuweilen ersetzen: doch mein Gatte fügte zu seinen Runzeln und seinem ungestalteten Wesen noch einen dritten Fehler, den nichts gut zu machen vermag: ein durchaus verderbtes Herz. Tief versteckte Heucheley war sein Hauptfehler; wer nun noch nach den übrigen fragt, der weiß nicht, daß alle Sünden, tausendfachen Nahmens und Ursprungs, in dieser einzigen sich vereinen. In Gesellschaft der nachgiebigste, sanftmüthigste, heiterste Freund, schien er gemeiniglich auf meine Worte nur zu warten; schien er, selbst ehe ich noch redete, meinen kleinsten Augenzug schon zu verstehen: aber so bald er ohne Zeugen sich sah, ward er so grämlich, so gebietherisch, so unbescheiden und argwöhnisch, daß selbst der liebenswürdigste Jüngling mir dadurch unangenehm hätte werden müssen, geschweige ein fast sechzigjähriger, nie von mir geliebter Mann.

Dennoch verbarg er noch den größten Theil von der Häßlichkeit seiner Seele, so lange mein Vater lebte. Dieser betrogene, und von mir selbst — da ich ungern sein Herz ihm schwer machen wollte — in der süßesten Täuschung unterhaltene Greis starb mit dem Glauben, mich gut versorgt zu haben; und die Sorgfalt, mit welcher mein Mann bey seinem Sterbelager ausdauerte, die Emsigkeit, mit welcher er die Augen ihm zudrückte, hielt er für die zärtliche Liebe eines Sohnes, da es doch nur die sehnliche Begierde eines Erben war.

Jetzt, da mein Ehegemahl sich in dem Besitze meines ganzen ansehnlichen Vermögens, und von dem

einzigen Menschen, den er scheute, befreyt erblickte: — jetzt enthüllte er, im Betragen gegen mich, sein abscheuliches Herz erst völlig. Schmählen war sein Morgengruß und sein Abendsegen; jeden Pfennig zählte er mir sparsam zu; selbst die nothwendigsten Kleidungsstücke schaffte er mir murrend; jedes Erforderniß der Bequemlichkeit oder des Putzes versagte er mir ganz. Wenn er mich weinen sah, lachte er; wenn ich gelassen mich beschwerte, höhnte er; wenn ich in ernsthafte Vorwürfe ausbrach, bedrohte er mich selbst mit thätlicher Mißhandlung. Um seiner Nichtswürdigkeit gleichsam die Krone aufzusetzen, war er eifersüchtiger als ein Kislar Aga. Eben so unvermögend, als widerwärtig, begehrte er selbst alsdann Liebkosungen von mir, wenn er durch sein Betragen mir gerade am verhaßtesten seyn mußte. So oft ich einen jungen Mann nur ansah, hatte ich schon eine Absicht auf ihn, so bald ich mit Einem sprach, ein unerlaubtes Verständniß: selbst der Bediente, von dem ich nur irgend etwas mit Freundlichkeit forderte, erhielt des andern Tages seinen Abschied. — Es war ein Leben, man kann es in der Hölle wenigstens nicht viel schlechter haben.

Unserm Hause, — oder vielmehr meinem Kerker gerade gegenüber wohnte ein junger Hauptmann, ein schöner, wohlgebildeter Mann, der den Ruf hatte, brav in seinem Dienste, wohlgesittet in seinem Gespräche, und eingezogen in seiner ganzen Aufführung zu seyn. Wirklich brachte er den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Dienste seyn mußte, zu Hause hin; ich sah ihn oft an seinem Fenster, aber meistens ein Buch in seiner Hand. Er blickte zuweilen

herüber; er machte mir sein Compliment, so oft ich hinaus sah; aber in seinem Blicke und seiner Verbeugung war bloß Höflichkeit und Ehrerbiethung, nicht ein Zug von Frechheit oder Zudringlichkeit zu spüren. Einen einzigen besondern Umstand bemerkte ich doch. So oft mein Mann neben mir am Fenster stand, unterblieb dieser Gruß. Im Grunde wußte ich ihm für diese Unterlassung Dank, denn sie ersparte mir nur ein eifersüchtiges Murren; gleichwohl — so sind wir Frauen! — gleichwohl befremdete sie mich.

Eines Tages, als ich kurz vorher einen harten Zwist mit meinem Tyrannen gehabt hatte, fand ich auf meinem Nachttische einen versiegelten Zettel, und darauf mit einer Hand, die dem schönsten Kupferstiche glich, diese vier Strophen geschrieben:

Wo ist der Mann, der nicht von Zorn entglüht,
Wenn er die Krone holder Jugend,
Geschmückt mit seltnem Geist, mit Sittsamkeit und Tugend,
So tief gekränkt von einem Wüthrich sieht?

Wer würde nicht sein eignes Leben gern,
Um Frauenreiz zu schützen, wagen?
Wer könnte vor dem Dolch des Eifersücht'gen zagen,
Bestrahlt ihn nur der Hoffnung milder Stern?

Ein Wink von dir, und dir zu Füßen liegt,
O Göttliche, mein ganzes Leben.
Dann soll des Frevlers Trotz vor meinem Muth bald beben!
Und Eifersucht? — Wie leicht ist die besiegt.

Doch zürne nicht! Nie werd' ich deiner Pflicht,
Durch Wort und Wunsch zu nahe treten.
Von fern' dich nur zu seh'n, zu schätzen, anzubethen —
Dieß wag' ich dreist. O dieß verbeuth mir nicht!

Kein Wunder, daß ich noch jetzt diese Verse, so mittelmäßig sie seyn mögen, auswendig weiß! Wohl zwanzig Mahl überlas ich sie damahls. Es waren die ersten, die je auf mich gemacht worden; auch war ich, um meine Schwachheit ganz zu gestehen, gar nicht böse darüber; nur von wannen und wie sie hierher gerade gekommen seyn könnten, das begriff ich nicht. Kein Bedienter kam gewöhnlich in dieß Gemach und an diesen Tisch; nur mein Kammermädchen durfte es. Sie war, mit mir auferzogen, meine Gespielinn von Jugend auf, und jetzt schon oft die einzige Vertraute meines Grams gewesen; sie hatte Geist, und — nach ihren Augen zu schließen — auch Temperament genug zu Liebeshändeln; sehr natürlich fiel daher jetzt mein erster Argwohn auf sie. Ich rief, ich befragte sie; aber sie that so erstaunt, wußte so ernstlich zu versichern, daß ihr kein Wörtchen von allem Dem bekannt, ja, daß sie selbst diesen ganzen Morgen nicht an den Tisch hierher gekommen sey, daß ich schon glaubte, es wäre Sünde, ein Mißtrauen in ihre unschuldige Miene und in ihre Betheurungen zu setzen; ja, daß ich im Begriffe stand, sie um Vergebung zu bitten, als ein ungefährer Zufall mir Alles entdeckte.

Minette, so hieß das Mädchen, hatte ohne gehörige Überlegung gesagt: Sie habe vor einer halben Stunde ungefähr, meine Zimmerthür gehen gehört;

aber geglaubt: ich oder mein Gemahl sey es. Was mir gerade am wenigsten auffallen sollte, das Wort Gemahl, fiel mir am stärksten auf. Der Kreis meiner männlichen Bekannten war so äußerst klein, noch kleiner die Zahl Derjenigen, die von meiner häuslichen Lage etwas wissen, oder auch nur etwas muthmaßen konnten. Beym Nahmen meines Mannes schoß mir daher wie ein Blitzstrahl der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn er selbst auf solche Art deine Treue, wenigstens deine Aufrichtigkeit zu prüfen suchte! Je mehr ich dieser Vermuthung nachdachte, je glaublicher, je gewisser ward sie mir. Ich fand so ganz den Gang der Eifersucht und des Wunsches nach ehelicher Zwietracht, so ganz die Denkungsart seiner heimtückischen Seele in ihr, daß ich endlich keinen Zweifel mehr hegte; und daß ich mich entschloß, sogleich auf sein Zimmer zu gehen, ihm Alles zu entdecken, und auf diese Art seine List entweder zu beschämen, oder wenigstens ihn fühlen zu lassen, was man von ihm und von seinem Betragen gegen mich denke.

Ich machte aus diesem Vorsatze Minetten kein Geheimniß; doch er mißfiel ihr offenbar. — Es schien ihr jetzt auf einmahl unmöglich zu seyn, daß mein Gemahl hier gewesen seyn könne; sie fand es äußerst gewagt, seiner ohnedem nur allzu großen Eifersucht neuen Stoff und größern Schein des Rechts zu geben. Sie versicherte, es würde sofort eine Untersuchung, ein Lärmen durch's ganze Haus sich anheben; sie erinnerte mich, daß Gedanken zollfrey wären; daß doch immer einiger Verdacht auf mich fallen könne; und daß Dieß um desto mehr mich kränken würde, je unschuldiger ich sey. Ja, sie fand sogar etwas Hartes darin,

wenn ich den Brief eines Mannes, von dem sich doch noch nicht entscheiden lasse, ob nicht sein Mitleid edel und redlich sey, einem solchen Argus übergäbe, der ihn sofort zum Schlimmsten wenden, und alle Mittel der Rache aufbiethen werde.

Vielleicht hätte ich selbst diese Gründe noch erheblich gefunden, aber was mich am stärksten befremdete, war die immer steigende Lebhaftigkeit, mit welcher Minette sie mir vorbrachte. Es schien mir augenscheinlich, daß sie nicht meinetwegen bloß, sondern auch einer Nebenursache halber so eifrig werde; ich stellte mich daher, als bliebe ich auf meinem Sinne; als wollte ich sogleich zu meinem Gemahl; und jetzt sah das arme Geschöpf, das bald von einer strengern Untersuchung überwiesen zu werden besorgte, keinen andern Rath, als mir zu Füßen zu fallen, und, was sie vor wenig Minuten geläugnet hatte, nun aufrichtig zu gestehen — zu gestehen, daß sie selbst dieß Gedicht mir hingelegt habe; und daß der Schreiber und Verfertiger desselben, wie Sie schon errathen haben werden, kein Anderer, als mein Nachbar, der Hauptmann, sey.

Nur zu gut weiß ich jetzt, was bey dieser Entdeckung die Pflicht einer untadelhaften Gattinn gewesen wäre; noch mehr, ich fühlte wirklich in den ersten Augenblicken mich durch die Kühnheit eines Mannes, der nie noch ein Wort mit mir gesprochen hatte, und der jetzt eine so verliebte Epistel mir zuschickte, ernsthaft beleidigt. Aber ich war noch nicht zwanzig Jahre alt, war unglücklich vermählt, war, wie alle meines Geschlechts, für Schmeichelenen nicht gleichgültig, und zumahl da dasjenige Mädchen bath, in dem ich

sonst meine Freundinn mehr, als meine Bediente zu sehen glaubte; da sie mir hundert Mahl zuschwur, nur auf sein unermüdetes Anhalten, nur auf sein zahlloses Versichern, daß Dieß bloße Sprache der Hochachtung und Bewunderung wäre, habe sie endlich zur Bestellerinn sich brauchen lassen; da sie mich nochmahls an die Barbarey meines Gatten erinnerte, an das traurige Schicksal, das ihr bevorstände, wenn ich sie verriethe; an die Unmöglichkeit, meinen Mann von ganzer Seele zu lieben; an ihre Treue, ihre und meine Jugend, an die Sitte der Zeit und dergleichen mehr: da war ich endlich schwach genug, diesen Schritt, nicht etwa l ö b l i c h, aber doch v e r z e i h l i c h zu finden. Verzeihlich unter der Bedingung, daß sie nie wieder von dem Hauptmann zu mir spreche, seine Verse ihm zurückbringe, jede andere sich verbitte, und meinen Unwillen ihm ungeheuchelt erzähle.

Sie versprach Alles; ja, was noch mehr ist, sie hielt Manches davon besser sogar, als ich gehofft hatte. Es verliefen wenigstens acht Tage, ohne daß mein Herr Hauptmann auch nur sich blicken ließ. Zwar schloß ich ein Paar Mahl aus einer linden Bewegung seiner Vorhänge, daß der Besitzer derselben auf der Lauer stehe: doch sein Fenster selbst öffnete er wenigstens nicht; und als er endlich wieder sichtbar ward, zeigte sich in seinem Blicke eine solche Schüchternheit, in seinem Gruß eine solche Beschämung, daß ich nothwendig durch diese Unterwürfigkeit gegen meine Befehle, wenn auch nicht ganz versöhnt, doch besänftigt werden mußte. — Minette war viel zu aufmerksam, als Dieß nicht zu bemerken, aber auch viel zu schlau, als durch ein Wort sich zu verrathen. Für sie war der Hauptmann

so gut als gestorben; um desto mehr hoffte sie, daß er für mich noch leben solle. Ihre einzige Absicht schien, durch Erzählung alles Dessen, was sie höre, sehe und denke, mir meinen Gemahl täglich noch verhaßter zu machen. Sie fand zu diesem Gebäude in mir selbst schon einen nur allzu guten Grund; und seine eigene Unfreundlichkeit half ihr treulich.

Es ward eben Winter. Daß meines Mannes altem rheumatischen Körper die Decembertage nicht bequem fielen, war sehr begreiflich; daß er sich innen hielt, sehr natürlich. Doch daß sein Asthma auch mich mit klösterlicher Zucht auf seinem Zimmer festhalten sollte, — dieser Befehl dünkte mich schon hart genug; und daß er, als ich ihn wirklich befolgte, zur schuldigen Danksagung jede Stunde, die ich bey ihm verlor, mit Zanken mir noch verbitterte; das war doch wohl so ungerecht als möglich. Sechs Wochen hindurch kam ich nicht vor die Thür; aber freylich desto öfter an's Fenster. Daß ich dann gerade vor mich hinsah, daß mir Gegenstände, die ich draußen erblickte, durch die Häßlichkeit derer, die ich darin sah, besser als bisher dünkten: das war, glaube ich, eine unumgängliche Folge des Zwanges; des Zwanges, welcher überhaupt noch nie etwas Gutes erzeugte.

Ein Ungefähr linderte endlich meinen Hausarrest. Eine alte Muhme besuchte uns; sie war reich, war ohne Erben; mein Mann hatte daher viel Hochachtung für sie. Die Verwandtschaft kam von meiner Seite her; und er bestrebte sich daher, auch mir den Weg zu jeder Beschwerde bey ihr zu versperren. Ich ward auf einmahl wieder zu einem englischen, unvergleichlichen Weibchen, und für sie ward jede Bequemlichkeit un-

fers Hauses aufgebothen. Zehn Mahl des Tages überhäufte mein Gemahl das verwünschte Asthma mit einer Ladung von Schmähworten, weil es ihn verhindere, sie selbst überall herumzuführen; zehn Mahl ward ich erinnert, ja nichts zu vergessen, was hier zu besehen und zu besuchen sey. Die Alte fand den Alten äußerst angenehm. Ich wußte es freylich anders; aber ich hielt es für nutzlos und für thöricht, ihr zu widersprechen, und nahm bloß die Gelegenheit eines freyeren Lebens mit, so lange ich sie haben konnte.

Es ging, wie aus der Jahreszeit erhellt, gerade damahls mit dem Carneval zu Ende; die letzteren Redouten wurden, wie das der Fall in größeren Städten zu seyn pflegt, die glänzendsten. Auch für alte Jungfern ist alles Glänzende noch reizend. Meine Muhme bekam Lust, den Fastnachts-Dienstag mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen. — Mein Murrkopf zitterte heimlich, als er diesen Einfall vernahm; aber auch jetzt war seine Heucheley mächtiger, als seine Eifersucht. Er pries diesen Gedanken als allerliebst; er fand es vortrefflich, als meine Tante mir vorschlug, in männlicher Kleidung ihren Führer zu machen; und er befahl mir wohl hundert Mahl, — versteht sich in ihrer Gegenwart — diesen Abend ja recht munter und vergnügt zu seyn.

Wir fuhren hin. Unter Weges ward die gute Alte gar nicht müde, meinen Gemahl zu loben. — Sie können nicht glauben, Nichte (sprach sie unter andern), wie sehr er Sie liebt. Sie haben vielleicht nie bemerkt, daß er eifersüchtig sey. Gleichwohl hat er mich heute, da ich ein Paar Augenblicke allein mit ihm war, auf's Leben beschworen, ja nicht zuzugeben, daß irgend ein

Geck Schmeicheleyen Ihnen vorsage. Zwar bin ich, fügte er hinzu, von der schuldlosen Tugend meiner Frau ganz überzeugt; aber leid sollte es mir thun, wenn solche Wespen auch nur von Weitem Sie umschwärmten. — Ich lächelte über die Treuherzigkeit meiner Muhme, errieth die Absicht meines Mannes gar wohl, und — schwieg, wie gewöhnlich.

Mittlerweile kamen wir in den Reboutensaal; er war voll, und wir mischten uns in das dichteste Gedräng. Aber kaum waren wir einige Schritte weit fortgeschoben worden, so hörte ich dicht an meinem Ohre eine Maske französisch flüstern: „Bey Gott, das ist kein Jüngling; das ist eine der reizendsten ihres Geschlechtes!" — Der Schmeichler verfehlte seinen Endzweck nicht; ich wandte mich, und betrachtete ihn genauer; doch zu unerfahren war ich im Maskenenträthseln, um mehr, als eine gutgewachsene Mannsperson in ihm zu erkennen. Ich kehrte mich daher, aus Besorgniß entdeckt zu werden, auf eine andere Seite; aber er folgte mir Schritt für Schritt. Als wüßte er, daß meine Tante kein Französisch verstehe, mischt er in sein Lob auf mich, Spöttereyen gegen sie. Er schwur, daß hier der Frühling den Winter führe. Er fragte mich: ob vielleicht die Schelsucht eines mürrischen Gemahls mich zur Verbergung meiner weiblichen Reize zwänge? Er brach endlich in den Ausruf aus: Nur eine Schönheit, aber freylich die vorzüglichste von allen, habe man bisher bey Ball und Redouten vermißt; vielleicht sey ich diese Vermißte. — Er schilderte den mürrischen Greis, der diesen weiblichen Schatz einem Drachen gleich behüthe, ohne ihn selbst nach Würden nützen zu können. Sein Bild glich mei-

nem Gemahle Zug für Zug. Er schilderte auch die wohlverwahrte Dame — mit welchen Farben können Sie errathen; und meine Eigenliebe erkannte sich selbst, Trotz dieser Verschönerung, gar leicht.

Meine Unruhe bey diesem Ereigniß war unbeschreiblich. Schon zehn Mahl hatte meine Tante mich gefragt: Wer denn diese Maske sey, die unsern Schatten mache? Ich hatte ihr natürlich, daß ich's nicht wisse, geantwortet; hatte allem seinen Zuflüstern ein bloßes Kopfschütteln entgegengesetzt. Endlich, als er immer noch anhielt, faßte ich ein Herz, und sagte ihm auch französisch: „Maske, Sie fehlen doppelt; in Ihrem Errathen und Ihrem Betragen. Denn wenn ich wirklich, nicht eine Dame bloß, sondern Diejenige wäre, die Sie glauben, sollte es dieser wohl an einem Argus fehlen, den sie fürchten müßte?" — So wie diese Worte ausgesprochen waren, sah' ich sogleich, daß ich eine Thorheit gesagt hatte; aber ich sah' es zu spät. Mein Verfolger beugte sich ehrerbietig; auch dieser Argus soll vielleicht entfernt werden, sprach er, und verschwand. Meine Verwirrung wuchs bey seiner Entfernung mehr, als daß sie abnahm. — Ich rieth hin und her, wer es gewesen seyn könnte; ich verbarg es vor mir selbst, auf wen ich muthmaßen sollte; und suchte mich durch Bemerkung der übrigen Gesellschaft zu zerstreuen, so gut ich konnte.

Eine halbe Stunde nachher kam eine andere Maske, und zog meine Tante zum Tanze auf. Ich wunderte mich nicht wenig über diese Wahl; denn so jugendlich sie immer ihren Leichnam aufgestutzt hatte, so sichtlich blickte doch das Alter überall hervor. Ich wunderte mich noch mehr, als meine Tante wirklich den Vorschlag in

Überlegung nahm. — „Was meinen Sie wohl, Mühmchen — lispelte sie gleichsam verjüngt mir zu: — Was meinen Sie, wenn ich unter der Maske versuchte, was ich nun seit zwanzig Jahren ohne Maske ruhen ließ? Vor Zeiten galt ich für die beste Tänzerinn am ganzen Hofe.“ — Ich zuckte die Achseln; und meine Alte trippelte zum Contretanze hin, indem ich ihrer auf einem nahen Sitze zu warten versprach. Kaum hatte ich mich niedergelassen, so eilte aus einer nahen Ecke mein erster Verfolger wieder herbey. Ich wollte aufstehen, er faßte mich bey der Hand. — „Nur auf zwey Augenblicke beschwöre ich Sie zu bleiben! sprach er halbleise: Sind Sie nicht vor jeder Beleidigung in einer so zahlreichen Gesellschaft sicher? Ist denn mich anzuhören gar so schwer? und reizen Sie nicht eben dadurch, wenn Sie sich rasch entfernen, und ich eben so rasch Ihnen folge, stärker als durch ein schuldloses Gespräch, die Neugier der Menge?“ — War es die Scheinbarkeit seiner Gründe; war es die Schwäche meines Herzens; kurz ich setzte mich, und er ward mein Nachbar.

Jetzt veränderte er sogleich den Ton seines Gesprächs, auf eine Art, die sich leicht errathen läßt. Er nannte nun dreist meinen Nahmen, er verwandelte noch dreister mein bisheriges Lob in ein offenes Geständniß seiner Liebe; zwar war es in den Ausdrücken der tiefesten Bescheidenheit abgefaßt, und mit dem Putz der feinsten Schmeicheley verflochten; doch war es deutlich genug, um meine Empfindlichkeit zu reizen. Ich fragte ihn, halb mit Staunen, halb mit Unwillen: Wodurch — wenn er ja mich kenne — wodurch ich je einen fremden Mann zu einer solchen Sprache berechtigt habe? Ich stand noch ein Mahl auf, ernst

entschlossen, nicht wieder mich niederzulassen. Doch abermahls hielt er mich so fest, daß ich ohne Aufsehen zu erregen, nicht loskommen konnte.

Ich bin der Unglücklichste unter allen Menschen, erwiderte er, wenn Sie Beleidigung Ihrer Ehre in meiner Rede finden; und ich würde der Strafbarste seyn, wenn ich es absichtlich darauf angelegt hätte. — Nein, gnädige Frau, die Tugend selbst kann nicht reiner, als Ihr Betragen seyn; aber auch die Tugend selbst kann die Hochachtung nicht tadeln, die ich für Sie, schöne Unglückliche, und den Haß, den ich gegen Ihren unwürdigen Besitzer hege. — Ja, ja, ich liebe Sie. Wie? das fassen Worte und selbst die Gedanken alltäglicher Menschen nicht. Sey immer ein Abstand zwischen uns! Einer Fürstinn selbst würde ich meine Gluth bekennen; würde vor Haft und Tod mich nicht scheuen, wenn ich so sie liebte. Seit Jahren bekämpfe ich meine Flamme; sie macht mich elend, das weiß ich; ich will sie verhehlen, das schwöre ich; doch ganz sie unterdrücken, das kann ich nicht.

Er führte meine Hand, indem er Dieß sprach, an den Flor seiner Maske; auch durch diesen Flor brannte seine Lippe beym Kuß, den er aufdrückte. Ehe ich einer Antwort fähig war, entfernte er sich. Nur als er zur Saalthür mehr hinausstürzte, als ging, kehrte er sich noch einige Secunden lang gegen mich; dann sahe ich ihn den ganzen Ball nicht weiter.

Fast in eben dieser Minute noch kam meine Tante wieder. Ihre abgelebten Füße waren im Tanze gar bald ermüdet worden, ehe sie noch die halbe Colonne endigen konnte. Ihr Mittänzer hatte sehr gern in's Abtreten gewilligt, und verschwand auch sofort. Daß

sein ganzer Einfall nicht ein Versehen, sondern eine Verabredung gewesen sey, konnte ich leicht errathen. Meine Tante war müde und schläfrig; ich stellte mich, als ob ich's nicht minder wäre; denn daß nun dieser Ball mir lästig geworden, daß es mir scheinen mußte, als wisse jede Maske, die mich ansah, wer ich sey, und was man mir gesagt habe, das ist leicht begreiflich. Auch als ich nach Hause kam, war meine übrige Nacht fast ganz schlaflos; nicht die Musik und die Freuden des Balls, nur die Reden jener Maske schwebten stets vor meinem Ohre. Wer sie gewesen sey, das konnte ich mir selbst unmöglich länger verbergen; denn zu einstimmig waren jene Verse und seine letzteren Worte gewesen. Ich zwang mich auf ihn zu zürnen; und schon fühlte ich, daß es nur Zwang sey.

Des andern Morgens fragte mich Minette: Was mir fehle? — Ich hatte nur auf solch eine Veranlassung gewartet, um mit ihr zu schmolen. Sie machte eine Miene, als ob sie vom Himmel falle. Sie fragte mich wohl hundert Mahl, was ich meine? sie fand, als ich ihr Alles erzählte, es zwar möglich, daß der Hauptmann in dieser Maske gesteckt habe; aber sie schwur, daß er von ihr kein Wort erfahren; daß sie seit der ungünstigen Bothschaft, die sie auf meinen Befehl ihm überbringen müssen, jeden Umgang mit ihm abgebrochen habe, und schilderte mir, gleichsam im Vorbeygehen nur, die Verzweiflung, in welche ihre Nachricht ihn versetzt hätte. — Kein Wort von ihrer Schilderung fiel auf die Erde; aber noch wachte ich über mein Herz. Mit angenommenem Unwillen hieß ich sie schweigen, und legte mir eigentlich die Pflicht auf, wenigstens vier Wochen lang nicht am

Fenster zu erscheinen. — Fünf Tage hindurch hielt ich es, nicht ohne Zwang, doch standhaft; am sechsten besuchte meinen Mann, wie gewöhnlich, sein Hausarzt; ein kleines Geschäft rief den Erstern ab; der Letztere unterhielt sich indeß mit meiner Tante, und erzählte ihr: daß es jetzt häufige Krankheiten gäbe. — „Das Carneval hat seine gewöhnlichen Folgen, sprach er: und die Schwärmer büßen nun zum Theil, wenn auch nicht mit Reue, doch mit Schmerzen. Auch in der Nachbarschaft habe ich einen Kranken, der mir Sorge macht." — Schon wollte ich von meinem Stickrahmen aufsehen, und ihn fragen: wen? aber meine Tante kam mir mit ihrer Neugier zuvor. — „Es ist ein Hauptmann, hier gerade gegenüber, gab er halb gähnend zur Antwort; ein Mann, von dem ich sonst tausenderley Gutes habe sagen hören. Jetzt aber hat er sich doch bey einer Fastnachtsschwärmerey den Rest gehohlt. Immer ist in seinen Fieberparoxismen Maske und Liebe, und Grausamkeit das dritte, vierte Wort. Er hat vom Glück zu sagen, wenn er den morgenden Abend erlebt.

Ein großer Vortheil war es für mich, daß mein Stuhl und mein Stickrahmen in einer Fenstervertiefung standen, und daß daher meine Tante mich nicht sehen konnte. Die Bewegung, mit welcher mir bey dieser Erzählung die Nadel aus den Händen sank, meine Farbe und mein Erstarren hätten sonst nothwendig mich verrathen müssen. — Der Arzt sprach noch Manches, ich vernahm es nicht, sondern sobald meine Besinnung zurückkehrte, entfernte ich mich auf mein Zimmer, und schellte nach Minetten. — „Ist es wahr, rief ich ihr, so wie sie eintrat, entgegen: daß der

Haupt-

Hauptmann krank darnieder liegt?" — „Ja, gnädige Frau!" — „Und das gefährlich?" — „Ich höre, zum Tode!" „Und warum verschweigst du mir das?" — „Ich darf ja nicht einmahl seinen Nahmen Ihnen nennen."

Mein Herz, das Verstellung nicht kannte, das nie noch Liebe empfunden hatte, konnte jetzt nicht länger sich zwingen. Ich brach in Thränen aus. Ich warf mich an Minettens Hals. — „Mädchen, sprach ich, verbirg mich vor mir selbst! Ich sollte es nicht, aber ich liebe ihn!" — Die Heuchlerinn stellte sich, als traue sie vor Verwunderung ihrem eigenen Ohre nicht. — „Sie sollten Den lieben, fragte sie mich wohl zwanzig Mahl, von dem Sie nichts lesen, nichts hören, nichts sehen wollten? Ich fürchte, gnädige Frau, Ihr Mittel kommt nun zu spät! Ihre Strenge ist nur zu kräftig gewesen" — Ich beschwur sie, mir ohne Verstellung zu sagen: ob sie wirklich glaube, daß verschmähte Liebe die Ursache seiner Krankheit sey? — Sie zuckte die Achseln. — Wenigstens ward er an dem Morgen krank, als er Sie die Nacht zuvor auf dem Balle sprach; ward bettlägerig, als er hörte, daß er Sie nicht einmahl mehr künftig sehen solle; wünschte sich tausend Mahl, so lange er vernünftig sprechen konnte, den Tod, weil ein ungeliebtes Leben kein Leben zu nennen sey. Schließen Sie nun auf das Übrige!" — Und sollte er ganz ohne Rettung krank seyn? — „Er hat die geschicktesten Ärzte, und sie verzweifeln doch. Ein Mittel würde freylich, wenn es früher gekommen wäre, Alles gewirkt haben, und kann jetzt noch viel thun". — „O welches, welches, Minette? — „Lassen Sie ihn Ihr Mitleid erfahren".

Ich schwieg. Mehr als dieß Schweigen begehrte Minette nicht. Auch unterbrach meine Tante gerade hier das Gespräch. Eine Unpäßlichkeit versteckte meinen Kummer. So sehr ich mich noch länger allein zu bleiben sehnte, so wenig gelang es mir; nur verstohlen konnte mein Mädchen mir des Abends beym Schlafengehen zuflüstern: „Erwangen weiß, daß Sie ihn bedauern. Schon seit drey Tagen war er unempfindlich bey jeder Nachricht; nur, als ein Freund, der um Alles weiß, Ihren Nahmen mit dieser Bothschaft ihm nannte, lächelte er, und ward vor einer Stunde etwas ruhiger". — Um desto unruhiger war ich nun selbst! Daß ich im Begriff stehe, einer Neigung Platz zu geben, die meiner Pflicht entgegenlaufe: Dieß sah ich zwar; nur war Dieß, aufrichtig zu reden, mein kleinster Kummer. Sorge hingegen für das Leben eines Mannes, von dem ich nun erst fühlte, daß er mir werth geworden sey; — Sorge für meinen guten Nahmen, der jetzt vielleicht nur allzu oft in der Bewußtlosigkeit von ihm ausgesprochen werden konnte; — Sorge für die Zukunft, Mißmuth mit der Gegenwart, Alles Dieß bestürmte mich so abwechselnd, daß kein Schlaf in mein Auge kam, und daß ich, die ich des Tages vorher nur angeblich krank gewesen war, des andern Morgens in der Wirklichkeit kaum aufzustehen vermochte.

Langweilig würde die Geschichte der nächsten drey oder vier Tage seyn. Zwar waren die Bothschaften, die Minette heimlich mir zusteckte, keines Weges trostlos zu nennen, doch beruhigend eben so wenig. Der Hauptmann, hieß es, lebe zwar nicht nur, er bessere sich auch; doch äußerst langsam gehe es mit die-

ser Besserung von statten; immer noch wären Rückfälle zu besorgen. Bey dieser ståten Ungewißheit, bey diesem ståten Kampfe von Furcht und Hoffnung, von zunehmender Neigung und erwachtem Bewußtseyn meiner Pflichten, konnte meine Lage unmöglich neidenswerth seyn. So oft Minette mich fragte: ob sie dem Kranken meinen Gruß zuflüstern lassen sollte, stockte ich Minuten lang, und seufzte doch zuletzt ein Ja heraus. So oft sie in mein Zimmer trat, und nur ein wenig ernst aussah, bebte ich, und glaubte: sie sey die Hinterbringerinn einer schlimmen Nachricht. So oft sie mir sagte: Er lebt und liebt! ward ich roth, und wäre gern unwillig geworden, hätte mein Herz mich nicht der Heucheley gestraft.

Mein Mann besaß ein Landgut, Berlachsheim, drey starke Meilen von der Stadt, in einer reizenden, selbst zur Winterszeit angenehmen Gegend gelegen. Nie war meine Tante noch dort gewesen. Bei einigen schönen Lenztagen, die sich im Anfange des Märzmonaths gleichsam verirrt zu haben schienen, schlug mein gefälliger Gemahl, unter abermahligem Bedauern seiner Unpäßlichkeit, meiner Tante und mir eine kleine Reise nach Berlachsheim vor. Ob mir Dieß recht oder widrig seyn sollte, wußte ich selbst nicht; denn Weg und Jahreszeit machten bey diesem Ausfluge ein Nachtlager unumgänglich; und jede Entfernung von der Stadt, auch auf einige Stunden nur, war bei meiner jetzigen sorgsamen Lage ein Opfer. — Doch auf der andern Seite hoffte ich dort endlich einmahl mit Minetten ohne Zeugen mich auszureden; hoffte dort ungestört Überlegung zu treffen und Plane zu entwerfen. Ich nahm daher an, was ich ohnedem nicht ab-

schlagen durfte, und nach manchem, auf's Fenster meines Geliebten heimlich geworfenen Blick, reis'ten wir ab.

Es ging, wie ich vermuthet hatte. Meine Tante, müde von der Reise und vom Herumführen im Schlosse, verlangte zeitig nach der Ruhe, und ich widersprach ihr nicht, um nur ja bald mit meiner Vertrauten mich allein zu sehen. Worauf meine Rede gleich in der ersten Minute sich lenkte, ist keine Frage. Jener erste Ton der Strenge und des Unwillens hatte sich nun ganz in Vertraulichkeit und in die ungeduldigste Neugier verwandelt. Wie sie eigentlich mit dem Hauptmann bekannt geworden? Wie er von mir gesprochen? Wie er meine abschlägige Antwort und mein Betragen auf dem Maskenball aufgenommen? Ob sie überzeugt sey, daß er nur aus Liebe zu mir krank geworden? Ob sie während seiner Krankheit ihn gesehen und gesprochen? Ob sie mit gehöriger Vorsicht meinen Gruß ihm überbracht habe? Ob sie auch gewiß sey, daß er, als ein edler Mann, und mit wahrer Wärme mich liebe? — Alles, alles Dieß und tausend Mahl mehr noch wollte ich wissen. Selbst das Lächeln meines Mädchens, die natürlich bey so vielen Fragen zur Antwort keine Zeit erhielt, besserte mich nicht; denn, wie ich schon gesagt habe, es war meine erste Liebe.

Minette, als sie endlich doch zum Worte kommen konnte, schien nur auf meine letzte Frage gehört zu haben. Wie können Sie zweifeln, sprach sie, ob derjenige Mann Sie wirklich liebe, der so lange seine Neigung, aus Furcht Ihnen zu mißfallen, in sich selbst verschloß, und nur mit Ihrem Anschauen sich begnügte? den eine abschlägige, und, gestehen Sie selbst, allzu

harte Antwort schwermüthig, den Ihr Zorn tödtlich krank, und der erste schwache Trost von Ihnen wieder genesend zu machen vermochte? Wahrlich, gnädige Frau, wenn Sie noch zweifeln könnten, ob ein solcher Mann Sie innig liebe: dann nützte meine Fürsprache nichts; dann muß ich die Überzeugung davon ihm selbst allein überlassen. — Sie sagte es, öffnete schnell die Thür eines Cabinetts, und ehe ich noch, ganz erstaunt, was sie damit wolle, fragen, ehe ich noch hinblicken konnte, lag Erwangen — Erwangen selbst! bereits zu meinen Füßen.

Mahomet, wie Sie wissen werden, sah einst im Traum einen Engel, der, wenn ich nicht irre, siebenzigtausend Zungen hatte: alle diese Siebenzigtausend könnten die Empfindungen nicht sattsam ausdrücken, die in diesem Augenblicke auf mich losstürmten. Ihn, zu dem ich mich unsichtbar diese acht Tage hindurch so zahllos hingewünscht, von dem ich so eben im Tone der sich verrathenden Liebe gesprochen hatte; — ihn, den ich fern von mir, auf einem Krankenlager, ja, noch in Lebensgefahr vermuthete; ihn, den ich noch nie mit freyem Angesicht in der Nähe erblickte, und dessen Bild doch schon nur allzu tief meinem Herzen eingeprägt war, — ihn sah ich jetzt, so unvorbereitet, so ganz ohne zu wissen, wie und woher er komme! Es war der erste Mann, der mir zu Füßen lag, und das im Schlosse meines eigenen Gemahls, so dicht am Schlafgemach meiner Tante, rund umgeben von den Lauschern eines eifersüchtigen Tyrannen, in einer nächtlichen Stunde — wahrlich, ich wußte nicht, ob alles Vorige Betrug, oder alles Jetzige ein Traum zu nennen sey?

So verflogen drey oder vier Minuten; die sonderbarsten, die ich jemahls gelebt hatte. Sein Auge, ganz verloren in meinem Anschauen, die tausend Küsse, die er meiner Hand aufdrückte, die stumme Beredsamkeit seiner Blicke; — alles Dieß fühlte ich so ganz, und fühlte es sogar nicht; denn im unbeschreiblichsten Zirkel drehten alle meine Gedanken sich herum. Erst sein Ausruf: O hier laß mich sterben, guter Himmel, und ich habe lange und glücklich genug gelebt! — Erst diese Worte, mit des Entzückens innigstem Tone ausgesprochen, gaben mir einige Besinnung wieder. Ich beschwur ihn ängstlich aufzustehen; ich erinnerte ihn an die Gefahr, der er mich aussetze, wenn ihn hier irgend Jemand sehe oder höre; ich fragte ihn sogar mit erzwungenem Ernst: woher er das Recht bekommen habe, zu einer solchen Zeit, und unter solchen Umständen sich bey mir einzustehlen? — Er blieb auf den Knien. Sie ließen mir sagen, gnädige Frau (war seine Antwort), daß Sie meine Genesung wünschten. Genesung ohne Ihre Liebe wäre nur ein langsamer Tod für mich. Ich komme daher, mein Urtheil, sey es zum Leben oder zum Tode, zu empfangen. — Er betheuerte mir: daß sein Arzt ihm zwar noch jede Bewegung, jede freye Luft verbothen; doch daß er über Meer und Land mir eben so schnell, eben so entschlossen, als jetzt gefolgt seyn würde. Er schwur mir — doch warum soll ich jetzt alles Das wiederhohlen, was freylich nur allzu kräftig, nur allzu süß mir in der Wirklichkeit klang, was aber unschmackhaft in der Erzählung werden müßte. — Kurz, Erwangen erzwang in dieser Stellung ein Geständniß von mir,

welches ihm auch ungesagt schon bekannt seyn mußte, das Geständniß: daß er mir nicht gleichgültig sey.

Wie so zahllos viel wir uns nun wechselseitig zu sagen hatten! — Wie künstlich mir nun der Schlaue die Geschichte seines letzt durchlebten Jahres zu schildern wußte! Seinen langen inneren Kampf, bevor er mir geschrieben, den Schmerz bey meiner Kälte, die Lebensgefahr bey seiner Krankheit, die Freude bey Anhörung meines Grußes und das Wundersame in seiner Genesung. Selbst die Gefahr, mit welcher er sich in Bauernkleidung und durch Minettens Hülfe hier eingeschlichen hatte; selbst die Bläße, die noch auf seinen Wangen zurückgeblieben war, vergrößerten den Antheil, den mein Herz an ihm zu nehmen begann, und zwey bis drey Stunden verflogen, nur der Himmel weiß, wie schnell und wohin? — Doch verflogen sie nicht so, daß ich noch jetzt mich ihrer zu schämen Ursache hätte! Eben die Ehrfurcht vielmehr, die er selbst im höchsten Entzücken mir bewies, eben die Schwüre, mit welchen er zu tausend und aber tausend Mahlen die Reinigkeit seiner Liebe mir betheuerte; eben die romantische Schwärmerey, mit welcher er von sympathetischem Gefühl und vom Verständniß der Herzen mir vorschwatzte, — eben dieß Alles empfahl mir ihn fast eben so stark, wo nicht stärker, als die Süße seiner Schmeicheleyen und die jugendliche Gluth seiner Küsse.

Gleichwohl war nun der erste Schritt zu verstohlner Liebe, zu sträflicher Vertraulichkeit, geschehen; der zweyte folgte schnell hinterdrein; das heißt: wir sannen auf die Wiederhohlung von jenem. Meines Gatten Wachsamkeit war groß; doch seit zwey Stunden war mir der Muth sie zu täuschen, mächtig

gewachsen. Den kleinen Überrest von Furchtsamkeit erstickte Minettens Zureden und Erwangens Bitten. Nichts, wollen Weiberkenner behaupten, nichts soll uns Frauen bey jedem Liebeshandel so werth und wichtig seyn, als eben derjenige Punct, durch welchen wir gewöhnlich uns verrathen, ein heimlicher Briefwechsel. Er war das Erste, was auch Erwangen in Vorschlag brachte; und bey der seltenen Möglichkeit eines persönlichen Gespräches machte ich von jener erst angegebenen Regel keine Ausnahme. Minette sollte natürlich auch hier das Hauptrad in der Maschine abgeben; da aber alle Fälle sich denken ließen, wo ihr Eifer und ihre Schnelligkeit nicht allein hinreichen könnten, so brachte mein Hauptmann noch eine Nothhülfe in Vorschlag.

„Er habe, sagte er, unter seiner Compagnie einen jungen Unterofficier, auf dessen Treue und Verschwiegenheit er Häuser bauen könne. Es sey ein Mann von höchstens drey und zwanzig Jahren, von guter Geburt, guter Bildung und noch besserem Herzen. Er gehe mehr mit ihm auf dem Fuße des Freundes, als des Untergebenen um, und wisse, daß er willig für ihn durch Feuer und Wasser sich stürze. Er sey es gewesen, der meine Tante neulich zum Tanz aufgefordert habe; er sey die ganze Krankheit hindurch nicht von seinem Lager gekommen, und kenne die Heftigkeit einer Leidenschaft, die vor ihm — doch auch nur vor ihm allein! — in den Reden der Fantasie sich nicht verbergen konnte. Er solle mir, unter dem Scheine, als ob er Minettens Liebhaber wäre, auch zuweilen Briefe bringen und Antwort sich hohlen." — Ich hatte freylich gegen diesen Vorschlag mancherley Ein-

wendungen; doch Erwangens Betheurungen, und Minettens Beyfall (die zu wünschen schien, daß der junge Soldat seine Rolle nicht bloß spielen möge) machten, daß ich nachgab; und wir schieden spät nach Mitternacht mit manchem Kuß und Händedruck, mit manchem Wunsch, uns bald wieder zu sehen, aus einander.

Ich will Ihre Geduld, Branko, nicht mit der Chronik der nächsten sechs bis sieben Wochen ermüden. Unser Roman war diese ganze Zeit über in seinem schönsten Gange. Briefe flogen von beyden Seiten hin und her. Manche Stunde darbte ich meinem Schlafe, und — was bey den meisten meines Geschlechtes noch mehr bedeuten will — selbst dem Putztische ab, um nur Erwangens verliebte Sendschreiben nach Würden zu beantworten. Da meine Tante indeß wieder wegreiste, und mit Rückkehr der wärmeren Jahreszeit auch mein Mann wieder auszugehen vermochte, so hatte Minette Geschicklichkeit und Erwangen Herz genug, um eine Hinterthür und eine Civilverkleidung zu wiederhohlter heimlicher Zusammenkunft zu nützen. Immer war solche nur auf wenige Augenblicke möglich, und unsicher genug; aber mit jedem neuen Gespräche ward mein bescheidener Liebhaber auch etwas dreister. Manche Zeile seiner letztern Briefe, mancher Wunsch seiner letzten Gespräche war feurig genug, aber um so minder platonisch, und ich — — — noch zürnte ich, noch strafte ich ihn dann; aber schon ward mein Zorn allmählig linder; schon befragte ich mich zuweilen insgeheim: ob ich nicht allzu strenge verfahre? Und der Himmel weiß, ob ich nicht endlich nur zu nachsichtig gegen ihn und gegen mich selbst geworden wäre,

hätte nicht ein sonderbarer Zufall auf ein Mahl die ganze Lage der Sachen verändert.

Daß die Eifersucht mehr Augen in ihrem ausgedorrten Gesichte, als der Pfau auf seinem Schweife hat, das ist eine Erfahrung, die gewiß keiner Bestätigung bedarf. Leider machte ich sie an mir selber. So vorsichtig Minette und ich unser Geschäft zu betreiben glaubten; so sorgfältig ich mich hüthete, selbst durch's Fenster nur oft nach meinem Geliebten hinzublicken; Mossau schöpfte doch Argwohn. Bis auf diese Stunde weiß ich nicht, woher. Sey es, daß ein Bedienter im Hause mein Ausspäher und Verräther war, sey es, daß mein Mann selbst Minetten zu Erwangen hingehen, oder den jungen Unterofficier zu ihr herkommen sahe: sey es — was mir am glaublichsten scheint — daß im Schlafe, wo freylich mancher Traum mich umschwebte, ein Ausruf mir entschlüpfte; und von ihm gehört ward; kurz, Mossau, wie der Erfolg es deutlich ergab, schöpfte Argwohn.

Wenn er sonst, ganz ohne Grund und Ursache, ihn hegte, brach er sofort in die bittersten Vorwürfe aus; dieß Mahl, da ihm allerdings die Rechtmäßigkeit nicht ganz abging, ließ er auch mit keiner Sylbe seinen Mißmuth spüren. Er hatte sonst dann und wann von Erwangen gesprochen; jetzt kam dieser Nahme, der wahrscheinlich meine Wangen geröthet haben würde, nicht über seine Lippen. Er pflegte mich sonst, wenn er auf eine Viertelstunde nur vor's Thor ging, oder fuhr, sorgfältig mitzuschleppen. Jetzt, da ich ein Mahl über etwas Kopfschmerzen klagte, erzählte er mir ganz gelassen: daß er diesen Nachmittag zu einem Schuldner, zwey Meilen weit fahren müsse; und fand

es sogleich bey meiner ersten bedenklichen Miene sehr natürlich, daß ich mich schonen und daheim bleiben sollte.

Meines Mannes Wegreise entging Erwangens Aufmerksamkeit nicht, und noch minder mein Zurückbleiben. — Die Uhren der Liebenden gehen gewöhnlich viel zu langsam; doch kaum dünkte mich, daß eine halbe Stunde verflossen sey, so hatte ich schon ein Billet von meinem Liebhaber, wodurch er um die Erlaubniß mich zu besuchen bath. Ob mir es ahndete, ob ich mir selber nicht traute, oder ob ich nur seine Beharrlichkeit prüfen wollte; genug, ich schlug es ihm für heute unter Vorschützung meines Kopfwehes und des noch allzu hellen Mittags ab. Jedoch ein zweyter Brief folgte bald; jener junge Unterofficier war dessen Überbringer. Erwangen schrieb mir: er habe ihm aufgetragen, alle nur mögliche mündliche Beredsamkeit mit seiner schriftstellerischen zu vereinen, und nicht eher zurückzukehren, bis er Gewährung mitbringe. — Diesem Auftrage zu Folge, verlangte der Soldat mich selbst zu sprechen. Minette war seines Lobes schon oft voll und übervoll gewesen. Erwangen selbst setzte ein so unbeschränktes Vertrauen in ihn; gesehen hatte ich ihn noch niemahls. Ich war daher wirklich begierig ihn kennen zu lernen, und befahl dem Mädchen ihn in mein Zimmer zu führen. So vorbereitet ich war, keine gewöhnliche Musketierfigur zu erblicken, so fand ich doch meine Erwartung noch beim Anblick übertroffen. Ein blühender schöngewachsener Mann, kaum über Zwanzig, voll Anstand, ohne Zwang; dessen Gesicht nicht Anlage bloß, sondern schon Ausbildung verrieth; der selbst in seiner bloßen Verbeugung eine gewisse Be-

kanntschaft mit der feinern Welt, schon in seinen ersten Worten ein sanftes Gefühl, und in seinem ganzen Betragen einen Geist, der seinen niedern Stand übertraf, verrieth; der mit Augen, so blau und schön — doch ich sehe die Verlegenheit meines Nachbars, und muß hier abbrechen, wenn er nicht weggehen soll. Kurz, denken Sie sich diesen Mann hier, der jetzt mein Gemahl, mein theuerster Gemahl ist, — denken Sie ihn sich, vielleicht nicht schöner als jetzt; denn in meinen Augen verringert er sich nie — aber wenigstens um zehn bis eilf Jahr jünger; etwas dreister noch seinen Blick; etwas kriegerisch sein Ansehen, und Sie haben ganz das Bild des damahligen Unterofficiers, der in Erwangens Bestallung zu mir eintrat.

Da er mir gefiel, da ich Willens war, zu versuchen, ob er auch im fernern Reden den ersten Eindruck behaupten werde; so stellte ich mich absichtlich, als wollte ich abermahls das Gesuch seines Hauptmannes abschlagen. Jedoch er sprach so warm für ihn, daß ich auch diese kleine Verstellung nicht lange behaupten konnte; ich gab ihm daher die Erlaubniß seinem Herrn zu sagen: daß ich ihn erwarte; begehrte aber zuvor, ehe er ihm Dieß melde, zu wissen: wie er selbst in Kriegsdienste gekommen sey? — Er zuckte die Achseln; er wollte so eben mir antworten, als Minette, die der Vorsicht wegen auf dem Saale Wache stand, todtenbleich, zitternd, vor Schrecken kaum der Sprache mächtig, in's Zimmer hereinstürzte. — „Gott im Himmel, rief sie, was soll das bedeuten? Als ich jetzt von ungefähr durch's Fenster in den Hof hinab sah, erblickte ich drey baumstarke Kerls, die an der Seitenwand sich anlehnten; als ich voll Verwun-

derung genauer nachschaute, sehe ich unsern Herrn, wie er ganz leise die untern Treppenstufen herauf schleicht. Binnen zwey Minuten ist er oben, so schlecht auch seine Füße seyn mögen; er muß zum Hinterthor herein gekommen seyn, muß Wind haben, und will uns überraschen."

Ich war im Begriff ohnmächtig hinzusinken. Eben die Größe des Schreckens hinderte mich daran. Wie dieser Soldat fortzuschaffen sey, wußten wir durchaus nicht. Keine Hinterthür, keine Hintertreppe, zu der wir konnten, ohne meines Mannes verschlossenes Zimmer zu erbrechen; was sich von selbst verboth! Keine Ausflucht, die uns zur Beschönigung seines Daseyns einfiel! — Wie verblendet uns je zuweilen ein böses Gewissen machen kann, davon wird mir unsere damahlige Lage ein ewiger Beweis seyn. Wilhelm sollte gleich vom Anfange her für Minettens Liebhaber gelten. Was war natürlicher, als daß er gerade in ihr Zimmer gehen und mit der Ausrede sich entschuldigen konnte: er habe sein Mädchen besuchen wollen. Doch Keines von uns besann sich darauf; auf jedes entfernte, jedes unmögliche Mittel, selbst auf einen Sprung zum Fenster hinaus, dachten wir desto treulicher. Die Gefahr kam indeß nicht nur näher; sie war wirklich schon da. Wir hörten an der Saalthüre pochen und klinken. Der junge Mann faßte einen herzhaften Entschluß. Minette hatte gleich anfangs einen Kleiderschrank, der in meinem Cabinette stand, zum Verstecken vorgeschlagen. Ich hatte ihn verworfen, weil mir seine Durchsuchung doch unvermeidlich schien. — Jetzt, indem Wilhelm einen silbernen Leuchter, der auf meinem Schreibtische stand, rasch ergriff und zu

sich steckte, jetzt erneuerte er selbst Minettens Vorschlag. — „Ich werde freylich, sprach er, dort nicht unentdeckt bleiben; aber mag mich ihr Gemahl doch ausspähen; ich habe nun das Mittel gefunden, das Ihre Ehre gewiß retten, gewiß die Liebe meines Hauptmannes verdecken soll! Es kann mich viel kosten; doch nicht zu viel, wenn es Ihren guten Nahmen und ihren ehelichen Frieden rettet. Bestehen Sie nur fest darauf, daß Sie nichts, gar nichts von mir oder sonst einem Manne wissen; und überlassen Sie mich meinem Schicksal! Sie sollen dabey unverwickelt bleiben; das schwör' ich beym ewigen, einigen Gott!"

Eigentlich verstand ich kein Wort von allem Diesem; aber die Angst, in welcher ich mich befand, war so unbeschreiblich, daß ich gern Alles that und versprach, was er begehrte. Wir sperrten ihn in den Schrank; ich eilte dann in mein Zimmer zurück, und warf mich auf einen Sofa; Minette riegelte die Saalthüre auf. — Ich hatte mich auf Sturm und Toben gefaßt gemacht. Völlig im Gegentheil war mein Mann die Freundlichkeit selbst, indem er zu mir eintrat; doch welch' eine Freundlichkeit, das ergab sich bald; und hätte Satan menschliche Gestalt, so müßte sein Lächeln beym Fehltritte eines Verführten gerade so aussehen, wie damahls die Miene meines Gemahls. — „Es habe ihn, sagte er, unter Weges eine so sonderbare Ängstlichkeit überfallen, daß er sie endlich für eine Ahndung gehalten und zurück gekehrt sey. Wirklich glaube er jetzt noch, ein böser Dämon habe ihn gewarnt; denn so eben habe er vernommen, daß eine verdächtige Person hinauf zu mir, und nicht wieder hinunter gegangen sey; er frage mich daher, ob ich

Niemanden gesehen, und ob ich ihm selbst nachzusuchen erlaube?" — Meine Antwort bestand in einer Klage über verstärkten Kopfschmerz, in der Verneinung, irgend einen fremden Menschen indeß gesehen zu haben, und in der Erlaubniß nachzusuchen, so lange und so viel er wolle. Die Worte waren ganz dreist und gut; doch wie ängstlich das Herz dabey mir schlug, wie nahe mir Thränen und Klagen waren, das verbarg ich so gut als möglich, oder vielmehr übel genug.

Wahrscheinlich merkte mein Mann die Bestürzung meines Herzens gar wohl; doch in der festen Zuversicht, bald stärkere Beweise gegen mich aufzufinden, verließ er mich, ohne ein Wort weiter zu verlieren. Feige, wie fast alle Nichtswürdige zu seyn pflegen, hatte er noch zwey Bediente, die ich vor Dem nie gesehen hatte, bey sich, und geboth ihnen, jeden Winkel meines Schlafgemaches zu durchstöbern. Denken Sie sich, wie mir zu Muthe ward, als ich sie gleich darauf die Thür des bewußten Schrankes öffnen hörte! Und wie dann erst, als ich zwey oder drey Secunden später an der Verstärkung ihrer Stimmen gar leicht erkannte, daß unser Versteckter gefunden sey. Eine zweyte Ohnmacht wandelte mich an. Einen lauten Schrey des Jammers unterdrückte Minette durch ihr vorgehaltenes Tuch. Sie beschwur mich zu bedenken: daß immer noch nicht Alles verloren sey; daß Wilhelm versprochen habe, die ganze Schuld auf sich zu nehmen; und daß er vielleicht noch dreist und glücklich genug seyn werde, wenn auch nicht sich, doch uns zu retten.

Er that es! Das Unglaubliche ward möglich. Alles schien verloren; und doch hatte in wenig Minu-

ten mein Mann mehr Stoff zum Erstaunen auf seiner Seite, als ich bisher zum Erschrecken auf der meinigen. — Mit Befremden hatte er schon in dem Herausgezogenen eine ganz andere Person, als er vermuthet, gefunden; mit noch größerem Erstaunen vernahm er, daß Wilhelm, auf das Befragen: Was er hier gesucht? sich zitternd eines Diebstahls schuldig gab. Immer noch verwirrter wurde er, als man den silbernen Leuchter wirklich bey ihm fand. So sehr sein Geiz sich sonst gefreut haben würde, einen Dieb auf der That anzutreffen, so gern hätte er jetzt zwanzig silberne Leuchter für einen andern Fund hingegeben. — Stumm stand er einige Augenblicke da; Er, der Ertappende schien der Ertappte zu seyn.

„Ist das deine ganze Absicht gewesen?" fragte er endlich: „führte sonst kein böser Wille dich hierher?" — Als verstände er ihn nicht, betheuerte Wilhelm hoch und theuer, daß er von thätlicher Beleidigung keinen Gedanken gehegt, daß er durch die äußerste Noth nur zu diesem Schritte gedrungen worden sey; und daß er eben sich wegschleichen wollte, wie er hergekommen sey. — Etwas gefaßter war jetzt mein Mann geworden. — „Das glaube ich gern; rief er mit bitterem Lachen; aber wo sind die Briefe, die du brachtest oder hohltest?" Mein braver Wilhelm that, als ob diese Frage griechisch sey. Mit tausend Schwüren versicherte er: daß er keine Wechselbriefe gesehen noch entwendet habe; immer tobender ward meines Mannes Nachforschen; immer unwissender stellte sich Wilhelm. — „Bedenke, was du thust, wessen du dich anklagst! rief endlich Jener: Wenn du in Liebeshändeln

als

als Bothe oder Vertrauter herkamst; wenn du bekennest, was du wissen mußt; siehe, diese Börse voll Gold ist für dich bestimmt, und du kannst gehen, wohin du willst! Selbst vor dem Zorn deines Hauptmannes will ich dich schützen, will dich loskaufen und versorgen, wenn deine Angabe der Mühe lohnt! Bleibst du aber auf deinem Vorwande, so übergebe ich dich der Gerechtigkeit, und diese wird hoffentlich dem Strange dich überliefern." — Gott, wie bebte ich bey dieser vorgeschlagenen Wahl; aber Wilhelm blieb sich gleich. Er wolle ja gern verrathen, sagte er, wenn er nur wisse, was? Er wolle ja gern angeben, wenn er nur wisse, wen? Was sein Hauptmann dabey solle, begreife er nicht; denn dieser pflege kein Kind zu betrüben, geschweige daß er zu einer solchen That ihm gerathen haben sollte.

Länger konnte mein Mann sich nicht mehr zwingen. Ich war die ganze Zeit über in meinem Zimmer geblieben, dessen Thür offen stand. Jetzt befahl er mir herauszukommen; und als ich es mit verhehltem Zittern that, ergriff er mich, schleuderte mich unsanft vorwärts, und rief: Siehe hier, Nichtswürdige, deinen Buhler oder deinen Kuppler! Fünf Minuten früher, und ich Unerfahrene wäre ihm zu Füßen gesunken, hätte Alles bekannt, und wäre wahrscheinlich von ihm mit dem Fuße fortgestoßen worden. Jetzt hatte ich — so schnell begreift der Mensch das Sträfliche! — jetzt hatte ich die Kunst mich zu verstellen bereits von Wilhelm erlernt; hatte durch seine Standhaftigkeit auch Herz gefaßt, und läugnete gerade zu: daß ich ihn kenne, und daß ich wisse, wie er hierher gekommen sey.

Die Wuth meines Mannes ward immer größer; er mißhandelte mich; er wollte auch an Wilhelmen Hand legen. Der Soldat fühlte sich; er trat ein Paar Schritte zurück. — „Ich weiß, sprach er, daß ich ein Verbrechen beging; ich weiß, daß ich Strafe verdiene; aber diese Strafe hängt nicht von Ihnen ab. Überliefern Sie mich der Wache, und ich folge willig; aber wer mich schlägt, gegen Den wehre ich mich." — Der Feige, dem eine Menge Bedienten zu Befehle standen, scheute sich doch. — „Die Wache begehrst du selbst?" schrie er. „Die soll kommen, die soll kommen!" — Auf sein Geboth ging man sofort nach ihr. Mir befahl er, alle Schlüssel zu meinen Schränken ihm zu geben, dann in ein dunkles Hinterzimmer zu gehen, und allda abzuwarten, was er über mich beschließen würde. Ich gab ihm die Schlüssel und ging; daß er mir Minetten ließ, war mir sehr tröstlich, und ist noch jetzt mir unbegreiflich.

Was in den nächsten Paar Stunden vorging, das sah ich zwar nicht, aber errathen konnte ich es leicht. Die Wache hatte jenes unschuldige Schlachtopfer meiner Unbesonnenheit abgehohlt. Jedes Papierchen in meinen Habseligkeiten war durchsucht worden. Gefunden hatte er — nichts. Ein verborgenes Fach in einem alten ererbten Schranke, Niemanden als mir und Minetten bekannt, war mir treu, und Erwangens Briefwechsel unentdeckt geblieben. Überzeugen konnte mich mein Gemahl mit nichts; seine abermahligen Versuche, mich zu schrecken und zu täuschen, blieben fruchtlos. Daß deßfalls sein Verdacht nicht verschwand, hätte ich im Herzen ihm gern vergeben;

aber seine fernern Maßregeln — ob diese verzeihlich waren, davon urtheilen Sie selbst!

Zwar bekam ich mein Zimmer wieder; aber verbothen ward mir für den nächsten Monath jeder Ausgang; verbothen jedes Heraussehen zum Fenster. Grüne, herabgelassene, verschlossene — nicht figürlich etwa, sondern wirklich verschlossene Gardinen, machten es zum leibhaftigen Staatsgefängniß; Dinte und Feder waren mir weggenommen. Minetten ward zeitliche Verstoßung und ewige Ungnade angekündiget, wenn man auch auf der geringsten Spur von Unterschleif sie ertappe. — Natürlich hatte dieß Betragen ganz diejenigen Folgen, die eine übertriebene Strenge insgemein zu haben pflegt. Ich haßte meinen Tyrannen mit jeder neuen Stunde um so viel unaussprechlicher; und sann immer stärker darauf, ihn, seines Bewachens ungeachtet, zu hintergehen. Zwar nicht auf mich war meine ganze Sorge, ein weit größerer Theil derselben war auf den jungen Mann hin gerichtet, den ich durch die Schuld, die er auf sich genommen, unglücklich gemacht zu haben besorgte. Zu wissen, wie es um ihn stehe, Dieß war des Abends mein letzter, des Morgens mein erster Gedanke; an allen gewöhnlichen Schreibmaterialien fehlte es mir; doch ein Stückchen Bleystift, das in einem alten Kalender sich verhalten hatte, besaß ich noch; und statt des Briefbogens diente mir das hintere leere Blatt eines Gebethbuches. Ich schrieb an Erwangen; ich beschwur ihn, wenn er mich jemahls geliebt, Wilhelmen zu retten; ich both ihm, wenn er dazu eine Geldsumme bedürfe, meine Goldbörse und den größten Theil meines Schmuckes an; ich drang in ihn desfalls, so heiß ich nur im-

mer konnte. Minette, Trotz jenes Verbothes, wagte die Bestellung. Ein Mittagsschlaf meines Tyrannen ward benützt. Zwar hatte dann ein alter Bediente genaue Aufsicht über jeden ihrer Schritte: zwar war er wirklich seinem Herrn so treu, daß er jedes ihm angetragene Trinkgeld ausschlug. Doch Minette verstand sich auf bessere Münze. Unser Argus, wie ich schon erwähnt habe, war alt; Minette war jung und hübsch. Ein Paar Küsse, die sie ihm antrug, und auch sofort zum Voraus bezahlte, waren ihm eine so selten gewordene, und noch so lockende Bestechung, daß er ihr endlich auf ein funfzehn Minuten auszugehen erlaubte. Einer längern Zeit bedurfte sie ohnedem nicht.

Sie brachte mir eine schriftliche Antwort zurück, geschrieben im Ton der innigsten Liebe und Zärtlichkeit, und dennoch in einem Tone, der mir nicht ganz gefiel. Erwangen bedauerte mein Schicksal, beschwur mich auf eine bessere Zukunft zu hoffen, beschwur mich, meine Neigung nicht durch diese Prüfung erkalten zu lassen. — Alles gut; aber ich fand keinen Plan, wie er mich zu retten gedenke! — Und was Wilhelmen betraf? Er beklagte diesen rechtschaffenen Burschen; er gestand, daß er die höchste Verpflichtung gegen ihn fühle; er versprach Alles, was er könne, für seine Befreyung zu thun; aber er zweifelte doch, daß Dieß möglich sey, ohne den Verdacht gegen uns zu verstärken; und er äußerte am Schlusse: daß er es für rathsamer halte, ihn jetzt eine kleine Strafe leiden zu lassen, und dann erst zu belohnen." — Dieß war die Sprache der Klugheit vielleicht; aber wahrlich die Sprache nicht, die ich von Demjenigen erwartet hatte, der sonst so oft mir schwur, daß er meinen Gemahl

selbst zittern zu machen wisse! Dieß war der Eifer nicht, auf den ich bey einem Liebhaber rechnete, der meinetwegen hatte sterben wollen. — Ich schüttete daher meinen Unwillen gegen Minetten aus. Vergebens wandte sie alle Beredsamkeit zu seiner Vertheidigung an; mein Herz blieb beleidigt, wenn auch mein Kopf nichts weiter einzuwenden wußte. Gern hätte ich dem Hauptmanne meinen Mißmuth in einem zweyten Schreiben zu erkennen gegeben. Aber Minetten war ein zweyter Ausgang unmöglich; auch des andern Tages bestand unser Hüther auf seiner Verweigerung, und drohete, meinen Mann aufzuwecken, wenn wir noch ein Mahl ihn zu betrügen versuchten.

So verflossen zwey Wochen; die Gefangenschaft eines Vogels im Käfig ist gelinder, als damahls die meinige war. Wenn ich zuweilen meinen Zuchtmeister fragte: wie lange diese Einkerkerung noch dauern sollte? antwortete er mit schadenfrohem Lächeln: Gerade so lange, bis der Trotz deines Mitschuldigen nachgibt, oder wenigstens seinen Lohn erhält!" Er war blind genug, nicht zu spüren, daß eben diese Antwort nur zur Befestigung in meinem Laugnen dienen konnte; denn ich erkannte aus ihr, daß Wilhelm standhaft bey seinem Worte bleibe; und ich hoffte immer fort, daß Erwangen ihn retten werde. — Vergeblicher Traum, und schrecklich die Art, wie ich aus ihm erweckt ward!

Eines Morgens, als ich kaum aufgestanden war, befahl mir mein Mann, ein besseres Hauskleid noch, als gewöhnlich anzulegen, weil er sich eines Besuchs versähe, der auch mich betreffe. Ich that es; aber kein Besuch erschien. Bald darauf vernahm ich ein

Getöse und Gemurmel auf der Straße; nachzusehen, was geschahe, verbothen mir jene herabgelassenen Gardinen; auch hatte ich viel zu viel und allzu ernste Gedanken im Kopfe, als über eine solche Kleinigkeit nachzudenken. Doch jetzt kam auch mein Herr Gemahl wieder, mit einer Miene, so tückisch-freundlich, als ich seit jenem Tage der Überraschung sie nicht an ihm gesehen hatte. — „Willst du nicht einmahl, sprach er, mit mir auf unsern Altan kommen, und sehen, was da unten vorgeht? Es ist Zeit, daß du wieder allmählig der frischen Luft genießen lernest." — Ich folgte ihm, zwar mit einiger Verwunderung, doch völlig wieder mit dem blinden Gehorsame eines Opferthieres. Ich trat zuerst auf den Altan; indem er nachkam, schloß er die Glasthür, die auf ihn führte, ab. Die Straße hinunter, bey unserm Hause vorbey, hatten Soldaten in eine lange, lange Reihe sich gestellt. — Was bedeutet dieß? fragte ich voll Erstaunen. — Daß ein Nichtswürdiger hier Spießruthen laufen soll. — „Und dazu riefst du mich?" — „Allerdings! weil es auch dich mit angeht." — „Mich mit angeht?" fragte ich mit steigender Angst, und blickte starrer hin. So eben trat der Unglückliche, der heute zu leiden bestimmt war, in die Reihen, und war — und war — wie Sie längst errathen haben werden — war Wilhelm.

Ein Schrey des Entsetzens entfuhr mir; gern hätte ich in diesem Augenblicke meiner Wuth — meines Widerwillens — meiner Rache ganzen Inbegriff mit einem einzigen Worte meinem grausamen Wütherich in das Angesicht geschleudert. — „Abscheulicher Mensch, rief ich, das ist dein Werk! Ja, nun gesteh

ichs dir, daß ich dich hasse, dich verabscheue, dich verabscheuen will bis zum jüngsten Gerichte, und noch weiter hinaus!" Ich wollte hier ins Zimmer hinein; ich riß an der verschlossenen Thür mit einer Gewalt, daß sie schier aufsprang. Mein Mann warf sich dazwischen, schob mich gegen das Geländer des Erkers hin, und sagte so kalt als möglich: „Es steht bey Ihnen, Madame, diese ganze Straße voll Menschen zu Zeugen Ihrer Schuld, die sich jetzt selbst verrathen hat, zu machen. Aber, und wenn Sie zehnfach noch das Metall ihrer Stimme und meine Ehrennahmen verstärkten, Sie sollen doch das Trinkgeld mit anschauen müssen, das man ihrem Kuppler zum Lohne seiner Lügen zuzählt; sollen es mit ansehen, und wenn ich nach den Bedienten rufen müßte, die einstweilen Sie hielten." — Noch jetzt, wenn ich mir das Übermaß meines Schreckens und die Größe der Beleidigung denke, ist es mir unbegreiflich, wie ich damahls Meisterinn von meinen Sinnen bleiben konnte. Dennoch blieb ich es nicht nur, sondern ich begriff sogar, daß ein längeres Sträuben mich zum Schauspiele der Menge machen würde, und daß bloß Zwang und Verstellung noch zur Rettung meines guten Nahmens etwas beytragen könne. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, doch mit dem festen Vorsatze, kein Auge aufzumachen, lehnte ich mich daher über das Geländer herab; aber auch dieser Vorsatz war über meine Kräfte; immer öffneten sich bey jedem Geräusche unwillkürlich meine Augen; immer suchten sie den Unglücklichen, der meinetwegen eine so schmähliche Strafe duldete. Die Gelassenheit, mit welcher er nicht eilte, sondern ging; der Gleichmuth in seinem Gesichte, der der Schmerzen

nicht zu achten schien; der Stolz, mit dem er noch jetzt sich trug — o, alles Dieses zerriß vollends mein Herz. Jeden Streich, den er litt, fühlte ich zweyfach. Aufschreyen hätte ich vor Jammer mögen, und würde es gethan haben, wenn dadurch seine Strafe zu lindern gewesen wäre. — Jetzt war er fünf Mahl schon auf und abgegangen. Sein Rücken war überdeckt mit Blut. Er wandte sich zum sechsten Mahle um. Jene Grausamen hatten noch nicht geendet. Als er dieß Mahl bey meinem Erker vorbeyging, blickte er hinauf; unsere Augen begegneten sich. Plötzlich ward es Nacht um mich, und bewußtlos sank ich nieder.

Nach einer Stunde erst, auf meinem Lager, von Minetten mit starkriechenden Wassern schier gebadet, empfing ich wieder Leben und Besinnung. Meinem Gemahle selbst schien bey meiner langen Ohnmacht bange geworden seyn. Er redete wieder gelinder mit mir; er both ein wechselseitiges Vergeben und Vergessen an; er versprach mir die vollkommenste Freyheit. Auf alles Dieses antwortete ich ihm keine Sylbe; nur daß er sich entfernen möchte, gab ich durch Zeichen zu verstehen. Denn sonderbar! so ganz betäubt auch jetzt mein Körper und meine Seele gewesen waren; so ganz schien mittlerweile doch in dieser Letztern das Vorhaben gereift zu seyn, mit diesem Gegenstande meines Hasses ferner nicht mehr zu leben; und Plane an Plane drängten sich deßfalls, so bald ich mich wieder besann, vor den Augen meines Geistes. Noch hielt mein Mann ein Paar Minuten mit seinen Versuchen mich zu besänftigen an; doch ich blieb bey meinem halsstarrigen Schweigen, und auch der Arzt, der gerufen worden, rieth, mir

Ruhe zu lassen. Nur Minette blieb bey mir, und kaum sah ich mich mit ihr allein, da ergoßen sich meine bisher verhaltenen Thränen und Klagen desto reichlicher.

Sie gestand mir: daß sie gestern schon Wilhelms Schicksal gewußt, aber in der gutherzigen Absicht, mir Kummer zu ersparen, verschwiegen habe. Ja, als ich stärker in sie drang, gestand sie auch, daß ihr gestern schon ein Soldat, indem sie nur vor die Salthür geblickt, einen Brief an mich zugesteckt habe, der zweifelsfrey von Wilhelm sey. Die Eilfertigkeit, mit der ich ihn forderte, und der Verweis, den ich ihr gab, lassen sich denken. Sie überreichte mir einen Zettel, den Sie hier im Originale noch sehen können, und der also lautete.

Gnädige Frau! Schon bin ich zum gemeinen Soldaten herabgesetzt; schon ist mir auf morgen eine Strafe angekündigt worden, die schmählich, schmerzlich und erniedrigend zugleich ist. Doch bitte ich Sie, bedauern Sie mich nicht; suchen Sie durch keine Übereilung mich zu befreyen: jeder Widerruf ist nun fruchtlos! Was ich leiden soll, litt schon mancher Schuldige gelassen; warum sollte ich Unschuldiger es minder gelassen tragen können? Es sichert, hoffe ich, Ihre Ehre, und das belohnt mich schon. Möchte doch auch dadurch Ihre Tugend gerettet werden, und ich wollte gern Alles zweyfach leiden. Nicht aus Rache thue ich diesen Wunsch; nicht weil er mich retten konnte, und ungroßmüthig meinem Schicksale überließ; aber weil ich ihn kenne, wünsche ich noch ein Mahl: Möchten

Sie seinetwegen nie mit dem kleinsten Gewissensvorwurf sich belasten! Er verdient nicht, bey Andern zu erzeugen, was er selbst niemahls fühlt; verdient Liebe nicht, und am mindesten von Ihnen. — Ich sehe, ich spreche Sie vielleicht, gnädige Frau, in meinem Leben nicht wieder; aber ich hoffe, Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich zum ersten und letzten Mahle wahr sprach, und Wort hielt.

Zehn Mahl wohl durchlas ich diesen Brief; und der edle Ton desselben, weit über den Stand des Schreibers erhaben, riß mich dergestalt hin, daß der Schmerz mich abermahls zu übermannen, mein Bewußtseyn abermahls sich zu entfernen drohte. — „Ja, ja, rief ich endlich, ich will thun, was du begehrst; will den Nahmen des Elenden, der so dich aufopfern, so meine Bitte verschmähen, mich so einer peinlichen Lage, die doch sein Werk allein nur ist, überlassen konnte — aus meinem Herzen reissen. Noch mehr, ich will deine Treue dir vergelten, und sollte es mein ganzes Vermögen, meines Lebens ganzes Glück mir kosten. Nur Eines, Minette, nur Eines hilf mir ausführen! Mein fester Vorsatz gehet jetzt dahin, mich der Botmäßigkeit meines Tyrannen zu entziehen. List rette mich nur vor der Hand aus seinen Krallen; und von seiner Verbindung, wie ich hoffe, sollen und müssen mich dann die Gesetze scheiden."

Daß ein Mädchen, die alle Augenblicke sich ihres Abschiedes versah, mir ihren Beystand gern versprach, mir gern nachdenken half, so viel sie wußte und konnte, ist sehr natürlich; und ehe noch ein Stündchen verfloß, war unser Plan entworfen, über=

dacht und ausgefeilt. Ihm gemäß beschloß ich meines Gemahls heuchlerische Aussöhnung mit gleicher Münze zu vergelten; durch scheinbaren Gehorsam auf einige Tage wenigstens seinen Argwohn einzuschläfern; durch ein Dutzend Ducaten Minettens Schwager, der vom Fuhrwerke lebte, zur ståten Bereithaltung einer leicht bespannten Chaise zu bereden; meine besten Habseligkeiten unvermerkt zusammen zu packen, und wenn mein Alter einst, seiner Sitte nach, fest schlafe und schnarche, mich über Hof und Garten weg, bey Nacht und Nebel, zu meiner Tante zu flüchten, die ungefähr sieben Meilen davon in einem mäßigen Landstädtchen lebte. Was dann aus mir werden sollte, wenn diese Tante mich nicht aufnähme, das wußte ich freylich nicht so recht. Doch stützte ich mich auf ihre Liebe, und im höchsten Nothfalle auf den Werth einiger Juwelen. Kurz, ich war zu Allem muthig entschlossen, wenn ich nur nicht länger in dieser ehelichen Hölle leben durfte.

Niemand kann besser einsehen, als ich jetzt, wie viel Unbesonnenes und Gewagtes in diesem Entwurfe war; und doch traf das Sprichwort: daß Entwürfe dieser Art oft am besten gelingen, bey mir gleichfalls ein. Alles ging so gut, als ich es wünschen, Manches besser noch, als ich es hoffen konnte. Meine gelassener werdende Miene und Rede betrog meinen Mann bey seinem nächsten Besuche; meine fortgesetzte Unpäßlichkeit machte ihn sorglos; Minettens Schwager ließ sich erkaufen; alles Nöthige ward bald und leicht bey Seite geschafft; schon in der dritten Mitternacht, als mein Ehegemahl mit dem faulsten Murmelthiere um die Wette schlief, stand ich auf; rief

die lauschende Minette und entfloh mit ihr so glücklich und so unbemerkt, daß man am andern Morgen um acht Uhr erst unsere Flucht gewahr wurde.

Nicht eine Stecknadel, nicht einen Pfennig von meines Mannes Vermögen hatte ich mitgenommen; aber wohl meinen Schmuck, ein Paar hundert mir nach und nach von väterlichen Geschenken und von meinem Taschengelde ersparte Ducaten, und dann endlich noch etwas, was freylich, auch ohne innern Werth, meinem zeitherigen Gebieter kostbarer als ein ganzer Sack voll Duplonen dünken mußte. Denn alle Abende pflegte mein bisheriger Mann, und zwar wie er sagte, seit seinem zwanzigsten Jahre schon, alle Ereignisse seines wichtigen Lebens mit eben der Sorgfalt, mit welcher er seine Ducaten zählte, in ein eigens dazu bestimmtes Buch aufzuzeichnen. Noch sorgfältiger war er dann seinen Schreibtisch zu verschließen gewohnt, und übel würde es mir gegangen seyn, hätte ich jemahls nur die geringste Neugier darnach blicken lassen. Nur heute — war er entweder durch meine Krankheit sicher gemacht worden, oder war es ausdrückliche Fügung des Schicksals — nur heute, als ich durch sein Zimmer mich schlich, sah ich zu meiner Befremdung sein Pult offen stehen, und gleich oben in ihm einige Hefte dieses Tagebuchs liegen. So groß meine Angst auch in diesem Augenblicke war, so schnell stieg doch der Gedanke von der Wichtigkeit eines solchen Fundes in mir empor, und ich bemächtigte mich dieser Papiere; mit welchem Rechte, das mag ich freylich jetzt nicht entscheiden; doch wie sehr zu meinem Nutzen, das werden Sie bald sehen.

Noch sehr zeitig am Tage kam ich bey meiner Tante an. Sie machte große Augen, als ich in ihr Zimmer trat; sie machte noch größere, als sie erfuhr: wann, wie und warum ich Abschied von meinem Gemahle genommen habe? Sie fand den Vorschlag, den ich ihr that, sich meiner anzunehmen, sehr bedenklich. Sie fing mit Gegengründen und Zureden an; sie hielt in der Folge dem Charakter meines Mannes, wiewohl sie ihm Eifersucht und Härte zugestand, in tausend andern Stücken eine förmliche Lobrede; und sie würde wahrscheinlich mit einer völlig abschlägigen Antwort beschlossen haben, hätten mir nicht hier die Tagesregister meines Tyrannen den ersten Dienst geleistet.

Schon unter Weges hatte sich meine Neugier nicht enthalten können, in ihnen zu blättern. Zwar fand ich hier nur die Geschichte der letzten sechs Monathe; zwar stieß ich auf eine Menge Stellen, mit einer Ziffernschrift geschrieben, die mir jetzt und nachher unerforschlich blieb. Doch auch in dem leserlich geschriebenen Theile entdeckte ich manche mir wichtige Nachricht. Jetzt erkannte ich (was mir wirklich bisher nicht klar genug gewesen war) warum Mossan so eifrig auf die Gewißheit seiner Schande gedrungen hatte? um nähmlich dann nicht nur mit Schmach mich zu verstoßen, sondern auch, den Landesgesetzen gemäß, mein Eingebrachtes zu behalten. Jetzt fand ich, welche lockende Versprechungen er Wilhelmen auch im Verhafte noch gemacht, und welche bittere Abweisung er bekommen hatte. Jetzt sah ich beynahe auf jeder Seite mein Bild mit so schwarzen lügenhaften Farben entworfen, daß ich doppelt überzeugt ward: jede Aus-

söhnung mit ihm sey unmöglich. Aber nicht mich allein hatte er geschmäht; sondern manchen und manche Andere noch; und gleich nach mir am übelsten hatte er meiner Tante (deren Besuch auch in diesen Zeitraum fiel) mitgespielt. Jede ihrer Schwächen war unbarmherzig geschildert, jede ihrer Reden verspottet, jeder Pfennig, den sie gekostet, bedauert, jede Stunde, die sie — wohl verstanden auf sein Bitten! — länger dageblieben war, verwünscht worden. Und diese Beschreibung, seinen mündlichen Gesprächen so unähnlich, diese wies ich ihr jetzt, als sie gerade von seinem Lobe am stärksten überfloß.

Ich zweifele, ob es in der ganzen Natur ein rachgierigeres Wesen, als eine alte verspottete Jungfrau gibt. Als ich meiner Tante vorlas und wies, wie mein Gemahl von ihr geurtheilt habe, da dehnte sich vor Erstaunen ihr ohnedieß längliches Gesicht zu einer reichlichen Elle aus; ihre grauen gebleichten Augen bekamen das grünliche Feuer einer gereizten Katze im Dunkeln; zehn Mahl putzte sie das Glas ihrer Brille, um gewiß zu seyn, daß sie auch recht sehe; zehn Mahl rief sie: Gerechter Himmel, ist eine solche satanische Boßheit auch nur möglich! und von Stunde, an versprach sie Alles, was sie in Habe und Vermögen besitze, daran zu wenden, um von einem solchen ruchlosen Ungeheuer mich zu befreyen. Ein Rechtsgelehrter, der ihren Curator machte, ward spornstreichs herberufen. Mit einer Beredsamkeit, die meine eigene hundertfach übertraf, erzählte meine Tante ihm alle meine Beschwerden; und er gab uns dafür die heiligsten Versicherungen: daß bey solchen Umständen weder mein Gemahl mich zurück hohlen, noch im Klagefalle

die Scheidung mir versagt werden könne. Ja, er selbst erboth sich diese Sache durchzusetzen, und erhielt meine Vollmacht dazu unverzüglich.

Jetzt, so bald ich mich, wenigstens auf einige Zeit, in Sicherheit wußte — jetzt war Wilhelms Belohnung, wie billig, mein angelegentlichster Gedanke. Schmerzlich genug hatte es mir gedäucht, aus der Stadt als seine Schuldnerinn gehen zu müssen; doch hatte ich der Nothwendigkeit nachgegeben. Nunmehr, da ich meiner Tante — versteht sich ihr allein! — aufrichtig gestanden, wie viel ich seiner Verschwiegenheit verdanke, und wie theuer er sie bezahlen müssen; nunmehr, da sie selbst meine Verbindlichkeit erkannte, und meine Dankbegier billigte; nunmehr eilte ich, meine kleine Barschaft mit ihm zu theilen, und ihm hundert Ducaten in einem Briefe zu übersenden, worin ich kurz, doch mit möglichster Wärme meine Erkenntlichkeit schilderte, und ihn versicherte: daß dieses nicht eine Lösung meiner Schuld, sondern nur meines Dankes erste Probe seyn sollte; zugleich auch ihn bath, sobald als möglich persönlich zu mir zu kommen, und mir selbst die Art anzugeben, wie ich jene unverschuldete Schmach ihm vergüten könne. Ein alter treuer Diener meiner Tante mußte die Bestellung dieses Briefes über sich nehmen; Einhändigung ohne Zeugen, und Zurückbringung einer schriftlichen Antwort wurden ihm strenge eingeschärft.

Diese Antwort kam, und verstärkte meine Hochachtung für deren Schreiber noch um ein Großes. Mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit verringerte er den Werth des mir gebrachten Opfers; erklärte sich durch das erhaltene Geschenk für mehr als reichlich belohnt;

betheuerte, daß er selbst Dieß nicht annehmen würde, hätte er nur für sich allein, und nicht auch für die Erhaltung einer andern Person zu sorgen, die er mehr, als sein eigenes Leben liebe; und entschuldigte sich endlich, daß er nicht persönlich mir aufwarten könne, weil hierzu ein Urlaub nöthig sey, den er schwerlich jemahls erhalten dürfte. — Wie selten wir doch in unserm eigenen Herzen daheim sind! Als ich zwanzig Mahl dieß Briefchen wieder und wieder las; immer den Ausdruck: eine andere Person, die er mehr als sein eigenes Leben liebt! halb leise, halb nachdenkend wiederhohlte; immer, Trotz anerkannter Gültigkeit seiner Gründe, mich ärgerte, daß er nicht gekommen sey; — wahrlich, da würde ich laut aufgelacht haben, hätte irgend jemand aus allen diesen Empfindungen auf mehr als Dankbarkeit schließen wollen. Jetzt, wenn ich selbst darüber nachdenke, jetzt sage ich: vielleicht war es damahls noch Dankbarkeit allein; vielleicht war es schon mehr.

Kurz, jetzt gedachte ich, Trotz seines Weigerns, entschlossen noch ein Mahl ihn einzuladen, zuerst wieder an einen Mann, dessen Andenken ich bisher unterdrückt hatte — an Erwangen. Vergebens hatte Minette abermahls zu seinen Gunsten gesprochen. Die Preisgebung seines Vertrauten, die Ruhe bey meinen Drangsalen, vielleicht noch mehr die Warnung Wilhelms hatten mir ihn verhaßt, ja was noch ärger, hatten mir ihn verächtlich gemacht. Ihm nie wieder einen Anspruch auf mein Herz zu ertheilen, war ich fest bestimmt; doch daß er jetzt mir nützen könne, glaubte ich, und schrieb daher an ihn: Wenn er gegen

eine

eine bitterbeleidigte Person einen Schein von Gefälligkeit noch habe, möchte er Wilhelms Urlaub bewirken; möchte es ja thun, damit ich wenigstens in etwas vergüten könne, was ganz auszusöhnen unmöglich sey.

Was ich vermuthet hatte, geschah. Erwangen sah Dieß als den ersten Schritt zu einer günstigen Rückkehr an; hoffte, durch diesen Canal jene getrennte Verbindung nun mit größerer Sicherheit zu erneuern; bewirkte Wilhelms Urlaub mit Freuden, und schickte ihn mit Aufträgen, die Sie errathen können, und von denen ich bald noch mehr sprechen werde, schleunigst an mich ab. Oft hat mein Gemahl mir nachher gestanden: daß es ihm Mühe gekostet habe, zu gehorchen. Ein gewisser Widerstand, den er selbst nicht begreifen können, eine gewisse Scham, die er selbst für thörigt erklären müssen, hätten sich dagegen gesträubt; und schon unter Weges sey er mehrmahls noch wieder umzukehren Willens gewesen.

Ich hoffe, Branko, Sie errathen, was meine Eitelkeit aus diesen Merkmahlen folgert; aber ich weiß gewiß, auch bey warmer Fantasie, können Sie sich den Eindruck nicht genüglich denken, den Minettens Nachricht, daß Wilhelm draußen vor meiner Thür stehe, auf mich machte. — Es war eben gegen Mittag; meine Tante war in der Wirthschaft beschäftigt und ich allein. Daß ich jetzt den Unterschied des Standes ganz, und, wenn Sie wollen — die Etikette meines Geschlechts wenigstens halb vergaß; daß ich rasch von meinem Sofa aufsprang; ihm entgegen eilte; ihn, ehe er noch recht

auf Anrede und Verbeugung sich besinnen konnte, bey der Hand ergriff; und mit Thränen im Auge, gewiß auch mit Gefühl im Tone ausrief: armer Mann, was haben Sie meinetwegen erlitten! das versteht sich ungesagt. — Wahrlich, als er sich ehrfurchtsvoll meine Hand zu küssen bückte; dann so bescheiden aussah, und mit wenigen einfachen Worten für meine Theilnahme dankte, da war mir — mir Schwärmerinn vielleicht! — als sähe ich den Inbegriff männlicher Schönheit im Bilde eines Jünglings vor mir stehen; da fehlte wenig nur, ich hätte mich zu Anschmiegung und Kuß in seine Arme geworfen. Tausenderley, ehe er gekommen war, hatt' ich mir zu fragen vorgenommen. Jetzt ward es mir schwer, auf irgend etwas mich zu besinnen; jetzt war endlich die Frage: Wer die Person sey, von der er mir geschrieben, daß er sie mehr als sich selber liebe? das Einzige, was ich herausstotterte.

Ihr Lächeln, lieber Branko — verbergen Sie es immer nicht! ich sehe und verstehe es doch. Selbst damahls mußte ich die Unschicklichkeit dieser Frage fühlen; denn ich hing so gleich die Versicherung daran: daß ich nur frage, um für diese geliebte Person zu sorgen. Aber wie sonderbar ward mir, als er antwortete: daß es seine M u t t e r wäre; wie weit sonderbarer noch, als ich endlich — wiewohl nach mancher Weigerung und mancher Frage — seine ganze Lebensgeschichte allmählig aus ihm hervorzog. Wäre es nicht Mitternacht bereits, auch diese sollten sie umständlicher erfahren. Jetzt genüge Ihnen folgender Auszug. — Wilhelms Vater war ein Mann von ansehnlichem Amte, war Rath des Fürsten zu S. ge-

wesen; ein treuer Diener, ein thätiger Kopf, und doch nicht geliebt, doch nicht belohnt; denn in seinen Rathschlägen pflegte er mehr auf Recht und Billigkeit als auf des Fürsten Wunsch und Lieblings-Leidenschaft zu achten. Als er verkannt und verschuldet starb, bath seine Witwe, eine Mutter von vier Kindern, vergebens um einen Gnadengehalt. Aufs Land geflüchtet, mit allmähliger Aufopferung alles des Ihrigen, fristete sie ihr und ihrer Kinder Leben drey Jahre hindurch. Wilhelm, ein siebzehnjähriger Jüngling, der älteste unter seinen Geschwistern, studierte auf einer Schule, fünf oder sechs Meilen von ihr. Seine Lehrer kosteten viel, und seine Mutter gab treulich her, was sie vermochte. Jetzt war ihre Habe ganz erschöpft; da gingen die Blattern verwüstend umher; ihre drey Waisen daheim erkrankten. Wilhelm erhielt von ihr statt des Vierteljahrgeldes, worauf er wartete, einen jammervollen Brief; denn sie hatte nicht, wovon sie Arzt, Arzeneyen, und die nothdürftigste Wartung ihrer Kranken bezahlen konnte. Ein zweyter Brief, nicht mehr des Jammers, schon der Verzweifelung voll, folgte in acht Tagen darauf. Sie schrieb ihm am Leichenbrete ihres jüngsten, am Todtenlager ihrer zwey übrigen Kinder: woher sie Diesen ein Labsal nur, und Jenem Beerdigung schaffen könne, war ihr fremd; noch fremder, was sie dann machen solle, wenn diese Beyden dem Erstern nachfolgten. Wilhelms Seele, wäre sie auch zehn Mahl minder empfindsam gewesen, mußte sich wohl bey diesen Nachrichten zerrissen fühlen. Er selbst in Mangel; seine geliebten Brüder, todt oder sterbend, seine Mutter in Verzweifelung. Um sich

nur etwas zu zerstreuen, ging er in einen öffentlichen Garten, und setzte sich dort — denn auch in Gesellschaft sucht der Unglückliche die Einsamkeit! — setzte sich in einem Winkel auf eine Gartenbank nieder. Ihn hungerte und durstete, doch forderte er nichts, denn auch die kleinste Münze gebrach ihm. Ein Mann, der ihn vielleicht längst schon beobachtet haben mochte, setzte sich neben ihn, und bath, ein Glas Wein mit ihm zu trinken; Wilhelm nahm es an. Nach mancher erwiesenen Freundlichkeit befragte ihn der Fremde um die Ursache seiner Traurigkeit. Mit siebzehn Jahren weiß man noch nicht, daß man meistens seinen Gram klüglicher verschließt, als eröffnet. Der Jüngling schüttete sein volles Herz aus. Gerührt schien ihm Jener zuzuhören. — „Ich wüßte wohl ein Mittel, brach er endlich aus, wie Sie Ihre Mutter zu retten vermöchten. Aber freylich etwas Aufopferung dürfte es kosten. Sie sind nicht außerordentlich groß, aber, wie ich höre, noch jung, und im Wachsen. Werden Sie Soldat, und von dem Handgelde, das Sie empfangen, retten Sie vielleicht Ihre Brüder vom Grabe, Ihre Mutter von der Verzweifelung. Auch Ihr künftiger Unterhalt ist dann gesichert. Verloren geht nicht viel. Wie bald sind acht Jahre vorbey. Mittlerweile haben Sie es entweder zum Officier gebracht, oder in den Nebenstunden, deren Sie viele haben werden, Ihren Geist gebildet. Wer tritt viel vor dem fünf und zwanzigsten Jahre in ein bürgerliches Amt; und Sie thun es dann mit dem Bewußtseyn, eine der edelsten Handlungen gethan, und auch schon dem Vaterlande gedient zu haben." Ein Mann von Kälte, oder auch von Erfahrung nur, würde freylich

leicht die Boßheit dieses Vorschlages gemerkt, das Verderbliche dieser so genannten Rettung aufgefunden haben. Doch Wilhelm, bey solcher Jugend, solcher Noth, überdieß vom Wein, der ihm etwas seltnes war, zwar nicht berauscht, aber doch erhitzt, glaubte im Rath dieses Fremden den Rath eines Engels zu hören. Sich für Diejenige zu verkaufen, der er Leben und Alles schuldig war, das schien ihm kein Verdienst einmahl, sondern bloß Pflicht zu seyn; und begierig fragte er daher auch nach weiter nichts: als wie hoch wohl sein Handgeld sich belaufen könne? — Ich zweifle freylich, war die Antwort, daß Sie jetzt schon das gehörige Maß haben möchten. Doch ich kenne einen Mann, der nicht Werber allein, sondern auch Menschenfreund ist. Folgen Sie mir zu ihm! Vernimmt er die edle Absicht Ihres Schrittes, so hoffe ich, wird er zwanzig bis fünf und zwanzig Gulden nicht ansehen." — Der arme Jüngling, nie noch im Besitz einer so ungeheuren Summe, schlug ein. In einer Viertelstunde stand er schon unterm Maß; wenige Minuten darauf schwur er. Die Menschenkäufer selbst konnten nicht mehr eilen, als er; denn an jedem Augenblick Verzug schien ihm das Leben seiner Mutter und seiner Geschwister zu hängen. Noch diesen Abend schickte er ihr durch einen eigenen Bothen jene fünf und zwanzig Gulden Blutgeld, nebst einem aufrichtigen Geständniß, wie er dazu gekommen sey. Für sich selbst nur einen Groschen davon zu behalten, hätte ihm ein Kirchenraub zu seyn geschienen. Daß diese Nachricht ein Dolchstich mehr für das Herz seiner Mutter seyn würde, davon ahndete dem Unerfahrnen kein Gedanke. Erst am dritten Tage, als er die Bedaurung seiner bishe-

rigen Lehrer vernahm, als sein erster Rausch verflogen war, und er in jenem Fremden, jenem Rathgeber, den Kameraden des Werbers erkannte, da merkte er, daß er durch List in ein Netz verwickelt worden; und auch selbst dann war er noch nicht überzeugt, ob er seinen Schritt bedauern sollte oder nicht.

Wirklich hätte seine Mutter fortan ohne ein Wunderwerk vom Himmel — und wer ist darauf zu hoffen berechtigt? — ihn nicht zu unterhalten vermocht. Wirklich waren jene schrecklich erworbnen fünf und zwanzig Gulden, so sehr ihr Herz dagegen sich sträubte, das einzige Geld, wovon sie kärglich ihre drey Söhne begraben lassen mußte. Was sie ihrem Wilhelm zur Antwort schrieb; wie sie auf einer Seite seine Aufopferung bewunderte, auf der andern seine Übereilung bejammerte, das gehört nicht hierher; aber wohl muß ich ihnen noch die Standhaftigkeit rühmen, mit der er auf jedem Vorsatz, für sich und sie ergriffen, ausharrte. Ein ganzes Jahr hindurch war, wenn nicht ein Freund ihn lud, trocknes Brod seine Speise, und Wasser sein Trank, um wenigstens ein Drittheil seiner Löhnung heimsenden zu können. Vom ersten Tage, da er Soldat ward, bis zu demjenigen, da er mit mir sprach, verwandte er jede erübrigte, dienstfreye Stunde zum Lesen nützlicher, mühsam erborgter Bücher, und sein eigener Fleiß ersetzte die Stelle von fremdem Unterricht. Seine Aufführung zeichnete ihn bald vor seinen Gefährten aus, und erwarb ihm die Gunst seiner Vorgesetzten. Erwangen, der seine Handschrift und seine Thätigkeit zu nützen hoffte, beförderte ihn zum Unterofficier und both ihm Tisch und Zuschuß an. Wilhelm ward seitdem seine rechte Hand, und vergalt kleine

selbstsüchtige Wohlthaten mit der redlichsten unbestechlichsten Treue. Selbst als der Unedelmüthige ihn retten konnte, und es nicht that, hielt er doch muthig aus; aber mit dem Vorsatz, von nun an nur als Soldat, nie weiter als Mensch ihm unterwürfig zu seyn. „Was wird meine Mutter sagen!" das war sein einziger Kummer gewesen, als er sein Urtheil angekündigt erhielt. Auch diesen Gedanken hatte er bezwungen, um treu seinem Versprechen, und einem innern, ihn treibenden Gefühle zu bleiben. Doch hatte er ihr, ihr allein, Alles entdeckt; ihr allein Alles, was ich sandte, zugeschickt; und durch ihre Billigung und ihren Segen sich für den Hohn getröstet, der seitdem von seinen Kameraden ihn oft getroffen hatte und noch traf.

Dieß war die Quintessenz von Wilhelms Erzählung. Mit innigster Theilnahme hatte ich ihr zugehört. Auch auf meine Tante hatte die edle Gestalt des Erzählers beynahe eben so günstig, als der Inhalt seiner Rede selbst, gewirkt; als ich ihr vorschlug, ihn zu unserm Mittagstisch einzuladen, stockte sie höchstens drey Minuten lang, und erwiederte endlich: der Sohn eines fürstlichen Rathes bleibe freylich auch als gemeiner Soldat ein junger Mann von gutem Hause, wenn nur seine Strafe nicht — — sie verstand hier mein bittendes Auge, schwieg und lud selbst ihn ein. Hätte er noch einer stärkern Empfehlung bey mir bedurft, er hätte sie durch sein Gespräch bey dieser Tafel sich erworben. Eine edle gesetzte Denkungsart, ein gebildeter Geist leuchtete, wie mir schien, aus jeder seiner Reden hervor; ich konnte nicht satt werden, ihn zu hören, nicht satt, ihn anzusehen. Doch stieg mir oft, wenn ich dieß Letztere that, die Thräne in's Auge; denn immer ver-

band sich mit jedem Blick der Gedanke: Ein so edler Jüngling litt durch deine Unvorsichtigkeit; litt einem Verbrecher gleich!

Mein Entschluß war gefaßt; nur noch über einen kleinen Punct wollte ich meinen neuen Freund erst prüfen. Er hatte mir von Erwangen einen Brief mitgebracht. Der Liebe höchste Schwärmerey, das innigste Gefühl schienen ihn geschrieben zu haben. Ich rief Wilhelmen nach Tische bey Seite, zeigte ihm diesen Brief, und fragte ihn: Was er mir zu antworten riethe? Ob er glaube, daß Erwangen mich wirklich aufrichtig liebe? — „Wie könnte ich Dieß entscheiden? erwiderte er halblächelnd: nach einer kurzen Frist würde mein Lob Ihnen vielleicht eine Nothwendigkeit meines Standes, und mein Tadel eine Art von Rachbegier scheinen." — Fein ausgewichen! Aber an meiner Stelle, reden Sie unbefangen, was würden Sie dann thun? — Er sah mich starr an, und schwieg ein Paar Augenblicke. „Es ist eine so edle Sache um den Weg der Tugend, daß ein solcher Geist in einem solchen Körper ihn nie verlassen sollte." So sprach er endlich, und der Ton seiner Worte war beynahe noch eindringender, als die Worte selbst. — Sie haben Recht, junger braver Mann! rief ich aus: nur Ihrem Unfall, und nur Ihrem Edelmuth verdanke ich es, daß ich nicht ganz von diesem Weg der Tugend abkam. Ich hoffe jetzt, auf ihm auszudauern. Sagen Sie Erwangen: ich würde nie ihm antworten; mit meinem Willen nie ihn sprechen; nach zwanzig erschlichenen Gesprächen wenigstens nie wieder auf ihn hören." — „Ist Dieß Ihre feste Bestimmung, gnädige Frau?" Meine feste, so wahr ich einen Gott und eine Vergeltung glaube. „Wohlan!

fiel er rasch ein; so ist meine Aufrichtigkeit auch nun keine Verrätherey mehr. Für Sie zu leiden, gnädige Frau, fiel mir nicht schwer. Doch Sie dem Falle nahe zu wissen, jammerte mich schon oft. Erwangen war Ihrer Zärtlichkeit niemahls werth. Seit den zwey Jahren, die ich ihn kenne, waren Sie seine fünfte Liebe; Allen schrieb er mit gleicher Gluth; alle betrog er." — Aber seine Krankheit? — „War erdichtet. Arzt und Minette waren mit im Bunde. Geld hat er nie geschont."

Diese letzte Nachricht überraschte mich allerdings. Eine gewisse Eitelkeit ist von dem menschlichen, zumahl von dem weiblichen Herzen so unzertrennbar, daß man zehn Mahl muthmaßen kann, getäuscht worden zu seyn, und es schmerzt gleichwohl noch, wenn man es nun gewiß weiß. Es bedurfte daher einiger Augenblicke, bevor ich mich faßte. „Sogar der Nahme dieses Unwürdigen, fuhr ich endlich fort, sey von nun an aus unsern Gesprächen verbannt! Doch da selbst diese neue Nachricht meine Schuld bey Ihnen verdoppelt, so gestehen Sie mir desto unbefangener: Gefällt Ihnen der Stand, in welchem Sie sich jetzt befinden? — „Dann müßte ich nie mich in ihm befunden haben!" — Aber doch vielleicht, wenn Sie höher aufrückten? — „Und wenn ich General werden könnte, nie! Er ist jetzt nur das Werkzeug in der Despotenhand; hundertfältig der Ungerechtigkeit, ein Mahl kaum der Menschlichkeit und seiner erstern edlen Bestimmung fähig. — „Was aber wünschen Sie sich?" — Ach, einen Traum erfüllt zu sehen, der ewig ein Traum bleiben wird! Wenn meine Dienstjahre geendiget sind, den Wissenschaften, und durch solche einst meinem Vaterlande in bürgerlichen Geschäften mich zu weihen." — Muth gefaßt, edler

junger Mann! rief ich voll Freuden aus. Dieser Traum soll zur Wirklichkeit werden, und zwar eher noch, als Ihre Dienstzeit sich endet. Gehen Sie zu Ihren Obern! und Ihre erste Frage sey: Wie hoch man Ihren Abschied schätze? Meine erste Sorge sey dann, Ihnen diesen Abschied zu schaffen, und für Ihr künftiges Schicksal zu sorgen! — Mit Ungewißheit starrte er mir, vielleicht eine volle Minute, in's Auge. „Ich darf's nicht annehmen, erwiderte er endlich. Lassen Sie mich's gestehen. Schon damahls, als ich Ihr Geschenk erhielt, war mich loszukaufen mein erster Gedanke, und ich hoffte, auch ohne Löhnung mein Leben zu fristen." Doch die Erinnerung an meine Mutter. — „Auch für sie soll gesorgt werden! Ich brauche künftig eine Gesellschafterinn; sie soll es seyn, und ruhig wird ihr Alter verfließen." — Sein großes schönes Auge füllte jetzt eine überströmende Thräne. Ich sehe ihn noch, und noch schlägt freudig mein Herz bey der Erinnerung an diese Minute. — „Nein, rief er noch ein Mahl, nein! ich darf sie nicht annehmen — diese verschwenderische Güte." — Sie ist keine Verschwendung für mich, fiel ich ein: denn sie übersteigt meine Kräfte nicht. Sobald ich mein väterliches Vermögen wieder erhalte, und das muß binnen wenig Tagen geschehen, — belaufen sich meine Einkünfte jährlich auf einige tausend Thaler, und Sie, der Sie für Ihre Mutter Leib und Leben verkaufen, für eine Unbekannte Schmach und Schmerz erdulden konnten, — Wilhelm, Sie verstehen sich doch schlecht auf der Dankbarkeit süßes Gefühl, wenn Sie länger sich weigern. — Ich wollte weiter sprechen; meine Empfindungen, unwillkürliche Thränen unterbrachen mich, und in eben diesem Augenblick warf sich Wilhelm

vor mir nieder auf's Knie. „Mag es doch in tausend Romanen stehen," sprach er, daß es groß sey, Wohlthaten auszuschlagen; ich nehme die Ihrigen an. Ihre Milde" — — Sie können leicht denken, Branko, was ihn hier Alles seine überfließende Erkenntlichkeit zu meinem unverdienten Lobe sprechen ließ. Es zu wiederhohlen wäre Zeitverderb und Schwäche. Kurz, er gab endlich meinen Bitten nach; gab mir die Adresse seiner Mutter, überließ es mir, ihr Alles zu schreiben, und trennte sich mit dem Versprechen, mir bald und aufrichtig zu melden: Ob und wie theuer er loszukaufen sey?

Was sich vermuthen läßt, geschah: Man machte ihm noch manche kleine Schwierigkeit, und steigerte zwey Mahl den Preis seines Abschiedes. Doch diese Habsucht ließ sich befriedigen. — Drey Tage vorher, ehe man endlich sich fügte, ward auch mein Prozeß entschieden; entschieden, wie ich gehofft hatte; unsre Ehe ward für aufgelöst erkannt. Ich erhielt Freyheit und Besitz meines Eingebrachten wieder. Zwar hatte mein Gemahl Anfangs Himmel und Hölle zu bewegen gesucht, um wenigstens, so lang er lebe, auf ein Jahrgeld mich zu setzen; doch die Landesgesetze sprachen zu laut dagegen, und er selbst war verachtet und verhaßt bey allen seinen Richtern. Als er nichts weiter auszurichten vermochte, hatte er mit einer Ängstlichkeit, die zu manchem Verdacht Argwohn gab, wenigstens die schleunigste Auslieferung seiner Papiere von mir verlangt. Es war billig, daß ich diese leistete. Seine Zifferschrift zu enträthseln, war ich nie neugierig genug gewesen, und meine ernstliche Versicherung desfalls schien ihn nicht wenig zu trösten.

Ich war nun Gebietherinn eines ansehnlichen Einkommens, dankte meiner Tante für Vorschuß und bisherige Unterstützung, kaufte mir dicht bey ihrer Wohnung ein eignes Haus, entließ Minetten mit einem Verweis und einem Geschenke, und lud versprochener Maßen Wilhelms Mutter zu meiner Gesellschaft ein. Sie kam; ich fand eine greise, brave, noch im Alter thätige, im Gespräch angenehme, an Seelengaben unverbesserliche Freundinn in ihr. Auch ohne Wilhelms Verwandtschaft wäre ein solcher Fund für mich Gewinn gewesen.

Ein glückliches Ungefähr wollte, daß den Morgen darauf, als sie anlangte, und eben, als sie aufgestanden war, ihr freygewordener Sohn eintraf. Seit drey Jahren hatte sie ihn nicht gesehen; erblickte jetzt zum ersten Mahl ihn wieder in bürgerlicher Kleidung; Manches schien ihr köstlich an ihm, was nur sauber war; Alles, ihn selbst, glaubte sie mir schuldig zu seyn. Als sie sich zehn — zwanzig Mahl umarmten, als kindliche Ehrfurcht von mütterlichem Segen belohnt wurde; als bald sie, bald er, ihre Gefühle gegen sich und mich herzustammeln suchten; — — Branko, der Anblick der feyerlichen Natur im Frühlingsschmuck, oder in der Kühle eines entwichenen Gewitters ist nicht so herzerschütternd, so herzerhebend, als es für mich der Anblick dieser Scene war.

Wilhelm blieb nur wenige Tage bey seiner Mutter, und ging dann nach Göttingen, um dort einzuhohlen, was er zeither hatte verabsäumen müssen. Bey seinem Abschied, als mir Alles hernach so einsam schien, da war es, wo ich zum ersten Mahl mich heimlich befragte: Ob das, was ich empfände, bloßer Dank

nur sey? Ich blieb die Antwort mir schuldig, und war wenigstens Meisterinn genug, keinem andern Beobachter einen Blick in mein Herz zu verstatten. Bey meiner Jugend, meinem Wohlstande, meiner unbeschränkten Lage, sah ich bald eine Menge von Freywerbern erscheinen. Einige darunter waren annehmlich. Meine Tante beschwur mich, sie anzunehmen; Wilhelms Mutter rieth mir das Gleiche. Aber ich war scharfsichtig genug, an Allen Flecken zu finden; wohl gar so ungerecht, einige ihnen anzudichten. Höflich gegen Alle, wies ich doch Alle ab. Man zerbrach sich in der ganzen Nachbarschaft den Kopf darüber gewaltig. Man war ein Paar Mahl — denn Neugier ist schlau, — der wahren Ursache ziemlich nahe; aber man fand sie immer gar zu unmöglich, und man classifizirte endlich meine Sprödigkeit unter das weitumfaßende Gebieth des weiblichen Eigensinns.

Zweyerley trug in diesen zwey Jahren sich zu, was ich doch nicht ganz zu übergehen vermag. Meine Tante starb; ich ward ihre Erbinn; vorher schon wohlhabend ward ich nun reich. Und dann, es kam auch jener berühmte siebenjährige Krieg in's Land. Das Regiment, wo Wilhelm gedient hatte, brach auf. In der Schlacht bey Lowositz kam es tief in's Feuer; that seine Schuldigkeit, aber litt viel dabey. Von Erwangens Compagnie kamen nur sechs Mann von der Wahlstatt zurück. Erwangen selbst blieb auf ihr. Als die Nachricht davon zu uns erscholl, und als Wilhelms Mutter sie vernahm, da warf sie — sie, die sonst nur allzu ehrfurchtsvoll mit mir umzugehen pflegte, sich rasch um meinen Hals, und rief: Gott vergelte es Ihnen tausendfältig, daß ich jetzt meinen Sohn noch habe! —

Eine solche Minute auszumahlen, meine damahligen Gefühle auszusprechen, wäre ein fruchtloses Beginnen.

Doch weit merkwürdiger ward noch das dritte Jahr für mich. Meine ehrwürdige Freundinn, bisher so gesund und heiter, daß ich noch ein langes Leben ihr verbürgt hätte, erkrankte durch eine Erkältung; stand zwar wieder vom Lager auf: doch die Ärzte sprachen über ihre zurückgebliebene Mattigkeit das Urtheil, daß es eine Abzehrung sey, die zwar langsam, doch unheilbar, sie aufreiben werde. Mit Gelassenheit hörte sie diesen ernsten Spruch; mit gleicher Stimmung schrieb sie ihn ihrem Sohne, und lud ihn ein, sie noch ein Mahl zu sehen. — In dem musterhaftesten Fleiße hatte Wilhelm seine bisherige Zeit verlebt. Oft hatte seine Mäßigkeit meine Geschenke verschmäht; daß er Mangel leide, hatte er nie, daß er Überfluß spüre, oft geschrieben. Nachrichten, die ich im Verborgenen einzog, gaben seiner Aufführung ein Lob, das oft Schmeicheley zu seyn schien, so groß war es. Jetzt, schon im Begriffe seine Studien zu schließen, las er kaum seiner Mutter Nachricht und Bitte, als er auf's eiligste, auf's bekümmertste herbey eilte. Ich staunte bey seinem Anblick, so verändert, so ausgebildet dünkte er mir indeß geworden zu seyn. Auch seine welkende Mutter schien einige Tage hindurch von seinem Anblick wieder aufzuleben und zu genesen. Doch leider siegte bald das Gesetz der Natur über die Zauberkraft der mütterlichen Liebe, und des Abschieds wichtige Minute nahte sich ihr immer sichtlicher.

Mitten in der Betrübniß, die ich bey der Aussicht auf ihren Verlust empfand, sprach mein Herz über einen andern Punct so vernehmlich, daß ich mich län-

ger nicht selbst zu täuschen vermochte. Liebe zu dem Abwesenden hatte ich mir oft abgeläugnet; auch wenn ich an ihn dachte, von ihm hörte, von ihm sprach. Doch jetzt der Anwesende — — wenn er bey seiner leidenden Mutter so mitfühlend saß; jeden ihrer Winke deutete und zuvorkam; jetzt mit männlichem Ernst, jetzt mit kindlicher Liebe ihr vorlas, ihr zusprach, jetzt an's Fenster ging, und unvermerkt sich die Thräne vom Auge wischte; — ach diesen, diesen anwesenden jungen Mann, den mußt' ich lieben; mußte mir gestehen, daß es Liebe sey. In diesen vier Wochen, mir unvergeßlich für immer, entwarf ich einst in einer einzigen Nachmittagsstunde jene Zeichnung, die mich heute zur Schwätzerinn macht. Als sey es ein Verbrechen, entzog ich sie emsig jedem fremden Blick; doch vor dem meinigen stellt' ich sie, so oft ich allein war. Eben so schnell, als ich das Bild entworfen hatte, so langsam vermocht' ich es zu vollenden. Immer fand ich noch etwas daran zu bessern, um nur noch länger mich damit zu beschäftigen.

Einst, zu einer Stunde, wo ich sonst Mittagsschlaf zu halten pflegte, lag ich auf einem Sofa an eben derjenigen Seite, wo an des andern Zimmers Wand das Bett von Wilhelms Mutter stand. Sie ruhte ebenfalls ein wenig, doch ohne schlafen zu wollen, auf ihrem Lager aus; ihr Sohn saß neben ihr. Die Thür des Zimmers stand ein wenig offen; daß ich ihnen so nahe sey, wußten sie nicht; kein Wort ihres Gesprächs konnte mir entgehen. Sie sprachen von der Zukunft. Die gute Alte gestand ihrem Sohn, daß sie nur seinetwegen noch einige Jahre Leben sich wünsche; sie gab ihm ihre Besorgniß seines Fortkommens halber

zu erkennen; er tröstete sie durch Verweisung auf die bisherigen sonderbaren Wege der Vorsicht. Das Gespräch lenkte sich nun sehr ungezwungen auf mich. Sie sprach von mir mit der wärmsten Erkenntlichkeit. „Ich hoffe, rief sie endlich, sie wird vollenden, was sie so weit fortführte; wird nicht eher mit deiner Unterstützung aufhören, bis sie dich geborgen weiß. Ach, wenn sie zuweilen so günstig von dir sprach — — doch nein, eine solche Hoffnung wäre Thorheit." — Sie brach ab, indem sie Arzney von seiner Hand gereicht begehrte.

Es war ein sonderbares unaussprechliches Gefühl, eine seltene auf ein Mahl gereifte Entschließung, die ich bey diesen Worten, und bey dem Lobe, das Wilhelm hinzufügte, in mir aufsteigen fühlte. Ich erhob mich schnell, trat in ihr Zimmer; sie waren ein wenig betreten, mich jetzt zu sehen. Ich nahte mich lächelnd dem Bette der Kranken. — „Wohlan, meine ehrwürdige Freundinn, sprach ich, auch diese Sorge für die Zukunft will ich noch befriedigen! Mit eigenen Augen sollen Sie noch sich überzeugen, welches Loos Ihr so geliebter, und dieser Liebe so würdige Sohn erwählt. Sagen Sie mir, junger braver Mann, haben Sie noch keinen Gegenstand Ihrer Zärtlichkeit?" — Er erröthete und antwortete stammelnd: Keinen.

„Warum verbergen Sie mir ihn? fuhr ich fort. Können Ihre Geliebte, sie sey wer sie wolle, zwanzig tausend Thaler Mitgift zu der Ihrigen machen, so soll Ihre Mutter noch Beyder Hände zusammen fügen, ehe sie einschläft. Für ein ehrendes Amt wird Ihre eigene Fähigkeit sorgen." — Ich habe keine Geliebte,

liebte, sprach er, die ich durch eine solche Summe kaufen könnte; auch macht diese verschwenderische Güte — — „Still! fiel ich ein, lernen Sie die Verschwenderinn erst ganz kennen, bevor sie ein Urtheil von ihr fällen. Wilhelm, ist es Wahrheit, daß Ihr Herz ganz frey sich fühlt, so ist das meinige um desto mehr zu beklagen: denn drey Jahre schon liebt es Sie; und biethet sich jetzt sammt meiner Hand Ihnen an, wenn Sie es anders erwiedern können."

O Gott, wäre es möglich! riefen Mutter und Sohn zugleich; der Letztere schon zu meinen Füßen. — Ob er es annahm, ob er Wahrheit sprach, als er mir Liebe schwur; ob ich thörigt oder weislich wählte; das wissen Sie Branko schon; das sehen Sie bereits seit einem Monath ungefähr als ein Augenzeuge. Aber seiner Mutter feuriger Dank zum Himmel, ihre unbegrenzte Freude, ihre Liebkosungen — lassen Sie mich abbrechen davon, denn mein Herz wird bey der Erinnerung weich! Auch sorge ich: eben dieß Übermaß von Entzücken verkürzte ihr Leben noch um ein Paar Tage, statt es, meinen Wünschen nach, zu verlängern. Wenigstens aber empfing sie von mir bereits den Mutternahmen; starb am vierten Tage in meinen Armen und in den Armen meines Bräutigams.

Bekannt mit der Schmähsucht unsrer Mitmenschen that ich Wilhelm den Vorschlag, unser bisheriges Vaterland mit einer anmuthigen Fremde zu vertauschen; und er folgte mir willig. Ich verkaufte meine liegenden Gründe, wir durchreisten Deutschland, suchten einen Ort, der uns zur Heimath gefalle; und fanden ihn hier. Den Nahmen, den er führt, erkauften wir nicht aus Stolz, sondern nur um der Forschbegier

unsrer ehemahligen Landsleute uns zu entziehen. So manches ansehnliche Amt an den Höfen nachbarlicher Fürsten konnte mein Gemahl schon erhalten. Doch ihm genügte der Genuß der Wissenschaften und der Liebe im Stillen. Mir genügte ein Gatte, den ich nicht gegen einen Fürsten vertauschen würde. Ein Gatte, der einst nicht nur so viel litt für mich, sondern dem ich es auch verdanke, daß fleckenlos mein Gewissen, und rein meine Tugend blieb.

Der Stockschilling.

Auch noch ein Bruchstück aus Branko's Journal, und ein Gegenstück zu dem vorhergehenden.

Daß Weidla — so sehr er sein Glück verdiente — auf einem seltsamen Wege dazu gelangt sey, davon fühlte ich*) mich überzeugt; ja eine geraume Zeit glaubte ich sogar, auf dem seltsamsten unter allen. Erst seit Kurzem weiß ich, daß dieser Superlativ noch zu voreilig war. — An einem Winterabende genoß ich den Besuch von einigen meiner vertrautesten Freunde. Der freundliche Kamin und ein dampfendes Glas Punsch machten uns um desto frohern Muthes, je stärker es draußen stürmte und schneyte. Doch waren unsere Gespräche von einer Art, daß sie keinen Ort, selbst den in der Kirche nicht, entweiht haben würden; denn wir sprachen von der sonderbaren Verkettung menschlicher Schicksale, und wie so oft Glück in Unglück, Unglück in Glück sich verwandeln könne. Mei-

*) Es versteht sich von selbst, daß dieses Ich in der ganzen Einleitung auf Branko geht. M.

ne Freunde meinten: ich müsse manchen Beweis davon in meinen Tagebüchern haben; und ich läugnete es nicht. Sie bathen mich eine oder die andere Geschichte davon ihnen vorzulesen; und ich ließ mich nicht lange bitten. Wir waren jetzt wenigstens ein funfzig bis sechzig Meilen von Weidla's Schloß entfernt. Keiner meiner Freunde kannte einen Menschen in dieser ganzen Gegend; auch konnte ich ja mit leichter Mühe die Nahmen verändern. Kurz, ich sah keinen Grund, den Geheimnißvollen zu spielen, und las ohne Bedenken seine Geschichte ihnen vor.

Sie erhielt ihren Beyfall; nur Einer meiner Freunde — darin mir ähnlich, daß er gern Allem, was er hörte, und was ihm des Behaltens werth schien, durch Aufschreiben eine längere Dauer gab — nur Dieser sagte: Sie haben Recht, Branko. Weidla machte durch Trübsal und Beschimpfung sein Glück. Aber wenigstens war es ein unverdienter Schimpf, und was er litt, war eigentlich die Ausübung einer edlen That. Ich aber weiß die Geschichte eines Mädchens, die wirklich zum Laster sich herab ließ; die eine Strafe empfing, zehn Mahl schmähliger noch, als Weidla's Strafe; die Diese wenigstens nicht so unverdient litt, als Er, und die eben dadurch — Branko, Sie haben uns heute bis Mitternacht unterhalten; ich will versuchen, ob ich es morgen kann.

Wir Übrigen hielten ihn beym Wort; und er las uns den andern Abend folgende Geschichte vor, von welcher er mir eine Abschrift mittheilte, und deren Wahrheit er mit mancher Betheurung verbürgte.

*
* *

Bekannter Maßen schließt jedes Lager in Kriegszeiten nicht Krieger allein, sondern auch eine Menge von Troß in sich, und zu diesem Troß gesellt sich oft eine nur zu reichliche Anzahl gutwilliger weiblicher Geschöpfe. Dieß war auch im siebenjährigen Kriege der Fall bey einem ansehnlichen Theil des preußischen Heeres, das eine geraume Zeit hindurch unweit Leipzig im Felde stand. Ein feindliches, noch stärkeres Heer machte Vorrücken unmöglich, und zurück ziehen wollte sich der tapfere H** nicht. Während dieses Verzugs sammelten sich die Töchter des Landes, die, eingestanden, nicht häßlich sind, häufig bey den Preußen, und brachten mannigfache Freuden mit. Aber diese Freuden waren nicht alle rein. Sey es durch alte, oder durch neue sich vervielfält'gende Sünden — kurz, viele von diesen Mädchen erkrankten, und ihre Liebhaber nothwendig mit ihnen. Bald nahm das Übel so überhand, und die Lazarethe wurden so angefüllt, daß es bis zu den Ohren der Generale und des Feldherrn selbst drang. Zum moralischen Schaden hatten sie geschwiegen, dem physischen mußte, der Folgen halber, vorgebeugt werden. Ein scharfes Geboth befahl allen unkeuschen Frauenspersonen, sich aus dem Lager zu entfernen. Diejenige, die am dritten Tage sich noch betreten lasse, und durch keinen Trauschein sich schützen könne, sollte durch die Hand des Büttels zum Lager hinaus gepeitscht werden.

Wie alle Gesetze in der Welt Übertreter finden, ging es auch hier. Man fand Nymphen genug, die der Strafe, und dem Profoßen zu entgehen gehofft hatten: man zahlte sie aus und jagte sie fort. Oft war

es freylich nur ein Abmarsch gegen Westen, und eine Rückkehr gegen Süden; aber die Justiz that wenigstens ihre Pflicht. Oft bestach auch so eine Unglückliche den schon aufgehobenen Arm ihres Begleiters, durch Aufopferung ihres sauern Gewinnstes. Aber wenigstens war Dieß eine Ausnahme von der Regel; und die Verbannung blieb nicht aus, gesetzt, daß man die fühlbare Züchtigung milderte.

Eines Tages ward zum Auditeur Wellmann vom Profoßen ein Mädchen gebracht, das in der That selbst ertappt worden, Marianne Meran sich nannte, höchstens siebzehn Jahr alt, und von einer so reizenden Gestalt war, daß jeder, der sie sah, den Mißbrauch dieser Reize bedauern mußte. Auch das Bescheidene in ihrem Betragen unterschied sie von dem Haufen alltäglicher Dirnen weit; und der Profoß, der doch sonst zu der empfindsamsten Classe der Menschen nicht gehörte, gestand, daß er eben auf ihr Bitten und gegen ein kleines Geschenk sie habe wollen laufen lassen; als der Soldat, mit dem er sie angetroffen, beym Anblick ihres Geldes ausgerufen: Dieß sey ihm gestohlen worden. Eine solche Beschuldigung zu entscheiden, habe er nicht vermocht, und deßhalb eigentlich sie hier hergebracht.

Wellmann schritt zur Untersuchung, und bald ergab es sich, wenn nicht mit Gewißheit, doch mit Wahrscheinlichkeit, daß jener Elende, der ihrer genossen, sie des Diebstahls nur bezüchtigte, damit er umsonst sie genossen habe. Freylich blieben noch einige kleine Umstände unerörtert; freylich hatte sie auch durch die Sünde schon, die sie eingestand, der Verordnung nach, eine körperliche Strafe verdient. Aber

sie bath so kläglich, betheuerte erst seit Kurzem, und zwar durch ein Eheversprechen verführt, in dieß unselige Leben verstrickt zu seyn; und — was am kräftigsten war — ihre Jugend und niedliche Figur halfen so treulich mit bitten, daß der Auditeur eben im Begriff stand, sie mit einem tüchtigen Verweis durchschlüpfen, und vor das Lager bringen zu lassen, als sein General von ungefähr vorüber ging, ein kleines Gedränge vor dem Zelte wahrnahm, und hinein trat.

Es war der Graf R—r, ein alter, rauher, gefürchteter Mann, eigentlich zwar gerecht und brav, aber ganz Soldat; ein Hagestolz, dessen Seele durch Liebe nie gemildert worden; der keinen Widerspruch vertrug, und daher immer streng, nicht selten grausam zu handeln schien. — „Was soll der Zusammenlauf hier? rief er, indem er eintrat: Ha, was gilts! wieder eine Hure! Herr Auditeur, ich empfehle Ihnen die möglichste Schärfe. So eben höre ich, daß zwey meiner besten Bursche im Lazareth gestorben sind; und woran? — Wahrlich, wenn der Prinz mir folgte; nicht wegjagen, in den nächsten Strom sollte man alles ertappte weibliche Gesindel werfen."

Bey einem solchen Eingange wäre Wellmann gern des ganzen Besuchs entübrigt gewesen; und als er doch den gegenwärtigen Handel erzählen mußte, that er es mit möglichster Schonung, und mit mancherley eingestreuten Entschuldigungsgründen. Aber eben dieser Glimpf erhitzte den alten General nur noch mehr.

„Wetter, Herr, rief er, Sie sind doch nicht Willens, diese Vettel hier mit heiler Haut davon laufen zu lassen, bloß weil sie ein leidliches Gesichtchen hat? Schickt es sich für einen Richter, darnach zu

sehen! He? Heißt das den Gesetzen, zumahl so frischen Gesetzen nachgelebt? He? Nein, Dirne, eben weil du so aussiehst, und diesem Aussehen nach etwas Besseres hättest thun können, als huren und stehlen, sollst du desto schärfer bestraft werden, damit es nutzt und abschreckt. — Holla, Profoß! schnüre er einmahl diese Dame hier aus, durchwandere er die längste Zeltgasse mit ihr, und streiche er ihr alle zehn Schritte den blanken Rücken so tüchtig, daß sie in ihrem sechzigsten Jahre noch an diesen heutigen Spaziergang mit Zittern und Zähnklappern denkt!

Verzeihen Ew. Exzellenz, entgegnete Wellmann, wenn ich nur noch erinnere: daß der Diebstahl, dessen man dieß Mädchen bezüchtiget, nichts weniger als erweislich sey.

Wer spricht vom Diebstahl, Herr? Hat sie nicht ohne dieß auch Strafe verdient? Blieb sie nicht wider Verboth im Lager? — Ertappte man sie nicht auf der Streu? He? Hätte sie nicht mit der Larve hier ein besseres Handwerk wählen können, als mir meine Bursche zu verführen, und zu verderben vielleicht? Hat sie gewuchert mit ihrem Leibe, so mag sie nun auch zahlen mit ihm!

Nur, Ew. Exzellenz, daß diese Schärfe —

Zum Element, Herr, wissen Sie wohl, daß Ihr Nur und Aber mir mißfallen? daß ich Ihr Mitleid mit solch einer Kreatur ganz gegen Recht und Subordination finde? Gleich will euch Federhelden doch das Herz zerspringen, zumahl wenn es ein Weibsbild trifft. Ich will es, und damit gut! — Doch halt! wenn dieser Spaziergang Ihnen mißfällt, wenn Sie durchaus an den Buchstaben des Befehls sich nicht binden wollen, auch dazu kann Rath werden. — Holla, Profoß,

eine Bank vor das Gezelt gestellt! Ruthen gebracht! deinen tüchtigsten Knecht herbey gerufen! Hingelegt diese Jungfrau! Und ihr dann, daß wir Alle zusehen, einen derben Stockschilling gereicht! Aber einen derben, das sage ich dir. Schont der Kerl das Mensch, funfzig Streiche für ihn auf eben dem Ort! Zahlt er sie weidlich aus, einen Friedrichsdo'r Trinkgeld!

Jetzt half keine Vorstellung weiter. Auch das ängstliche Bitten des armen niederknieenden Geschöpfs blieb vergeblich.— „Eben weil du so hübsch bist! Eben weil so eine Aderlaß dich noch bessern kann! Eben, weil ich überzeugt seyn will, daß man dich nicht verschone! Dieß war und blieb seine Antwort. Ruthen und Bank waren binnen zwey Minuten in Bereitschaft, in der dritten lag das Mädchen schon, wie sie sollte, und empfing ihre Strafe.

Die nicht leicht war! Der versprochene Friedrichsdo'r wirkte. Ein Körper, der freylich nur der Körper eines Bürger=Mädchens war, der aber an Bau und Reiz und Weiße mit der vornehmsten Dame wetteifern konnte, ward binnen wenig Minuten von den Hüften an bis zur Kniekehle mit Blut und Striemen überdeckt. Doch weder seine anfängliche Schönheit, noch seine nachmahlige traurige Veränderung rührte das Herz des alten rauhen Kriegers. Umsonst war Mariens Winseln und Schreyen, bis von der Ruthe das letzte Reißchen zerstäubt war. Erst als das arme Mädchen weinend wieder da stand, und ihr ferneres Schicksal bebend erwartete, da schien den alten General auf einen Augenblick seine Strenge zu dauern.— „Eigentlich, sagte er, sollte es deinem Rücken nicht besser gehen. Doch trolle dich nur, und sündige nicht

wieder." — Ein Zweyguldenstück, das er ihr hinwarf, und sein Weggehen gaben die Losung zu einer milden Sammlung. Alle Umstehenden, und deren waren viel, zollten willig dazu. Das arme Mädchen empfing binnen wenig Minuten vielleicht mehr Geld, als sie im ganzen Leben noch auf eine andere Art erworben hatte; und eben so mild beschenkt, als scharf gestäupt, verließ sie am Arme des Büttels das Lager. Ein Begleiter, der trotz seiner Unannehmlichkeit, beym Abschiede doch nicht unterließ, sich für die gehabte Mühe ein Trinkgeld ziemlich gewaltsam auszubitten.

Mancherley waren zwar die Regungen der Zuschauer bey dieser Scene gewesen; aber fast Alle hatten Mitleid mit der gestraften Person, und Unwillen gegen den strengen General empfunden. Am unwilligsten war Auditeur Wellmann gewesen. Nicht bloß wegen des Eingriffes in sein Amt, sondern weil das ganze Gericht ihm zu scharf, wenn auch nicht für die Sache, doch für die Person wenigstens dünkte. Selbst kein Verächter des andern Geschlechtes, hatte er beym Anblick des armen Mädchens, als sie ihrer Strafe zitternd entgegen sah, ein wahres Mitleid, und als sie dieselbe wirklich litt, manches von richterlicher Strenge himmelweit unterschiedene Gefühl verspürt. Jeder Streich, den sie empfing, traf ihn gewisser Maßen mit; einen blanken Ducaten hatte er ihr nachher verehrt; und gern hätte er sich erkundigt: wohin ihr Weg nun gehe? wäre er nicht durch Scham und durch die Furcht vor dem Zorn des Generals davon abgehalten worden.

Der Herbst war da, der Winter nicht fern. Die Heere, nachdem sie, stets einander im Angesicht, noch ein gutes Stück Land durchzogen, und hier und da sich gelagert hatten, gingen endlich in die Winterquartiere. Ein nothwendiges Geschäft führte Wellmann einst in ein Städtchen, das drey Meilen weit von seinem Standort ablag. Gedankenlos ritt er durch ein schmahles Gäßchen. Ein Fenster, hart über seinem Haupt eröffnet, machte, daß er ganz mechanisch die Augen aufschlug. Zwey Frauenspersonen, eine Alte und eine Jüngere sahen heraus. In dieser letztern erkannte Wellmann sogleich zu seinem Erstaunen die vor wenig Wochen so hart bestrafte, und jetzt recht sauber gekleidete Nymphe. Auch ihn schien das Mädchen zu erkennen; denn erschrocken fuhr sie vom Fenster hinweg, und warf es mit Geräusch zu.

In der Seele des Auditeurs stiegen bey diesem Zufall mancherley Begierden auf, die er auch mancherley taufte. Neugier wollte wissen, wie das Mädchen gerade hierher gekommen sey? Zweifelsucht, ob sie es auch wirklich wäre? Mitleid, wie es nach einem so herben Abschied ihr ergangen seyn möchte? und Menschenliebe — ein weitumfassender Nahme! — ob man nicht irgend womit ihr dienen könne? Kurz, ehe noch unser Ritter sein Gasthaus erreicht hatte, war er auch zu Mariannen hinzugehen entschlossen.

Er hatte das Haus, wo sie wohnte, sich trefflich gemerkt. Anmelden schien ihm unnöthig. Als er ins Zimmer zu ihr, nach einem flüchtigen Anpochen, eintrat, fand er Alles, was er da sah, sehr einfach, doch reinlich und anständig. Sie selbst saß in einem weiß-

leinenen bürgerlichen Hauskleide am Fenster und nähte; roth wie Blut, ward ihr Gesicht, als sie aufblickte und ihn eintreten sah. Fast unvermögend und zitternd ging sie ihm ein Paar Schritte entgegen, und fragte: Was ihm hier zu suchen gefällig sey? In der guten Absicht, sie nicht vor ihrer Stubengenossinn zu beschämen, und überhaupt noch ungewiß, in welcher Lage er sie hier wieder finde, nahm Wellmann einen jener allträglichen Vorwände, die Männern, zumahl Officieren, so geläufig sind; das heißt, er fragte nach Band oder Spitzen; und that noch gar nicht, als ob er sie kenne.

Aber das Mädchen verschmähte diese Schonung. — „Nicht doch, gnädiger Herr, rief sie, und machte Miene ihm zu Füßen zu fallen, schon weiß meine Muhme, daß Sie mich erkannt haben. So wie sie überhaupt Alles weiß, was ich unter Ihren Augen erlitt und verdiente. Aber auch sie allein im ganzen Städtchen kennt zur Zeit meine Schande. Allen übrigen ist meine Person und mein ehemahliges Leben fremd. Ich beschwöre Sie, gnädiger Herr, machen Sie mich durch Ausbreitung meiner Schmach nicht noch unglücklicher, als ich es schon bin; ohne Ältern, ohne Freunde, ohne Ehre, ohne Hoffnung, jemahls meinen Fehler ganz aussöhnen zu können!"

Auf diesen Ton hatte sich Wellmann nicht gefaßt gemacht, und desto stärker wirkte er: Mit der freundschaftlichsten Antwort suchte er sie zu beruhigen. Er versicherte sie, hier noch mit keiner Sylbe von ihr gesprochen zu haben, und versprach, es auch ferner nicht zu thun. Er erinnerte sie, daß ja alles Erlittene wider seinen Willen und gegen sein Vorwort sie betroffen

habe. Er ermahnte sie halb scherzend, zu vergessen, was ja doch nicht mehr schmerzen, und da hier Niemand etwas davon wisse, ihr auch nicht schaden könne; und schloß mit der Frage: durch welchen Zufall sie hierher gekommen sey? da dieß Städtchen von jenem Lagerplatze wenigstens zwölf bis sechzehn Meilen abliege.

Die Verlegenheit des Mädchens minderte sich durch Wellmanns Zureden. Sie nöthigte ihn zum Niedersetzen, und erzählte ihm: daß sie mühselig nur an jenem ihr so widrigen Tage das nächste Dorf erreichen konnte: daß sie dort, an Leib und Seele krank, in Gefahr auf der Straße liegen zu bleiben, von einer gutherzigen Bäuerinn aufgenommen, und nach Vermögen gepflegt worden; daß sie Dieser freylich den wahren Grund ihrer Unpäßlichkeit verhehlt, aber auch, nachdem sie sich erhohlt, den ernstlichsten Vorsatz zu künftiger Lebensänderung gefaßt habe. Rückkehr in ihre Vaterstadt sey unmöglich gewesen; aber eine entfernte Muhme, die sie nie gesehen, aber oft loben gehört, sey ihr beygefallen; zu Dieser wäre sie gereiset, sey gütig von ihr aufgenommen worden; habe Alles gebeichtet; vollkommene Besserung gelobt, und endlich unter dieser Bedingung die Erlaubniß erhalten, hier zu bleiben, und mit verändertem Nahmen durch ihrer Hände Arbeit sich zu nähren.

Mit freundlichem Lächeln, wie man einem Mährchen zuhört, vernahm Wellmann diese Erzählung. Wer diese gütige Muhme und was ihr Gewerbe sey, glaubte er so gut als gewiß schon zu wissen. Unter dem Vorwand, daß er hier Kaffeh zu trinken wünsche, und ihn zu bezahlen erböthig sey, entfernte er die Alte aus der Stube; und sah kaum mit dem Mädchen sich

allein, als er sich zu einem Kundmann für ihre Reize anboth, und durch Worte sowohl, als durch das Spiel seiner Hände, deutlich genug zu erkennen gab: wie viel er von ihrer angeblichen Besserung halte.

Aber wie staunte er, als er statt der gehofften Ergebung den allerernstlichsten Widerstand antraf. Jetzt schob er ihn auf die Nähe der Alten, und that Vorschläge zu deren weitern Wegsendung; vergebens! Jetzt glaubte er das Nothwendigste noch vergessen zu haben, und both eine Hand voll Silbergeld ihr zur Belohnung an; vergebens! Jetzt ward er unwillig und ungestüm; fand es unglaublich, daß eine Person, die sonst so öffentlich sich Preis gegeben, nun die Spröde spielen wolle; aber Alles vergebens!

„Ich kann es Ihnen nicht verdenken,— sprach sie, indem sie aus seinen Armen sich loswand, — wenn Sie meine Lebensänderung nicht für Ernst annehmen; und doch ist sie es wirklich! Zu nachdrücklich war die Art, mit der sie mir eingeschärft ward; zu merklich die Reden des Herrn Generals, als daß ich deren jemahls vergessen sollte. Zwar zu vergüten, was ich verschuldet habe, ist mir eben so wenig möglich, als meine Strafe unempfangen zu machen. Aber gefruchtet soll diese Züchtigung haben, mehr als beym folgsamsten Kinde; das schwur ich, indem ich Ihr Lager verließ; und das hoffe ich zu halten."

Immer stärker ward Wellmanns Begierde, je stärker er die Hindernisse fand. Sein Geboth stieg vom Silber zum Golde. Mancher ehrbaren Jungfrau erste Gunst ward von Schwelgern selbst wohlfeiler gekauft.— Man verschmähte es. Zum Versuch wahrer Gewaltthätigkeiten schritt er; und es blieb nur Versuch. Selbst

so weit stimmte er herab, daß er nur um einen Kuß sie bath. Sie antwortete mit einer Bescheidenheit, die wirklich Contrebande bey solch einem Geschöpfe schien:

„Warum das nicht! Aber erinnern Sie sich, daß eine so Entehrte, wie ich, selbst dessen, was Sie Anfangs begehrten, von einem solchen Manne nicht werth ist; geschweige eines Kusses, den tausend bessere Mädchen Ihnen willig geben werden! — O gnädiger Herr, ich war wahrlich nicht von Jugend auf zu dem Stande bestimmt, in welchem Sie mich fanden!"

„Und was war denn die Schuld, daß du zu solchem herabsankst?" fragte Wellmann, dessen Körper Erhohlung bedurfte, und dessen Neugier eben so wuchs, als seine Hoffnung sich minderte. — Matt von dem fruchtlosen Feldzuge warf er auf einen nahen Sessel sich nieder, indeß das Mädchen also, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Inhalt nach, zu ihm sprach:

„Eines ehrbaren, selbst eines wohlhabenden Handwerksmanns einziges Kind bin ich. Mein Vater, Meran mit Nahmen, galt in dem Städtchen P—z für einen der ersten Bürger nach den Rathsherrn. Aber von Natur schon etwas hart, ward er noch härter gegen mich, als er eine Stiefmutter heirathete, die mich haßte und hassen mußte, weil ich ein Jahr nur jünger, und vielleicht um ein gutes Theil hübscher als sie selbst war. Ein alter Lederhändler warb um mich, buckelig, einäugig, ein Witwer, der drey Weiber schon zu Tode gequält hatte; aber auch ein Mann von Vermögen. Ich haßte ihn, wie den Tod. Aber er machte meiner Stiefmutter ein reichliches Geschenk, und nun erging meines Vaters Befehl an mich, ihn

zu nehmen. Kein Bitten, kein Flehen half. Ihr General war kaum so unerbittlich wie mein Vater; und fast war auch Beyder Urtheil über mich einstimmig. Denn braun und blau von Schlägen mußte ich mich endlich zur Verlobung bequemen. Zehn Tage waren jetzt noch bis zur Hochzeit hin; da kamen Preußen in unser Städtchen, und hielten allda Rasttag. Ganz allein saß ich in meiner Kammer und weinte; als ein Unterofficier, der mir leise nachgeschlichen, hinein trat. Mein Weinen befremdete ihn. Er fragte nach dessen Ursache. Erst nach langem Weigern gestand ich sie ihm. Er schien mich zu bedauern. — „Dem Dinge ist noch abzuhelfen; sprach er: Nehm sie mich! Sie gefällt mir; ich bin ledig; und nahe am Feldwebel." — Ich schlug es aus; aber wo er diesen Abend, und den kommenden Tag zu mir kommen, und in mich dringen konnte, that er es treulich. Es war ein langer, schöner Mann; im Herzen gefiel er mir. Zweyerley gab mir den letzten Stoß. Eine gute Freundinn erzählte mir, daß man meinen Bräutigam mit meinem Widerwillen vexirt, und er darauf geantwortet habe: Er besitze ja das nähmliche spanische Rohr noch, das seine ersten drey Weiber zahm gemacht habe. — Ich ging mit dieser Neuigkeit zu meinem Vater. Ich fiel ihm zu Füßen; ich beschwur ihn, sein einziges Kind nicht unglücklich zu machen. Er antwortete mir mit bitterem Lachen. Es sey gut, wenn ein Starrkopf wie ich in etwas scharfer Zucht bliebe. Ich rief Gott zum Zeugen an, daß er zu einem Schritte noch mich treiben werde, der ihn vielleicht ewig reuen würde. Er stieß mich fort, daß ich zu Boden sank; und indem er zur Thür hinaus ging, rieth er mir lachend: ich sollte nur des

Nach-

Nachbars Brunnen, wie tief er sey, versuchen, wenn ich soviel Beruf dazu fühlte. —

Diese Unmenschlichkeit brach fast mein Herz. Jener Unterofficier trat eben hinein, indem ich noch auf dem Boden kniete, und zum Himmel mehr schrie, als bethete. Er hob mich auf, both von Neuem seine Dienste dar, und ich nahm sie an. Des andern Morgens brachen die Soldaten auf. In der nächsten Nacht folgte ich meinem Verführer, und erreichte ihn allzubald. Ich betrachtete ihn nun als meinen Bräutigam; er brachte es freylich bald dahin, daß er mich als sein Weib ansehen konnte. Wenn ich ihn an sein Versprechen der Trauung erinnerte, entschuldigte er sich mit der Unmöglichkeit, den Schein dazu im Kriege zu erhalten, schwur mir aber hoch und theuer, nie von mir zu lassen. Ich glaubte ihm, weil mich noch nie ein Mann betrogen hatte, und hing mit der heißesten Liebe an ihm. Seine Zeltkameraden sah ich kaum an. Sieben Wochen durch folgte ich ihm auf Märschen und im Lager. Einst bekam er einen Brief, und ward nach Lesung desselben äußerst stille, oder tiefsinnig vielmehr. Ich fragte ihn, warum, und erfuhr nichts. Ich ließ nicht nach, und als wir gegen Abend allein im Zelte saßen, sprach er endlich: „Es muß freylich heraus, Mariannel! Wir können so nicht lange mehr leben. Ich habe schon ein Weib; doch das möchte noch hingehn! Aber sie kömmt mir auch ehestens nach; und das hat der T— — erdacht.“ —

Sinnlos stürzte ich bey diesen Worten zu Boden. Er brachte mich wieder zu mir selbst; aber die Gründe, womit er mich nun auch zu trösten versuchte, waren

nichts weniger, als dazu hinlänglich. Seine Frau hatte eben in ihrer Heimath in Wochen gelegen, als er mich gesehen und verführt hatte. Er schwur: er habe sie andern Nachrichten zufolge schon für todt gehalten. Doch was schadete diesem Nichtswürdigen ein Schwur, und was nützte er mir! Daß seine eigentliche Frau ein wahrer Drache sey, das gestand er selbst, und schloß mit dem tröstlichen Rathe: Einer seiner Zeltkameraden liebe mich; ich sollte Diesem seyn, was ich ihm gewesen, und wir könnten dann sicher zuweilen noch seine Frau — — Ich ließ nicht enden; riß mich los, nahm die wenigen Habseligkeiten, die ich noch hatte, zusammen, — denn einige mitgebrachte Ducaten waren leider durch ihn verzehrt, und rannte so fort, einer Unsinnigen gleich. Aber wohin mich wenden? was anfangen nun? Von meiner Heimath war ich fern; war entehrt, war eine Bettlerinn! Auch wäre ich eher lebendig in die Hölle hinab, als wieder zu meinen Ältern gegangen. Mit unaussprechlichem Jammer warf ich mich, ohnweit vom Lager auf einen kleinen Grasfleck nieder. Auch jetzt waren meine Thränen abermahls meine leidigen Helfer. Ein vorbeyreitender junger Lieutenant sah mich, hielt an, befragte mich: was mir fehle? Weiß der gerechte Gott, wodurch ich ihm gefiel; kurz, er both mir Dienste als seine Köchinn an. Ich ging es ein. Daß es nicht lange bey der Köchinn blieb, wiewohl ich mich ernsthaft weigerte, können Sie errathen. Einen Monath lebten wir so. Auch ohne daß er es nöthig hatte, schwur er mir oft: ich gefalle ihm dergestalt, daß er nimmermehr mich verstoßen werde. In einem Scharmützel ward er erschossen. Nun sank ich ganz zum Laster hinab

und nun werden Sie die weitere Erzählung mir schenken. Aber, bey Gott! ich sank, mehr, weil ich mußte, als weil ich wollte. Oft wachte der Wunsch in mir auf, lieber von meinem Vater todt geschlagen, als so ihm entwichen zu seyn. Mein ganzes Bestreben war, einige wenige Thaler mir zusammen zu sparen, und dann hierher mich zu flüchten. Drey Wochen führte ich dieß Gewerbe; da erging das bewußte Verboth. Noch zwey Gulden fehlten mir zu zwey Ducaten. Diese hätte ich so gerne noch gehabt. Ehe Dieß mir gelang, fiel ich dem Profoß in die Hände. An dem Diebstahl, dessen man mich anklagte, war ich unschuldig. Das Übrige wissen Sie. Die Strafe, die über mich erging, war hart, sehr hart. Aber selbst, das schwör' ich Ihnen, indem ich sie erlitt, fühlte ich in mir: daß ich sie verdiente; und die Worte des alten Generals: Eben weil du so hübsch bist! und sein: Sündige nicht mehr! sollen mir ewig unvergeßlich bleiben."

Fast mit Rührung hatte Wellmann Mariannen zugehört. Aber bald fiel es ihm wieder ein, daß Geschichten dieser Art bey Freudenmädchen nicht allzu selten, und noch seltener eine strenge Wahrheit wären. Bald machte eben das Interessante in Mariannens Stimme und Mienen sie ihm noch angenehmer; und von Neuem fing er Sturm mit Händen und mit Worten an. Sie widerstrebte, wie vorher. Er bewies ihr, daß bey so manchen eingestandenen Sünden eine einzige mehr, unmöglich von Bedeutung seyn könnte; er erinnerte sie, daß er selbst auf ihre Erkenntlichkeit, durch die Vorbitte, die er eingelegt, Anspruch habe; ja, er war sogar schwach genug, ihr mit Bekanntma-

chung ihrer Schande zu drohen, wenn er keinen Genuß für sein Schweigen habe. Alles umsonst!

„Sie haben fast in Allem Recht, gnädiger Herr, erwiederte sie bescheiden, und wäre ich nicht so fest zur vollständigen Besserung entschlossen, ich würde — aber wahrlich ohne Ihr Geld zu achten, da ich jetzt vor dem Verschmachten sicher bin — würde dem Mann unterliegen, der sich einst so mitleidig meiner annahm, und Vorzüge in sich vereint, die alle meine vorigen Liebhaber nicht einzeln besaßen. Aber ich schwur dem Laster ab, und will diesen Schwur halten. Dank, ewigen Dank, der Ruthe, die mein Bußprediger war! — Was hingegen Ihre Drohung betrifft? O viel zu edel sind Sie, um sie zu erfüllen. Hätte ich mich aber in Ihnen geirrt, so schwiegen Sie auch dann nicht, wenn ich von Neuem fiele. Handeln Sie in diesem Punct daher ganz nach eigenem Belieben!

Die alte Muhme trat bey diesen letzten Worten mit dem Kaffeh ins Gemach. Die hohe Farbe, die sie auf Beyder Wangen lodern sah, entschuldigte einen ohnedieß natürlichen Argwohn noch mehr. „Ich will doch nicht fürchten, daß es jener Ermahnung bedarf! so sprach sie und warf einen bedeutenden Blick jetzt auf Mariannen und jetzt auf den Spiegel hin. Mit noch höher steigendem Erröthen antwortete Diese: — „Wahrlich nicht, liebe Muhme! Zwar prüfte man mich, ob ich auch jene Besserungslehre noch behalten habe. Aber ich vergaß meine Pflicht nicht, das wird, hoffe ich, dieser Herr selbst bezeugen."

„Ich wollte, ich könnte anders!" brummte Wellmann halb in sich; trank rasch und fast stumm seinen Kaffeh aus, und warf einen ganzen Thaler zu dessen

Bezahlung hin. Beyde Frauenzimmer sträubten sich dagegen; aber er nahm ihn nicht zurück. Als er beym Weggehen Mariannen umarmen, sie sich hingegen ihm wieder entwinden wollte, brach sein Unwille am sichtlichsten selbst in der Alten Gegenwart aus. — „Soll diese herrnhuthische Ehrbarkeit, sprach er, so weit gehen, daß mir beym Abschied verweigert wird, was vor zwey Monathen vielleicht meinem Reitknecht angetragen worden wäre?“ — „Das ist hart, gnädiger Herr! Aber ich verdiene freylich noch zehnfach härtere Ausdrücke!“ — Der Blick, mit welchem Marianne Dieß sagte, hatte selbst bey einem solchen Gemein-Mädchen etwas Strafendes. Erst auf den Wink ihrer Muhme reichte sie ihm, was er begehrte, und was er doch eigentlich nicht erhielt, sondern nur sich nahm. So ging er fort, mit ganz anderm Erfolg, als er beym Eintritt vermuthet hatte.

Den ganzen Rückweg hindurch war er mißmuthig, und doch mußte er sich es selbst gestehen: daß er nicht ganz dazu berechtigt sey. Eben weil er hier gefunden, was er nicht gesucht hatte, befremdete es ihn desto stärker. Doch blieb er dabey, Alles, was sie gesagt, für bloße Heucheley, oder höchstens für ein vorübergehendes Besserungs-Fieber zu halten. Der erste beste Reiter, dachte er, macht in vier Wochen wieder möglich, was heute seinem Auditeur für zehnfachen Lohn abgeschlagen ward! Daß er Niemanden etwas von seinem Abenteuer erzählte, daß er sich selbst vornahm, so wenig als möglich daran zu denken, kann man wohl glauben.

Aber sonderbar, daß es in diesem letzten Puncte durchaus ihm nicht gelingen wollte! So manches ge-

nossene Mädchen hatte er vergessen, dieß Ungenossene wollte aus seinem Kopfe nicht weichen. Hundert Mahl des Tages wiederhohlte er sich: Es war doch ein fataler Einfall von ihr, die Spröde zu spielen. Selbst des Nachts, — zehn Träume reichten kaum für die nächsten zwey Wochen hin. Jene Scene auf der Bank, und jene zweyte, wo er vergebens die Kraft seiner Arme versuchte, — immer sah er sie; immer verfeinerte seine nur zu sinnliche Einbildungskraft tausend kleine Umstände an Beyden. Er ward beym Erwachen oft unwillig auf sich selbst. Aber dieser Zorn schützte nicht vor der Erneuerung des Traumbildes beym nächsten Einschlafen.

„Nein, rief er einst aus: dem Ding muß ich ein Ende machen, und sollte es mit der Hälfte meines Vermögens seyn!" — Zwey Börsen, jede mit funfzig Ducaten, (was wahrlich schier seine ganze Barschaft betrug,) steckte er zu sich, und ritt wieder zu dem Ort hin, wo Marianne wohnte. Aus Furcht, sie möchte sich verläugnen, auch in der Hoffnun, sie vielleicht unter Umständen zu überraschen, die seinen Sieg befördern könnten, ritt er zu des Städtchens anderer Seite hinein, schlich sich, gleichsam verstohlen, unter den Fenstern des Hauses hin, öffnete wieder die Thür ihres Zimmers, ehe sie sich seiner versah, und fand sie — ganz allein und bey der Arbeit. Ihr dießmahliges Erstaunen gab ihrem ersten nicht viel nach. Sie schien Lust zu haben, sich in eine Kammer zu flüchten und zu verriegeln. Aber Wellmann, sonst freylich nur ein halber Soldat, war doch im Punct des Wegabschneidens ein ganzer Held. Er hatte sich unter Weges schon den Kopf zerbrochen, wie er die

Alte schicklich entfernen werde. Jetzt, da das Glück dafür gesorgt hatte, wollte er dieß Glück auch nützen.

Gern hätte er sogleich mit Kuß und Umarmung den Anfang gemacht. Doch Marianne versicherte mit dem ernstlichsten Ton, daß bey der kleinsten Gewalt ihr Geschrey die halbe Gasse herbeyziehen solle. Die feurigste Beredsamkeit, Schwüre, daß er ihretwegen bloß herkäme, Bitten, nur dieß Mahl ihre Gunst ihm zu gewähren, wurden angewendet und abgeschlagen. Zehn, zwanzig Ducaten wurden gebothen und — abgewiesen. Sogar ein Jahrgehalt, eine fortdauernde Freundschaft, Trotz mancherley Bedenken, die sich dabey finden könnten, wurden angetragen, und — abgelehnt. „Wohlan, Mädchen, das ein böser Genius mir zur Qual losließ, rief er, nimm, was recht angelegt, auf Lebenslang dir helfen, was einen Mann dir schaffen kann! Nimm dieß Geld hier, und gönne mir dafür eine einzige frohe Stunde!" Er leerte seine eine Börse, und funfzig neue Ducaten funkelten auf dem Tische.

Mariannens Augen hafteten eine halbe Minute lang auf diesem Golde. Gedanken des Zweifels stiegen sichtbar in ihr auf; Wellmann glaubte schon gewonnen zu haben. Er schlang seinen Arm um ihren Leib; sein Mund drückte im Nu zehn Küsse auf ihre Lippen; aber nur überrascht, nicht überwunden, entwand sie sich ihm eben so schnell und sprach: Ich danke Ihnen, daß Sie so ernstlich meinen Entschluß prüfen; aber ich bleibe ihm treu. Ich bin dessen, was Sie mir biethen, auch nicht ein Zehntheil werth: doch ich verkaufe mich nicht mehr. Ich wuchere nie wieder mit meinem Leibe, um auch nie mehr mit ihm zahlen zu dürfen.

„Sind denn diese Worte meines Generals — —"

O, mir sind sie mit keinem Gold abzukaufen! Nie übergeb' ich mich wieder einem Mann anders, als —

„Als wie?"

Als auf immer!

„Auch dann nicht, wenn ich diese Summe verdopple? Verdopple, beym Himmel und bey der Hölle, mit meiner ganzen baren Habe!"

Seine zweyte Börse wollte er jetzt leeren. — „O nein! nein! rief das Mädchen: nur der erste Glanz blendete mich einen Augenblick. Zwanzig solche Börsen, wären Sie auch Verschwender genug, dieselben mir anzutragen, würden hoffentlich mich nicht weiter rühren."

Sehr gelegen kam in dieser Minute Mariannens Muhme. Schon hatte sie von einer Nachbarinn, daß ein Officier in ihr Haus gegangen sey, erfahren, und staunte nicht wenig, als sie Wellmann erkannte; staunte noch mehr, als sie ihren Tisch so glänzend schier, wie den eines Wechslers erblickte. Nur eine Secunde ungefähr war Wellmann bestürzt. Vielleicht, dachte er dann, verschafft dir der Geiz dieser Alten eine Vorsprache. Offenherzig gestand er ihr daher: was er wünsche, und was er gebothen habe. Wenig fehlte nur, so hätte er richtig geschlossen. Denn bedenklich sah die Alte auf das schöne blinkende Häuflein hin. Nicht ohne Kopfschütteln brausete ihr der Gedanke: das both dir Niemand in deiner Jugend! durchs Gehirn. Schon wollte der bekannte Trost, ein Mahl ist ja nicht immer, bey ihr geltend werden. Aber zum Glück besann sie sich noch auf einige

Sittensprüche von Zucht und von Tugend. Mariannens standhafte Weigerung erinnerte sie auch an ihre Pflicht; und mit vollen Börsen, aber gewiß noch mit verdrießlicherm Herzen, als das erste Mahl, mußte Wellmann zurück in sein Standquartier reiten.

Umständlichkeit jeder Art ermüdet. Nichts weiter daher, als: Wenigstens drey Mahl noch versuchte Wellmann sein Glück, aber nie mit besserm Erfolg. Je öfter er das Mädchen sah, je mehr gute Eigenschaften oder Anlagen entdeckte er bey ihr. Selbst ihren Geist fand er nicht ganz ungebildet. Sie hatte früh schon gelesen; freylich nur Gellerts und Rabners Schriften, doch genug, um Liebe für diesen Zeitvertreib zu behalten. Häuslichkeit war ihre Freude, und nie entschlüpfte ihr eine Sylbe, die auch von Weitem ihr ehemahliges Leben verrieth. Mit Gespräch, mit Blick und Abschiedskuß begnügte sich Wellmann zuletzt, weil er — mußte. Auch der Letztere ward ihm immer nur sträubend erlaubt. Tausend Mahl ertheilte sich Wellmann das vollgültigste Zeugniß, dem nur Besieglung und Unterschrift fehlte: daß er ein Thor sey. Dennoch erschien er immer wieder.

Der Frühling kam, und rief die Heere zum vierten oder fünften Mahl ins Feld. Geschäfte zerstreuten Wellmanns Geist; doch konnte er es sich nicht versagen, so oft er ein anderes Mädchen sah, an Mariannen zu denken, und fast immer fiel der Vergleich zu ihrem Vortheil aus. Gegen den Herbst ward das Regiment, wo Wellmann war, nebst mehreren nach Schlesien gesendet. Ein Paar Jahre vergingen. Wellmann kam nicht mehr in jene Gegenden. Er hielt sich nun für längst und gänzlich geheilt; dennoch empfing er auch jetzt eine

ziemlich verständliche Warnung. Denn als er einst mit verschiedenen Freunden bey einer Flasche Wein sich freute, und das Gespräch auf die Thorheiten der Jugend kam, gestand er: „daß er auch als Mann sich einer bewußt wäre, indem er einst einem Mädchen für eine einzige Stunde vergebens hundert Ducaten gebothen habe." — Das mußte wohl eine Vestale seyn? fragte sein Nachbar lachend. — „Wenigstens nicht gewesen! denn was glaubt ihr wohl, daß mich zuerst an ihr reizte?" — Man rieth auf Zwanzigerley und traf es nicht. — „Ein Stockschilling, den sie im Angesicht des ganzen Lagers zum Lohn ihres liederlichen Lebens empfing." — Die Stube wollte schier bersten vom Gelächter. Was für ein Mährchen, riefen Alle, willst du uns weis machen? Wellmann erzählte seine Geschichte, und man scherzte weidlich über ihn; er selbst half mit. Aber in der nächsten Nacht erneuerte sich im Traum jene Scene, und Wellmann dachte ganz anders im Schlaf, als er wachend zu denken geschienen hatte. — „Darf ich denn von dem Zetter-Mädchen nicht einmahl sprechen?" rief er beym Erwachen, und hatte binnen Monathsfrist noch einige Mahl Gelegenheit, seinen Ausruf zu wiederhohlen. Seine Einbildungskraft mahlte feurig, und sein Gedächtniß hatte treuer behalten, als ihm selbst lieb war. Wo er hinsah, glaubte er wieder Mariannens Bild zu sehen; er spottete gern nicht von Neuem, um sich nicht selbst zu bestrafen.

Eben damahls gab endlich der Hubertsburger Frieden dem zerrütteten Deutschland seine Ruhe wieder. Wellmann, der schon längst eine bürgerliche Stelle dem halb kriegerischen Herumwandern vorgezogen haben

würde, erhielt sie jetzt wirklich. Sie war einträglich genug, aber in einem etwas einsamen Winkel von Westphalen. Er reisete hin, um sie anzutreten, und sein Weg trug ihn durch Sachsen. — Unter die mancherley Unarten sächsischer Postillions gehört auch unnöthiger Aufenthalt in der Mitte jeder Post. Da mögen seine Pferde noch so schneckenmäßig sich bewegt haben; da mag der Wagen, den er fährt, noch so leicht seyn: der Postillion rastet unter Weges doch eine halbe Stunde, auf Kosten des Reisenden und zum Wohlbehagen des Wirths. In einem kleinen Städtchen, wo auch an Wellmann dieß Sachsen-Recht ausgeübt wurde, fragte er ganz mechanisch, um doch etwas zu fragen: Wie dieser Ort wohl heisse? und der Schwager gab eben so mechanisch: es ist P—z! zur Antwort.

P—z! wiederhohlte Wellmann bey sich: woher ist doch dieser Nahme mir so bekannt, da ich niemahls noch in hiesige Gegend kam? — Alle Wetter, hieß nicht Mariannens Geburtsstadt so? — Mit einem Sprunge war er aus dem Wagen; mit drey so großen stand er in der Wirthsstube. Eine genaue Untersuchung ging nun vor sich: Ob nicht ein gewisser Carl Meran hier wohne? Ob er nicht eine Tochter gehabt? Wo sie hingekommen? Ob er und sie noch lebe? Treulich erstattete der Wirth seinen Bericht. „Er kenne diesen Carl Meran gar wohl; es sey ein wohlhabender Mann, aber ein eigensinniger Kopf. Eben seine Tochter habe es erfahren. Ein bildschönes, braves Mädchen, das aber aus Verzweiflung endlich durchgegangen wäre. Mancherley sey ihr alsdann noch nachgeredet worden. Aber er glaube es nicht; denn ihm selbst habe sie ehemahls mächtig ins Auge und Herz gestochen, und es lasse sich

Tage lang von ihrem Lobe reden. Wo sie geblieben, wisse er nicht. Wolle Wellmann sich aber genauer darnach erkundigen, so wohne ihr Vater kaum das vierte Haus davon."

Wellmann ging. Ein kleiner Kauf verschaffte ihm den Eingang zum Gespräch mit diesem Alten. Er fand ihn ganz, wie er geschildert worden war, rauh, fast grob, zur Anrede und zur ausführlichen Antwort gleich schwer geneigt. Doch ließ Wellmann nicht nach, bis er ihm Rede stand. Unter dem Vorwand, seine Tochter schon vorher gesehen zu haben, erkundigte er sich: ob ihm nichts von ihren Schicksalen bekannt sey? Der Alte verneinte es ein Paar Mahl. Erst als Wellmann sich ihm davon Nachricht zu geben erboth; als er versicherte: daß er sie lange nach ihrer Entweichung, und zwar gebessert wieder gefunden habe; ließ jener die Verstellung fahren, und brach unwillig in die Worte aus:

„Brauchen sich mit keiner weitern Nachricht erst zu bemühen, gnädiger Herr. Ich weiß längst mehr von jener ungerathenen Dirne, als mir lieb ist. Weiß, daß sie eine Soldatenmetze ward; daß man sie herauspeitschte zum Lager; daß sie zu einer Muhme sich flüchtete, und daß Diese, Gott verzeih' es ihr, die Bübinn aufnahm. Weiß auch, daß sie zehn Mahl wohl um Vergebung an mich geschrieben, und statt solcher meinen Unsegen zurück erhalten hat. — Mehr mag ich von ihr nicht wissen: mag sie nicht wieder sehen, und wenn es auch zehn Mahl wahr wäre, was ihre Muhme neulich von ihr schrieb: daß ein braver wohlhabender Mann dort so ein Narr sey, und sie heirathen wolle."

Wellmanns Postillion blies hier; Herr Meran wies seinem Besuch durch einen Mützenruck nicht undeutlich die Thür; und auch ohne jenes Blasen, und dieses Abschiednehmen wäre nach dem jetzt Gehörten ein längeres Gespräch ein Zeitverderb gewesen. Die Reise ging daher weiter. Aber Wellmanns ganzer Kopf war wieder ein Strudel leidenschaftlicher, aufgeregter Gedanken geworden. — „Sie log also doch „nicht! Sie sprach wahr von ehemahls; das ist ein „günstiges Kennzeichen für dereinst. — Die Wärme, „mit der dieser Wirth ganz ohne eigennützige Absicht „sie lobte! — Sonderbar, daß ein solches Mädchen „gerade an einen solchen Vater kommen — gerade „durch ihn zum Laster gleichsam hingestoßen werden „mußte! — Aber sprach er nicht von einer Heirath? „Vielleicht ist sie nun schon vorbey! Und Das noch „dazu mit einem braven Mann? — Gewiß, ich freue „mich darüber. Selbst daß sie mir widerstand, freuet „mich nun. Aber sehen möchte ich sie doch noch ein „Mahl; nur der Neugier halber sie sehen!" — So ging ungefähr der Faden seiner Ideen, den er wohl zwanzig Mahl auf und ab webte! Schon auf der nächsten Station stand er vor einer Postkarte und berechnete: Ob jenes Städtchen, wo sie wohne, allzu weit aus seinem Wege liege? — Er fand, daß sechs Meilen Umweg ein Seitensprung, vier oder fünf Tage später in Westphalen kein Versäumniß wären. Seine Kalesche steuerte von nun an gegen Süden zu, und des andern Abends war er in Mariannens Städtchen.

Er hatte mit Fleiß dieß Mahl einen Gasthof gewählt, wo er vordem niemahls abgetreten war. Indem sein Wirth, ein guter Graukopf, seine Abend-

mahlzeit ordnete, fragte ihn Wellmann nach verschiedenen Personen, und unter andern auch: ob bey der alten Wiesner (so hieß Mariannens Muhme) nicht noch ein junges Frauenzimmer wohne?

Sie werden Mamsell Dörring meinen; — erwiederte der Alte, und ward ordentlich noch um eins so freundlich. — Ja wohl, wohnt sie noch dort, und fast unser halbes Städtchen ist darüber froh.

Wie das? fragte Wellmann weiter, und staunte im Ernst.

Weil wir neulich schon sie zu verlieren besorgten. Ein reicher Amtmann in der Nähe warb um sie. Wir alle hielten die Heirath schon für richtig. Aber jetzt soll es noch Anstoß ihrer Seits haben; und das ist, — so gern wir jedes Glück ihr gönnten — ist uns fast Allen lieb.

Ihr behieltet sie also gern hier?

O, von Herzen gern!

Aber, lieber Gott, wodurch erwirbt sich denn das Mädchen diese allgemeine Liebe?

Erstens, wirklich durch ihr gutes Betragen gegen Jedermann, und dann auch durch ihre Geschicklichkeit. — Wenn Sie, gnädiger Herr, des Sonntags in unsere Kirche kämen, so ist sicher, die eine Hälfte von dem Kopfputz, mit dem Sie unsere Weibchen stolzieren sehen, Mamsell Dörrings Werk.

Ha! ha! Putz also macht sie, und ist so allgemein beliebt? Sollte sie da nicht noch ein Verdienst, das oft mit diesem Gewerbe verbunden zu seyn pflegt — — —

„Nein, gnädiger Herr, auch so was nur denken

— denn ich errathe gar wohl, was Sie meinen — ist Sünde. Zwar gab es, als sie hierher kam, ein Gerede, das ich mich nachzusagen schäme; zwar brachten nachher ein Paar Besuche von einem preußischen Officier sie in neuen Verdacht. Aber erwiesen ist es, daß sie mit diesem Letztern nur in ihrer Muhme Gegenwart sprach; und jenes erste Geschwätz, für so sicher man es ausgegeben hatte, glaubt jetzt kein Mensch mehr." —

Das Uhrwerk der gastwirthlichen Beredsamkeit blieb nun eine halbe Stunde lang im vollsten Gange. Nur unter dem Vorwand, Ruhe zu bedürfen, entfernte Wellmann endlich den Plauderer. — „Beym Himmel, rief er, als er allein sich sah, es ist doch viel, sehr viel, einen übeln, und noch überdieß gegründet übeln Ruf so ganz durch sein nachheriges Leben zu überwinden! Dieß wäre nun der zweyte Gastwirth schon, der ihres Lobes nicht satt wird, da Leute dieses Schlags sonst so gern auf Abwesende schmähen. — Sonderbar! sehr sonderbar! — Und ich war bereits ein Mahl Schuld, daß ihr guter Nahme wieder wankte? Fast dürfte ich es nicht wagen. — — Aber so weit her, und wahrscheinlich nie wieder in diese Gegend! — Possen, ich muß sie morgen sehen, und dann am Abend stracks wieder weiter!"

Wellmann war äußerst müde von der Reise; doch schlief er spät ein, und wachte früh wieder auf. Ewig schien es ihm zu währen, ehe die Glocke zehn schlug. Verdrießlich und schon angezogen ging er in seinem Zimmer auf und ab, als ein stärkeres Gehen auf der Gasse ihn ans Fenster lockte. Es war ein Schwarm

Menschen, die aus der nächsten Kirche und zwar aus einer wöchentlichen Frühpredigt kamen. Er wollte gerade etwas genauer sie betrachten, indem öffnete sein Wirth die Thür. — „Wir sprachen gestern von Mamsell Dörring; da geht sie so eben beym Hause vorbey?" — „Wo? Welche? Wo?" Der Wirth zeigte auf ein in Hellblau wohlgekleidetes Frauenzimmer. Ich danke Ihnen! rief Wellmann, und war zu des Alten Erstaunen mit einem Sprunge zum Zimmer hinaus, und ihr nach. Ehe sie noch um die Ecke sich wandte, hatte er sie eingehohlt. Wenig fehlte, so hätte Marianne laut aufgeschrieen, als er sie anredete, und sie Trotz seines geänderten, nunmehr bürgerlichen Kleides ihn erkannte. Er bestand darauf, daß sie an seinem Arm sich führen lassen sollte. Alles vor und hinter ihr stieß, voll Neugier: wer dieser Fremde wohl sey? die Köpfe zusammen. Das arme Mädchen ging neben ihm, wie auf glühenden Kohlen. Daß Wellmann an der Hausthür nicht Abschied nahm, versteht sich von selbst.

Aber auch ihm ward es schwer, die Verwunderung zu verbergen, in welche Mariannens Anblick ihn versetzte. Unendlich hatte sie indeß zu ihrem Vortheil sich verändert. Etwas voller war ihr Gesicht, röther ihre Wange, gebildeter ihr ganzer Wuchs geworden. Sie trat so eben seit wenigen Tagen erst aus ihrem zwanzigsten Jahre. Jede Spur ehemahliger Ausschweifungen — welche niemahls sie entstellt, nur etwas gebleicht hatten — war verschwunden. Seit den drey Jahren, welche sie wieder stets im Zimmer zugebracht hatte, war weißer ihre Hand, gesegneter ihr Busen, feuriger ihr Auge geworden. Hübsch sah sie aus, als

Well:

Wellmann zum letzten Mahl mit ihr sprach: schön fand er sie wieder.

Groß war diese Veränderung bereits, noch größer eine andere, die mit ihrem Geiste vorgegangen war. Lesen in den Winterabenden, und in ein Paar täglichen Feyerstunden des Sommers, noch mehr ein eigenes glückliches Nachdenken über das Gelesene bey ihrer stillen sitzenden Arbeit, hatte ihrem Ton eine Annehmlichkeit, ihrem Geist eine Ausbildung gegeben, die Wellmann schier für ein halbes Wunder gehalten hätte. Es verflossen ihm im Gespräch mit ihr zwey Stunden; er glaubte, es sey ein halbes Stündchen nur. Recht sittlich mußte das alte Mütterchen mit Tischtuch und Tellern handthieren, um ihn zu erinnern, daß es Tisch- und Weggehenszeit sey. An Wiederkommen bedurfte es keiner Erinnerung. Ehe die Glocke noch zwey Uhr schlug, hatte Wellmann bereits sich selbst zum Kaffeh eingeladen.

Er erzählte ihr im Gespräche, daß er in ihrer Vaterstadt gewesen und mit ihrem Vater geredet habe; Marianne ward bleich. Er verbarg ihr die harte Äußerung desselben nicht; eine Thräne trat ihr ins Auge. Er fuhr fort, sie wegen Dessen, was er von einer Heirath gehört, halb scherzend zu befragen, und sie erröthete; er wiederhohlte seine Frage, und sie gestand: daß das Gerücht nicht ungegründet sey. — „Aber noch, setzte sie hinzu, bin ich unentschlossen; bin mehr für Nein, als für Ja." — Wellmann forschte weiter. „O, antwortete sie, und verbarg eine zweyte Thräne, wo nähme ich Schamlosigkeit genug her, um mein voriges Leben einem Mann zu entdecken? Oder

woher Gewissenslosigkeit, um einen Unwissenden mit meiner Ehe zu täuschen?

„Und wenn nun ein Freund von Ihnen mit gehöriger Vorsicht die Entdeckung unternähme? Wenn selbst diese nicht die Liebe bey ihrem Anbether erkaltete?

„So würde es einer solchen Ehe doch noch immer an einer Liebe gebrechen — Sehn Sie nicht so starr mich an! Ich weiß, ich fühle es, wie unbescheiden es klingen muß, wenn ein Geschöpf, wie ich, noch wählen will: und wenn ich, jeder Ehe unwürdig, noch anstehe, einem Manne meine Hand zu geben, weil ich bloß ihn achten kann. Dennoch —

Sie schlang ihre Worte in sich, und entfernte sich auf eine Viertelstunde. Die Alte nützte diesen Zwischenraum zur Beschwerde über ihre Muhme, die einem reichen, braven, freylich etwas betagten Mann, aus Grillen dieser Art, eine abschlägige Antwort geben wolle. Alle Augenblicke berief sie sich auf Wellmanns eigenes Gefühl: ob sie nicht recht habe? Nur durch Beugung des Haupts, nicht durch ein ausdrückliches Ja, vermochte er dieß Recht ihr einzugestehen. Bald darauf kam Marianne wieder. Das Gespräch lenkte sich auf andere Gegenstände; die Stunden flogen bey Wellmanns Seele vorbey; er blieb ungebethen, bis hoher Abend ihn nach seinem Wirthshause zu gehen nöthigte. An Wegreisen ward noch nicht gedacht. Aber die Frage seines gutherzig neugierigen Wirths: Ob Ihr Gnaden vorher schon Mamsell Dörring gekannt hatten? beantwortete er so zerstreut, mit einem so auffahrenden: Und warum das? daß der gute Alte mit bedenklichem Kopfschütteln wegging, und allen Gästen in der un-

tern Stube versicherte: Es stecke ein Geheimniß hinter dem fremden Herrn.

Wenig hatte Wellmann, wie wir schon sagten, in voriger Nacht geschlafen; in dieser schlief er noch minder. — Bey Gott, sie ist schön! ist unbegreiflich verschönert! das wiederhohlte er sich wohl hundert Mahl. Gegen Morgen erst schlummerte er ein, und sein Traum erneute sogleich die Scene der ersten Bekanntschaft. Fast hätte er sein eigenes Gedächtniß Lügen gestraft, so entehrend dünkt ihm jetzt diese Scene; und doch selbst in dem Entehrenden fand er sie — angenehm; wenigstens für seine Sinnlichkeit.

Auch diesen zweyten Tag verbrachte er fast ganz bey Mariannen. Verschiedene Mahl berührte er im Gespräche den Punct der ihr angetragenen Heirath. „Ich weiß es, gab sie ihm endlich zur Antwort, daß meine Muhme mich gestern bey Ihnen verklagt hat. Ich zweifele nicht, daß Sie mich tadeln; aber vielleicht verdiene ich auch bald Ihr Lob. Ich vermuthe mit Ende dieser Woche einen Besuch meines Liebhabers. Möglich, daß er mit meiner Antwort zufrieden hinweggeht! — — Wellmann verstummte auf ein Paar Secunden; sein Blick haftete etwas starr an dem ihrigen. — „Und Das ist Ihr Ernst?"

„Warum nicht! Riethen Sie mir gestern nicht auch zur Annahme?"

„So ganz unbedingt doch wohl schwerlich!" — Er schwieg, und ging ein Paar Mahl im Zimmer auf und ab. Es schien ihm Mühe zu kosten, den Anfang eines neuen Gesprächs zu finden. Auch begab er sich heute früher in sein Wirthshaus zurück; doch nicht aus eigener Willkür. Marianne, die mit ihrer Muhme ge-

gen Abend weggehen zu müssen vorgab, nöthigte ihn dazu.

„Muß ich Abschied von Ihnen nehmen?" war ihre Frage an ihn, als er ging.

„Abschied! Warum das?"

„Weil ich glaubte — weil ich dächte — daß Sie selbst vorhin von baldiger Abreise gesprochen hätten." — Wellmanns Gesicht glich seinem Scharlachmantel. — „Ich reise wenigstens nicht, ohne Sie vorher wohl noch ein Paar Mahl gesehen zu haben!" das zwang er mühsam heraus, und entfernte sich. Er hatte bey dieser letzten Rede in Mariannens Ton und Miene ein Etwas gefunden, das er nicht bestimmt zu tadeln vermochte, und was ihm doch mißfiel. Einsam nahm er das Abendessen in seinem Zimmer ein, oder ließ es vielmehr nur sich auftragen und wieder wegnehmen. Um seinen Mißmuth zu zerstreuen, durchstrich er fünf bis sechs Mahl das ganze kleine Städtchen, und wohl doppelt so oft die Gasse, wo Marianne hinzugehen vorgegeben hatte. Erst um zehn Uhr kam er heim. Noch um ein Uhr sah man Licht in seinem Zimmer, und ihn selbst im stäten Spaziergange auf und nieder begriffen.

Daß er am dritten Tage bald nach dem Morgenkaffeh seinen gewöhnlichen Gang ging, läßt sich errathen; aber Marianne empfing ihn nunmehr mit sichtlicher Verlegenheit. — Er saß eine halbe Stunde schon da, und sie hatte kaum zwanzig einsylbige Wörter ihm geantwortet. Er fragte endlich um den Grund. Sie ward roth; schlug die Augen auf, wieder nieder. — „Ich muß gestehen, daß es mir schwer herauszusagen fällt; aber — aber Sie selbst fordern es —"

„Ha, was gilts? Nun ist sogar mein Besuch Ihnen zuwider?"

„Das ist er mir gewiß nicht! Aber auffallend ist dem ganzen Städtchen Ihre Herkunft, Ihr langes Dableiben, Ihr stäter Aufenthalt bey einer Person — gnädiger Herr, seit etlichen Jahren bestrebe ich mich nun schon, und nicht ganz vergebens, wie mir schien, meinen guten Nahmen wieder zu erwerben — nur einen Tag noch bleiben Sie hier, und es ist Alles vernichtet, was ich —

„Gut, gut! Nichts weiter! Ich verstehe Sie. Aber ich hoffe — Marianne, leben Sie wohl! Bald wieder oder nie!" — Er stürzte mehr fort, als er wegging. Nach einer halben Stunde fuhr er durch ihre Gasse, doch nicht auf der Post, sondern in einer Halbchaise seines Wirths; nicht ganz hinweg, sondern nur spazieren, wie es schien. Marianne dachte mancherley darüber nach, und begriff den Zusammenhang nicht. Erst nach vier oder fünf Stunden kam er wieder. Er konnte kaum noch abgestiegen seyn, so brachte ein Knabe aus dem Gasthof folgenden, an Mademoiselle Dörring überschriebenen Brief.

„Mich zu zerstreuen, und dann in freyer Luft meine Gedanken wieder zu sammeln, das, liebste Marianne, suchte ich, als ich mich so rasch von Ihnen entfernte. Jetzt glaube ich Dieß gethan, und Alles, was in mir kochte, durchdacht zu haben. In einer einsamen Laube eines ländlichen Gartens, ungefähr eine Meile von Ihrem Städtchen, schreibe ich meinen Entschluß nieder. Daß ich schon längst Sie liebte — doch nein, keine Entweihung des Worts! Daß mich vordem schon oft nach Ihnen gelüstete, das wissen Sie längst. Jetzt thue ich noch mehr; ich liebe Sie wahrhaft, und zum

Beweis biethe ich Herz und Hand Ihnen dar. Es ist kein vorüberrauschender thörigter Einfall. Ich bin über dreyßig Jahr alt; habe, frey gestanden, hart mit meiner Leidenschaft gekämpft; aber sie ist zum festen Entschluß geworden; und ich bin versichert: Sie machen mein Glück, wenn Sie meine Gattinn werden. Mein künftiges Amt würde auch ohne Vermögen — mein väterliches Erbtheil auch ohne Amt mich nähren. Ich habe keine Verwandten, von denen ich abhänge. An dem Ort, wo ich künftig zu leben gedenke, kennt noch Niemand weder Sie noch mich. Alles Vortheile für mich und Sie! Ob mein Äußerliches Ihnen gefallen könne oder nicht, müssen Sie längst bereits wissen. Mißfällt es Ihnen nicht, so schlagen Sie ein! Nur zweyerley beding ich mir. Baldige Antwort! Und keine Entschuldigung wegen ehemahls. Ich bin überzeugt, kann Reue und nachmahlige Änderung selbst die Gottheit versöhnen, so darf der Mensch nicht strenger richten. Versüßen Sie mir nur die Gegenwart und die Zukunft; an Vergangenheit soll Sie nie ein Wörtchen, nie ein Blick von mir erinnern! In zwey Stunden hohle ich mir Ihre Entscheidung. Übermorgen muß ich fort. Entweder allein, um Sie nie wieder zu sehen, oder in Begleitung von Ihnen und — wenn es Ihnen gut dünkt, auch Ihrer Muhme. Entscheiden Sie daher bald, und, wenn Sie können, günstig!

Mariannens Staunen über diesen Brief faßt keine Sprache. — „Ist es möglich? Ist das Ernst?" —

Dieß waren ihre einzigen Worte, indem sie der Alten das ganze Schreiben hinreichte. Auch Diese hätte schier ihrer Brille beym Lesen nicht getrauet, aber desto redseliger ward ihre Bewunderung nachher. Daß die Nichte einen solchen Antrag mit beyden Händen ergreifen würde, setzte sie zum Voraus, und stutzte daher nicht wenig, als sie abermahls auf Einwendungen stieß. Zwar läugnete Marianne nicht, daß Wellmann ein angenehmer Mann, daß er schon längst ihr nicht gleichgültig, und seine Hand fast für ein unerhörtes Glück zu rechnen sey aber ihre Zweifel — Die Alte ließ ihr keine Zeit solche auszukramen. Der Fluß dieser Muhmen-Beredsamkeit schien kein Ende zu haben. „Will er denn nicht Alles vergessen?" das war die Frage, mit welcher fast jede Periode sich schloß; und es kostete Mariannen Mühe, auf ein Stündchen nur in ihre einsame Kammer sich zurück ziehen zu dürfen, um dort ungestört diesem Vorschlag nachzudenken.

Die Stunde verfloß ihr so langsam und so schnell zugleich. So langsam, wenn sie nach der Menge von Gedanken, so schnell, wenn sie nach den Entschlüssen rechnete. Ein Klingeln an der Hausthür, ein Gang die Treppe hinauf, den sie alsbald für Wellmanns Gang erkannte, unterbrach endlich ihre Überlegung. Ihre Muhme rief; sich zwey Mahl rufen zu lassen, verboth ihr nicht die Höflichkeit bloß, sondern auch ihr eigenes Gefühl.

Hier eine feine Gelegenheit zu einer lebhaften, vielleicht nicht an Interesse leeren Scene! Aber zu lang ist schon das Vorhergehende gerathen; und Auszug wird daher jetzt räthlicher, als wörtliche Copie seyn. — Genug, als Wellmann seine schriftliche Frage auch

mündlich wiederhohlt, als Marianne ihm frey gestanden hatte, daß sein Antrag sie ehre; aber auch oft und viel ihn erinnerte: daß er sich selbst beschimpfe; als er ihren Gründen vom Gerücht, das ruhige Leben in einem einsamen Winkel Germaniens, seiner muthmaßlichen Reue die glühendste Liebe, — ihren Bitten um Aufschub, um Überlegung wenigstens, den feyerlichsten Schwur: Jetzt oder Niemahls! entgegen gestellt hatte; da schien Marianne endlich ihre Gedanken und Zweifel mit diesen Worten beschließen zu wollen:

„Nun gut, Wellmann, ich will es Ihnen glauben, so schwer es mir fällt, daß es nicht mehr ein Gelüsten, — wie Sie selbst es nannten — daß es aufrichtige Liebe ist, was zu diesem Antrag Sie bewegt. Aber deßhalb, weil fern und einsam unser künftiger Wohnplatz, weil ganz neu und fremd der Zirkel unsers Umgangs seyn wird — deßhalb nicht zu fürchten, daß die Zeit, die Alles herausbringt, doch endlich entdecken dürfte: wie niedrig meine erste Lebensart, wie schmählig die Strafe war, die mich von ihr heilte — Wellmann, diese Furcht ist untilgbar! Und wenn Sie dann mich beschimpft in Aller Augen sähen; wenn Sie hörten: wie bitter man Sie selbst Ihrer Schwachheit halber tadle — ich fürchte, es gab keinen Mann, der so eine Probe der Liebe, zumahl in später Ehe, ohne Reue, oder wenigstens ohne Verlust seiner Ruhe aushielt. — Wie unglücklich würde ich dann seyn; desto unglücklicher, je größer vorher mein Glück gewesen wäre! — Gleichwohl, Wellmann, ich gestehe es Ihnen, ich liebe Sie! Schon Ihre ehemahligen Anerbiethungen schlug ich mit Mühe aus. Ein Jahr lang noch nach Ihrem Abschied, gedachte ich Ihrer stünd-

lich. Es gab Augenblicke sogar — nein, Sie möchten mich verachten, möchten Mißtrauen in meine Besserung setzen, gestände ich Alles heraus, was ich oft Ihrentwegen bereute! Und Ihr jetziges Anerbiethen, o es ist mir so werth, ist — hören Sie daher, wozu ich entschlossen bin!

„Nun? — zur Gewährung doch, hoffe ich, liebstes Mädchen!"

Zu mehr noch, als zu ihr! — Wellmann, dieß Band der Ehe, je heiliger es ist, desto lästiger dürfte es bald Ihnen werden! Diese Liebe, je gesetzmäßiger Sie solche machen wollen, desto schneller wird sie erkalten. Wohlan, nur Ihr schriftliches Wort bedinge ich mir: mich nie unverschuldet und nie ohne Versorgung für künftig zu verstoßen; und Sie sollen stets in mir eine unwandelbare Liebe und glühende Dankbarkeit finden. Freundinn, Begleiterinn, was Sie selbst begehren, will ich Ihnen werden. Mir sey jeder Zwang, Ihnen kein einziger auferlegt.

„Wie? Höre ich — verstehe ich recht? Können Sie, da schon ein anderer rechtschaffener Mann seine Hand Ihnen both. — Hätte ich mich doch noch geirrt?"

Und worin? Wenn Sie die Wahl haben, in mir die Freundinn ganz zu besitzen, oder an die Gattinn gebunden zu seyn. — Welches wäre Ihnen wohl lieber?

„Ha! das Letztere, bey Gott! das Letztere vor wenig Augenblicken noch. — Doch dieß Erbiethen, der Schleyer, der bey ihm mir vom Auge sinkt —" Wellmann schien hier aufspringen zu wollen. Starr hatte Marianne bis jetzt ihn angeblickt. Mit Entzücken sah sie sein anfängliches Staunen in offenen Unwillen

übergeben. Mit heißer Inbrunst ergriff sie seine Hand; ihre glühende Wange schmiegte sich an die seinige. — „O nein, Wellmann, rief sie, urtheilen Sie nicht abermahls zu rasch! Ihr Herz, Ihren Ernst wollte ich nur prüfen. Hätten Sie angenommen, wozu ich mich erboth, überzeugt wäre ich dann gewesen, daß Ihre Begierde noch jetzt mich kaufen wollte, und Sie hätten ein Fehlgeboth gethan; doch nun — o ich Frevelhafte, die ich nach Liebe noch streben, auf Liebe noch hoffen darf! O ich Überglückliche, die ich deren wirklich finde! — Wellmann! ich bin die Ihrige, wenn Sie anders ganz überdacht haben, welch ein Wagestück die Ehe, und zumahl eine Ehe mit mir sey."

Mit Entzücken ergriff Wellmann jetzt die ihm dargebothene Hand! Hundert Küsse drückte er ihr und den nun willfährig gewordenen Lippen auf. Einen unbedeutenden Ring, von ihrem Finger gezogen, vertauschte er mit einem diamantenen von ansehnlichem Werth. Der Ärmste im Volk, dem das große Loos in einer wichtigen Lotterie zufällt, ist kaum halb so froh. — Jetzt waren Plane des Abreisens, der Begleitung, der baldigsten Verbindung, Wellmanns einziges Gespräch. Mühsam erlaubte er Mariannen, die gewissenhaft auf Vollendung einiger freundschaftlichen Arbeiten bestand, den Verzug von zwey oder drey Tagen noch. Auch freute er sich nicht allein. Die gute alte Muhme starb schier vor Vergnügen. Tief stand zwar schon die Sonne, als Marianne ihr Jawort gab. Doch ehe noch die Dämmerung einbrach, wußten schon zwanzig Freundinnen um diesen Vorfall. Am Abend hatte er bereits die Runde im ganzen Städtchen ge-

macht. Man staunte darüber; man bedauerte Mariannens baldigen Verlust; ihr Glück beneidete Niemand.

Wellmann wich nun diese Zeit über den ganzen Tag nicht von Mariannens Seite. Je mehr sie ihr Herz vor ihm aufschloß, je mehr fand er Stoff, mit ihr vergnügt zu seyn. Ein einziges Mahl nur sah er sie doch in Verlegenheit gerathen. Es war, als ihre Muhme lächelnd die Frage that: ob nun der alberne Hausrath hinter dem Spiegel noch nicht wegzuwerfen sey? Marianne erröthete bey diesen Worten bis zum Haare hinauf. Dieser Farbenwechsel und der Alten spottendes Gelächter reizten Wellmanns Neugier.— „Was ist das für ein Hausrath?" forschte er hurtig. Marianne ward noch stärker roth, und die Alte lachte noch heller. Daß Wellmann jetzt selbst hinging und nachsah, ist natürlich; eben so natürlich, daß er sich wunderte, hinter dem Spiegel eine große, doch ziemlich verdorrte Ruthe zu finden.

Fast dürfte ich — hob Marianne, etwas gesammelter an: — fast dürfte ich den Scherz meiner sonst gütigen Muhme etwas grausam nennen; doch auch hier offenherzig, wenn gleich nicht gegen Jedermann, doch gegen Sie zu seyn, finde ich keinen Anstand. — Sie wissen, was mich aus Ihrem Lager vertrieb; aber Sie wissen nicht, mit welchen Schmerzen, mit welcher unaussprechlichen Mühseligkeit ich den Weg bis hierher zurücklegte; nicht, wie manche Bitte, wie manchen theuern Schwur künftiger Besserung ich auch hier anwenden mußte, ehe ich die Erlaubniß da zu bleiben erhielt. — Um mich stets jener Schmerzen, jener Schmach zu erinnern, um meine gute Muhme vom Ernst meines Versprechens desto stärker zu über-

zeugen, um mich — was sollte ich es läugnen? — um mich selbst gegen eine vielleicht rückständige Schwäche desto mehr zu befestigen, band ich mit eigener Hand diese Ruthe, und beschwur meine neue Mutter: auf diese hinzudeuten, wenn sie mich in Gefahr des kleinsten Strauchelns glaube; ja, mit ihr, oder mit strengern Werkzeugen noch, nicht gelinder gegen mich als Ihr General zu verfahren, wenn sie auf dem kleinsten Rückfall mich ertappe. Daß ich ihrer strafenden Hand, wie jeder Ermahnung von ihr, geduldig mich unterwerfen würde, dieß versicherte ich mit dem heiligsten Eide; und ich hoffe auf ihr Zeugniß: ich hielt ihn!

Ja! ja! rief die Alte, das Zeugniß muß ich ihr geben, und wenn diese Stunde auch meine Todesstunde wäre. Zwanzig Mahl seit zwey Jahren wollte ich diesen Popanz schon wegwerfen; sie selbst nur setzte sich dagegen. Überhaupt, lieber Herr, was vorging, ehe sie das Mädchen her zu mir schickten, das weiß ich freylich nicht, und verantworte es eben so wenig; doch seit sie unter meinem Dache ist, bürge ich für Zucht und Ehrbarkeit mit Seele und Leib. Selbst zur Ermahnung ist es nicht mehr als ein Mahl gekommen.

Etwas ernster ward hier Wellmanns Gesicht. — „Also doch ein Mahl noch?" fragte er, und blickte etwas ausforschend auf Beyde. Gelassen blieb Marianne, und lächelnd fuhr die Alte fort: — „Ist Ihr Gedächtniß so kurz, daß Sie des Augenblickes schon vergessen haben, wo ich, sehr zur rechten Zeit, den Kaffeh Ihnen brachte? Entsinnen Sie sich meiner Frage noch, und meines Winkes auf den Spiegel hin? Wohl

möglich, daß Sie mich nur halb verstanden; doch Marianne verstand mich ganz."

Wellmann erröthete. Überraschend war für ihn diese Wendung. — „O Verzeihung meiner Eifersucht, beste Marianne!" rief er, und küßte ihr zärtlich die Hand. Sie senkte die Augen; eine Thräne blinkte in ihnen. — „Wie unbillig wäre es, lispelte sie, wenn ich, die so mancher Nachsicht bedarf — " Jede weitere Selbstanklage erstickte Wellmann mit hundert Küssen. „Auch dieser Hausrath, sprach er halblächelnd, muß nach Westphalen mit folgen. Er ist ein Beweis mehr von jener ernstlichen Reue, die wohl größere Fehler noch auszusöhnen vermöchte."

Zwey Tage darauf war ihre Abreise; ehe noch ein Monath verlief, ihre Hochzeit. Marianne galt dort unter verändertem Nahmen für ein sächsisches Mädchen, unweit der böhmischen Grenze, von gutem Hause geboren. Nie hatte Wellmann sein Wagestück zu bereuen Ursache. Eine liebevollere Gattinn, bereitwillig nach jedem Wink und jeder Laune ihres Gemahls, gab es nie: Kein Fehler im Anstand, kein Verstoß gegen feine Sitten, kein Flecken im moralischen Betragen gab jemahls bey ihr zu einem Verdacht nur Anlaß. Selbst von jenen Freunden, denen einst Wellmann, in frohem unbesorgten Muthe, der Geschichte ersten Theil ausgeschwatzt hatte, besuchten ein Paar ihn in der Folge; sahen seine Gattinn, wünschten ihm Glück zu seiner Wahl, und ließen auch keinen Gedanken von Argwohn sich aufsteigen. Daß Wellmann gegenseitig hielt, was er versprochen hatte, versteht sich von selbst.

Sechs Jahre lebten sie so; drey Söhne gab sie ihm; mit dem Vierten ging sie schwanger; da brachte

ein Umsturz des Wagens beym Spazierenfahren eine unzeitige Geburt zuwege; und so ängstlich Wellmann zu ihrer Rettung auch Alles aufboth, so eifrig die Ärzte zu helfen suchten, folgte doch eine Abzehrung bald darauf. Fast mit Übermaß weinte ihr Gemahl um sie. Als am Jahrestag ihres Todes einige Freunde durch Trost ihn aufzuheitern suchten, da entdeckte Wellmann ihnen erst sein Geheimniß. Noch zehn Jahre nachher trat gewöhnlich eine Thräne in sein Auge, wenn er von ihr sprach; wenn er ein Paar Minuten lang ihr Bildniß betrachtete; oder wenn seine Kinder ihren Nahmen nannten.

Der Mörder aus Bruderliebe.

Eine wahre Kriminal-Geschichte.

Katharina H** war eine achtzehn- bis neunzehnjährige, von Gestalt nicht uneben, von Denkungsart ziemlich wollüstige, böhmische Landdirne. Da sie das einzige Kind ihrer Ältern und zukünftige Erbinn eines recht artigen Bauerngutes war, so bewarben sich viele junge Bursche um ihre Gunst. Sie gab dem Sohne ihres Nachbarn, Anton S. sichtlich den Vorzug vor allen Andern. Er machte immer ihren Tänzer in der Schenke, ihren Begleiter auf Kirch- und Spazierwegen; auch ihr Kammerfenster fand er des Nachts offen. Doch ihre Ältern stimmten nicht zu dieser Wahl. Sie untersagten ihr streng und plötzlich allen Umgang mit ihm, und zwangen sie endlich, einen Schmied aus der nahe gelegenen Stadt Cz—u zu heirathen.

Diese Heirath schlug aus, wie gezwungene Ehen gewöhnlich ausschlagen. Der vor der Hochzeit schon verhaßte Gatte ward ihr nach derselben noch verhaßter. Alltäglich zankte sie sich mit ihm; was sie wußte und konnte, that sie ihm zum Possen; auch mit ihrem vorigen Liebhaber setzte sie unter der Hand den ver-

trautesten, jetzt zweyfach unerlaubten Umgang fort. Ziemlich lange hielt die Geduld des beleidigten Ehemannes aus; doch unermüdlich war sie keineswegs. Da er Anfangs das Nachgeben, und dann die ernstliche Vermahnung fruchtlos versucht hatte, so schritt er endlich zur Schmiede-Rhetorik, und ließ sie seine schwere Hand tüchtig fühlen. Sie lief wehklagend zu ihren Ältern, doch diese versicherten, es sey ihr recht geschehen. Auch hier ohne Unterstützung, kroch sie zwar daheim dem Scheine nach zum Kreutze; doch im Herzen hegte sie Gift und Galle. Zu Allem, selbst zu den schändlichsten Gegenmaßregeln, hielt sie sich nunmehr für berechtigt.

Sie erklärte daher bey der nächsten heimlichen Zusammenkunft ihrem Buhler geradezu: „Sie halte es nicht länger bey ihrem Wüthrich aus. Er müsse ihr von ihm helfen; oder er habe es nie gut mit ihr gemeint. Sein eigner Vortheil sey damit verbunden. Denn so wie sie jetzt Witwe werde, stehe sie auch unter Niemands Bothmäßigkeit mehr; sey fast noch ein Mahl so reich als vorher, und werde dann ihm mit Freuden ihre Hand reichen.

Anton stutzte gewaltig bey dieser Rede, und meinte, das Ding sey sehr schwer, wo nicht gar unmöglich auszuführen. Aber sie wußte Alles ihm leicht zu machen; zeichnete sogar ihm Schritt vor Schritt den Weg vor, den er einzuschlagen habe. — „Übermorgen, sagte sie, sey Sonntag und zugleich der Nahmenstag ihres Vaters. Ganz gewiß werde sie dann nebst ihrem Manne ins älterliche Haus gehen. Indessen wolle sie sich nach Möglichkeit zwingen, ihrem Unthiere recht schön thun, und ihn dadurch kirren, daß er sie diesen

Sonn-

Sonnabend in die Schenke zur Musik führe. Dort wolle sie bleiben, bis gegen eilf Uhr. Wenn sie nun heimgingen, führe sie ihr Weg bey einem Teiche zwischen einigen Weiden hin, wo es am Tage schon düster und des Nachts gewiß völlig einsam sey. Hier solle Anton aufpassen. Zum Zeichen, daß sie es wären, und niemand sonst mitgehe, wolle sie von weitem schon ein Liedchen trällern. Dann soll er rasch hervorspringen, ihrem Mann entweder einen Strick über den Kopf werfen, oder mit einem Beile einen so kräftigen Streich aufs Hinterhaupt versetzen, daß er hinstürze. Sie selbst wolle ihn dann schon erdrosseln helfen. Daß sie Zwey eines Einzigen, der sich dessen nicht vermuthend, und überdieß wahrscheinlich halb trunken sey, Meister werden würden, sey gar keine Frage."

Sie fiel, indem sie Dieß sagte, ihrem Liebhaber um den Hals; wies ihm die Merkmahle der seinetwegen, wie sie vorgab, erhaltenen Schläge; streichelte, herzte ihn, weinte wohl ein Paar Thränen; kurz, that alles Mögliche, um ihn anzufeuern; und er — widerstand nicht länger. Mit Hand und Mund ward man einig: daß der verhaßte Ehemann die Mitternachtsstunde des nächsten Sonntags nicht mehr schlagen hören solle. Zur Vermeidung alles Argwohns wolle man nach vollbrachtem Morde ihn berauben, und seine Mörderinn, absichtlich hier und da blutrünstig geritzt, solle in die nächsten Häuser eilen, allda Räuber oder Mörder schreyen, und die Leute zu Hülfe rufen, wenn keine Hülfe mehr möglich sey.

So schied man von einander. Aber kaum war Anton wieder allein; kaum überdachte er, was er ver-

sprochen hatte, genauer, da stellten sich auch schon wieder Bedenklichkeiten in Menge bey ihm ein: der Schmid war ein großer, baumstarker Kerl; wenn der erste Schlag in der Dunkelheit oder Eile ihn verfehlte; wenn er dann selbst über seinen Angreifer herfiele; wenn der genossene Trunk seine ohnedem beträchtlichen Kräfte eher verstärkt, als geschwächt hätte; wenn auf sein Rufen andre Menschen herbeyeilten? — Alles Dieses waren Möglichkeiten, die in Antons Kopfe bald zu Wahrscheinlichkeiten wurden; welche den ganzen Sonnabend ihn tiefsinnig umhertrieben, und ihn endlich Sonntag Morgens zu dem Entschlusse bewogen, noch einen Gehülfen sich anzuwerben. Er hatte einen Bruder, Georg mit dem Vornahmen, der einige Jahr älter, und Knecht auf einem benachbarten Meierhofe war; ein guter, ehrlicher Bursch, der mit Bruder Anton stets im besten Einverständniß gelebt, um seine ehemahlige Liebschaft mit Kathdrinen gewußt, die Fortdauer ihres Umgangs ebenfalls schon gemerkt, doch nie in etwas sich eingemischt hatte. Zu ihm ging jetzt Anton, vertraute ihm Alles haarklein, und schloß mit der Bitte: Abends seinen Begleiter und Beystand zu machen.

Aber mit Abscheu verwarf Georg einen solchen Vorschlag; mit dem wärmsten Eifer drang er in seinen Bruder, das ganze Unternehmen aufzugeben. Nicht bloß von der Seite der Gefahr, mehr noch von der Abscheulichkeit des Verbrechens selbst nahm er seine Gründe her. Daß ein Weib mit solchen Vorsätzen durchaus nicht Liebe verdiene; daß den Vollbringer einer so abscheulichen That, auch wenn sie unentdeckt bliebe, sein Gewissen durchs ganze Leben elend mache. Das stellte

er ihm mit den hellsten Farben vor, und ließ nicht eher ab, bis er von ihm das Versprechen erhielt, seinem Anschlag wenigstens für dieß Mahl noch zu entsagen. Anton hatte bey des Bruders letztern Worten wirklich gerührt zu seyn geschienen; hatte ihm mit merklichem Zittern die Hand darauf gegeben, daß er von ihm nach Hause gehen, und nach Sonnenuntergang nicht mehr vor die Thürschwelle, geschweige an den bewußten Ort, sich begeben wolle. Gleichwohl traute Georg nicht völlig. Nach dem Abendessen, als er alle ihm zukommende Arbeit verrichtet, erbath er sich von seinem Dienstherrn die Erlaubniß, noch ein Stündchen wegzugehen, und eilte ins väterliche Haus. Anton war nicht da. Georg sah in der Schenke nach, und fand ihn dort eben so wenig. „Ha, was gilts! er lauert schon am Teiche! so dachte er; und flog gleichsam mehr hin, als daß er ging. Sein Argwohn war leider nur zu gegründet. Er traf ihn hinter einer dieser Weiden, mit Strick und Beil bewaffnet.

Jetzt — Dieß bezeugte nachher beym Verhör Anton selbst mit Thränen! — jetzt wandte Georg noch ein Mahl alle ihm mögliche Beredsamkeit an, seinen Bruder zur Rückkehr zu bewegen. Da er wohl sah, daß sein Gewissen, durch Leidenschaft und Eigennutz verblendet, sich über alle Sträflichkeit der That wegsetze, so suchte er ihn durch Vorstellung der Unmöglichkeit, daß so ein Mord unentdeckt bleibe, zu schrecken. Ja, er schwur hoch und theuer, daß er jetzt gleich zum Richter hineilen, Alles anzeigen und diesem Bubenstück zuvorkommen wolle, wenn Anton nicht stracks mit ihm heimgehe. — Diese letzte Drohung wirkte; Anton entschloß sich endlich zum Mitgehen. Aber indem

er kaum einige Schritte fortgeschlichen war, schlug es auf dem Kirchthurm in Cz—u eilf Uhr; und indem der Zaudernde stehen blieb, um, wie er sagte, zu zählen, hört er von Weitem schon die unselige Losung—hörte singen, und erkannte gar leicht Katharinens Stimme. Unaufhaltsam riß er sich jetzt von seinem Bruder los, und stürzte auf den Ort zu, von wannen der Schall herkam.

Stockstill und unentschlossen stand Georg einige Augenblicke da. Was sollte er auch thun? Dem Wüthenden nacheilen, ihn rufen — seinen eigenen Bruder verrathen? Oder auf dem Heimweg fortschreiten, und Alles gehen lassen, wie es gehe? Peinlich genug war diese Lage, doch was darauf folgte, war noch peinlicher. Denn kaum 1 oder 2 Minuten später vernahm er ein dumpfes Getöse, rasch darauf einen harten Fall und Antons Ruf: „Um Gotteswillen, Bruder zu Hülfe! Er bringt mich um!" Hier verließ Georgen alle Fassung, ja fast alles Bewußtseyn. Ohne zu wissen, was er eigentlich thue, flog er hinzu, erblickte — so viel es der Ort und die Düsternheit der Nacht zuließen — 2 Männer, die auf dem Erdboden zusammenringend lagen, und hörte, daß der untere nochmahls röchelnd rief: Bruder rette mein Leben! schlage zu! — Nicht einmahl einen Stock hatte Georg in der Hand; aber leider sah er in diesem Augenblick das Beil blinken, das Antons Faust beym Fall entsunken war. Rasch griff er darnach, und führte aufs Haupt des oben liegenden Schmieds einen so gewaltigen Streich, daß dem Unglücklichen stracks die Hirnschale zerspaltete, und er mit einem lauten jammervollen, Jesus Maria! seinen Gegner fahren ließ.

Leicht wandte sich Anton nun wieder hervor und erdrosselte denjenigen vollends, der ohnedem schon mit dem Tode rang.

Alles Dieß war das Werk einiger wenigen gräßlichen Minuten. Georg hatte gleich nach vollführtem Streiche das unselige Werkzeug des Mordes weit von sich weggeschläudert. Ohne weiter auf seines Bruders Zuspruch zu achten, ohne einen Augenblick länger zu verziehen, floh er querfeldein über Äcker, Steine, Gräben seiner Heimath zu. Anton folgte ihm bald darauf mit gleicher Hast. An Beraubung des Ermordeten gedachte er nicht weiter; kaum war er sich so viel gegenwärtig, daß er das weggeworfene Beil aufsuchte und mitnahm.

Auch die Ehebrecherinn, Trotz des kalten Blutes, womit sie den Plan der ganzen Schandthat entworfen, Trotz der Genauigkeit, womit sie Anfangs ihn befolgt hatte, war nachher gewaltig von ihrer Rolle abgewichen. Schon an dem kleinen für sich unbedeutend scheinenden Umstand, daß der Angriff nicht, wie verabredet wurde, hinterrücks, sondern vorwärts geschah, scheiterte ihre Fassung. Als sie nun vollends sah, daß jener erste Streich nicht genüglich wirke, daß der entschlossene Mann seinen Angreifer packe und werfe, da entsank ihr aller Muth, mit Hand anzulegen. Sie ergriff die Flucht, und schrie so ängstlich: Hülfe! Hülfe! als ob sie wirklich dieselbe wünsche. Zwar faßte sie sich in einer ziemlichen Entfernung wieder; blieb stehen, horchte, erkannte Antons Stimme, und schöpfte Hoffnung, daß ihr Bubenstück doch noch gelungen sey. Aber umzukehren wagte sie doch nicht, weitern Lärmen zu machen noch minder. Sie wanderte vielmehr so geradezu

nach Hause, legte sich so unbefangen zu Bette, als habe sie nichts mehr zu besorgen, zu verantworten, zu verheimlichen*).

---

*) Über nichts hat man bey Lesung von Kriminal-Akten sich sich mehr zu verwundern, als über die wenige Vorsicht, welche Verbrecher anwenden, ihre That unentdeckt, oder sich selbst verdachtlos zu machen.

Bis zur Ausführung der That selbst haben sie oft Alles überdacht, was vorzukehren, was aufzubiethen war; haben es oft mit einer Schlauheit gethan, die man anstaunen möchte. Über dasjenige, was nach derselben folgen kann, oft folgen muß, sind sie ganz unbesorgt: oder sehen die unwahrscheinlichste Entschuldigung, ein bloßes halsstarriges Läugnen (welches sie überdieß selten durchsetzen) als genügend an. Ganz unerklärlich für den Erforscher des menschlichen Herzens ist eine solche Verblendung zwar nicht. Stärke der Leidenschaft zieht alle Aufmerksamkeit nur auf einen einzigen Punct hin: um diesen zu erreichen, spannt die Seele des Menschen alle Kräfte an, nützt Alles, was ihn dahin leitet; aber was jenseits desselben liegt, gilt ihr gleichviel. Der elende Trost: kommt Zeit, kommt Rath! genügt ihr schon. — Dennoch bleibt es allerdings oft erstaunenswürdig, wenn man sieht, bis zu welchem Grade von Blindheit der Geist des Menschen herabsinken, wie er so ganz seinem eigentlichen Endzweck (der doch immer Verbesserung seines Zustandes seyn soll) zuwider handeln, und in Verbrechen sich stürzen kann, derer traurigster Erfolg unausbleiblich ist. Ich will hier, zur Bestätigung aus dem Kreis eigener Erfahrung, nur zwey Beyspiele anführen, die vor Kurzem erst sich zutrugen, und wo man schwören sollte, nur ein Wahnsinniger (was beyde Verbrecher doch gewiß nicht waren) könne so handeln.

Ein junger Bauer im Kön'zer Kreise heirathete eine Dirne aus einem benachbarten Dorfe. Sie brachte ihm ungefähr hundert Gulden Heirathsgut mit; und diese verthat er, der immer zum Wohlleben und Nichtsthun

Sehr natürlich, daß daher am andern Morgen, als man den Leichnam fand, und die Gewaltthat, die mit ihm vorgenommen worden, erkannte — sehr natür-

---

einen großen Hang gehabt hatte, binnen Jahresfrist. Jetzt begehrte er: seine Frau solle von ihren Ältern neue Barschaft hohlen. Sie that es wirklich, und brachte, indem sie ihr erstes Wochenbett geltend zu machen wußte, fünf und zwanzig Gulden mit. Auch diese waren nach einigen Monathen durchgebracht; und als er wieder in sein armes Weib drang, als sie endlich, wiewohl etwas langsam, ging, kam sie mit leeren Händen zurück. Ihr Vater hatte geradezu erklärt, daß er bey Lebzeiten nichts mehr herausgebe. Gewaltig doch empfand der Nichtswürdige diese Weigerung; beschloß sich zu rächen, und nahm zum Gegenstand der Rache die unschuldigste Person von Allen, sein eigenes armes Weib. Kaum hatte sich Diese, müde von ihrem Gange, etwas zeitiger als sonst mit ihrem Kinde an der Brust zu Bette gelegt, als er sie wüthend überfiel und zu erdrosseln strebte. So unerwartet der jungen Frau dieser Angriff kam, so herzhaft wehrte sie sich. Aber freylich unterlag sie endlich. Der Unmensch drosselte sie mit solcher Gewalt, daß ihr die Augen aus dem Kopfe sprangen, und brach ihr zuletzt das Genick über dem Bettbret. Dann nach vollbrachter Schandthat setzte er sich noch ein Viertelstündchen vor die Hausthür, rauchte gemächlich eine Pfeife Toback, ging darauf in eine Bodenkammer und schlief sanft und tief bis in den Morgen hinein. Eine Magd, die ins untere Zimmer kam, die ermordete Frau in der schrecklichsten Lage, den schreyenden Säugling zu ihren Füßen fand, machte zuerst Lärmen. Die Gerichte kamen, und der verhaftete Mörder gestand sogleich Alles.

Ja da Einer von den Gerichtspersonen ihn fragte: Warum er denn die arme Frau erst so lange gemartert, da er sie doch wohl auf eine leichtere Art hätte tödten können? war seine ganze Entschuldigung: Es dauerte ja über zehn Minuten! —

sich, daß dann der erste Verdacht seiner Ermordung, oder wenigstens einer Theilnahme an derselben, diejenige Person traf, die mit ihm ausgegangen, ohne ihn

---

Ein anderer junger Bauernsohn aus eben diesem Kreise hatte die Jägerey erlernt, und sich immer untadelhaft aufgeführt. Unvermuthet hört er, daß sein Vater dem jüngern Bruder die Wirthschaft übergeben wolle. Dieß kränkte ihn; er ging heim und fragte nach diesem Bruder, der gerade auf dem Felde war. Man sagte ihm: er werde bald kommen. Gelassen setzt er sich ans Fenster des Wohnzimmers zur ebenen Erde, die Flinte neben sich, seine Miene so gleichgültig, als möglich. Endlich erblickt er den Bruder in der Scheune gegenüber. — — „Komm doch her, Franz, (rief er, indem er das Fenster öffnete) ich habe dir etwas zu sagen!" — Der Unbesorgte kam. Rasch griff der Jäger nach dem Gewehr und schoß ihn, daß er zusammenstürzte. An keine Flucht dachte er, an Läugnen eben so wenig. Auch wäre das Letztere Unsinn gewesen, da im Hof und in der Stube wenigstens sechs bis sieben Zeugen waren. — „Er habe das Gut haben wollen!" war beym Verhör seine ganze Ausrede. Von Verrückung des Verstandes ließ sich in allen andern Puncten auch nicht die kleinste Spur auffinden.

Verbrechen dieser Art — wenn bey den Thätern derselben nicht etwa ein offenbarer Lebensüberdruß herrschte — dünkten mich von jeher die Unerklärlichsten zu seyn. Begebung des Lasters selbst wird uns, in einer Welt wie die unsrige ist, leider nur zu begreiflich. Aber wie man bey so plumpen Maßregeln auf Straflosigkeit hoffen, oder ohne diese Hoffnung eine Handlung begehen könne, die nothwendig zum Untergang führen muß, Dieß läßt schwer sich fassen. Auch die Entscheidung: daß Thaten dieser Art gewöhnlich nur von rohen Menschen begangen werden, ist nichts weniger als hinreichend; denn diese rohen Menschen zeigen bey tausend andern Vorfällen Besinnungskraft genug.

heimgekehrt, und wie man wohl wußte, zuweilen in Zwiespalt mit ihm gewesen war. Sie ward verhaftet, läugnete ein Paar Stunden durch Alles, und gestand dann — was sie wußte. Georgs Mitschuld war ihr selbst fremd; diese erfuhr man erst bey Antons Gefangensetzung und erstem Verhör. Als der Unglückliche die Gerichte ins Haus seines Dienstherrn eintreten sah, ging er ihnen selbst entgegen; und gestand, noch ungefragt mit tausend Thränen sein unwillkürliches Vergehen. Gern hätten im Verfolge die Urtheilssprecher das Schicksal dieses Unglücklichen gemildert. Doch der Buchstabe der Landesgesetze war allzu klar dagegen. Es wurden ihm acht Jahre harten Gefängnisses, der Ehebrecherinn aber dreyßig und ihrem Buhler funfzehn Jahre zuerkannt.

Wohl möglich, daß vielen Lesern diese Geschichte sehr gleichgültig scheint, weil sie nur Personen vom niedrigsten Stande aufführt, aber auf mich, als ich sie zuerst aus dem Munde eines der Glaubwürdigsten, mit jedem Umstande des Verhörs genau bekannten Zeugen erfuhr, machte das Schicksal dieses unglücklichen Jünglings einen so tiefen Eindruck, daß ich es viele Tage lang nicht aus dem Sinn mir schlagen konnte. Armer Georg, als du so warm deinem Bruder abriethest, als du hineiltest, ihn vom Morde zurückzuweisen; da ahndetest du gewiß nicht deine eigene Verwicklung in seine Frevelthat! Nicht, daß du ein Beyspiel mehr werden solltest: wie wenig irgend ein Mensch für die Unsträflichkeit seiner nächsten Stunde sichere Bürgschaft leisten könne!

Letzter Aufsatz eines Selbstmörders.

Die letzten Worte von Sterbenden pflegt man sonst, und zwar billig, hochzuschätzen; denn meisten Theils sind sie Wahrheit; und nur äußerst Wenige pflegen, wie Tiber, noch bis zum letzten Zucken des Todes, der Verstellung treu zu bleiben. Doch nicht minder merkwürdig sind, obschon in ganz anderer Rücksicht, die Aufsätze Derjenigen, die freywillig vom Leben Abschied nehmen, und ehe sie es thun, ihren Entschluß noch zu rechtfertigen suchen. Wie oft Verzweiflung mit höchster Kälte, schwärzester Trübsinn mit heiterstem Selbstgefühl, gänzliche Verirrung der Seele mit anscheinendem Scharfsinn grenzen; wie leicht Frömmigkeit in Aberglauben, mißverstandene Philosophie in Unglauben ausarten; wie oft der Mensch nichts sehnlicher suchen kann, als sich selbst zu betriegen, das findet man nirgends so deutlich, als in den Codizillen dieser Unglücklichen. Man kennt die gedruckten (aber sehr abgekürzt gedruckten) Briefe eines Officiers von A., der vor wenig Jahren in Dr. sich erschoß, nachdem er im Leben die Freundschaft Vieler von den besten Menschen genossen, und ihr Bedauern auch mit ins Grab nahm. Die Kälte, das ruhige Blut, der gelassen raisonirende

Ton seiner zurückgelassenen Episteln, war Vielen unbegreiflich; aber seine Lage und seine Ehrbegriffe — vielleicht auch sein Religionssystem ließen denen, die ihn genauer kannten, wenig unerklärt. Aber merkwürdiger beynahe noch ist die Selbstentleibung eines jungen Mannes von 19 Jahren, der vor wenig Wochen in L** sich erschoß und nachstehende Zeilen hinterließ.

„Das Leben der Menschen ist ein Traum; wenn ich daraus erwache, ist Dieß Unrecht? — Das Leben der Menschen ist eine Chimäre; ist es nicht löblich, wenn ich die Einbildung verwerfe, und nach dem Wahren strebe? Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet! Gott kennet nur allein die wahren Triebfedern der menschlichen Handlungen. Ich danke für das viele Gute, das man mir erwiesen hat. Daß es Gott belohne, werde ich nie ablassen zu bitten, denn ich bin bey ihm. Der Himmel gebe seinen Frieden, das größte Geschenk für uns arme Erdner, auch Ihnen! den Ruf des Vaters muß man nie verwerfen, unser große Lehrer folgte ihm; Dieser rief auch um Endigung seiner Leiden, sollte ich, als Mensch, das zu thun mich schämen? Ich gehe ganz ruhig, und durchdringe den Nebel der Zukunft standhaft, den unsere Priester uns so schrecklich und zugleich Gott als einen lieben Vater schildern. Welch ein Widerspruch! Wir werden uns Alle wiedersehen in einer Welt, wo keine Vorurtheile herrschen. Da sind wir einander Alle gleich; da hat ein Jeder Anspruch auf Freyheit; da genießen wir einer ewigen Jugend."

N—t.

Es ließe über diesen Aufsatz, so kurz er ist, ein ziemlich starkes Buch sich schreiben; denn größere Widersprüche, und mehrere Scheinberuhigungen sind wohl nie in so wenige Zeilen zusammen gefaßt worden.

Der Herausgeber dieses Aufsatzes hat nie von dem jungen unglücklichen Verfasser desselben sonst etwas gehört, gesehen, gelesen; weiß von seinem Stand, Leben, Charakter und Zufälligkeiten nichts als seinen Nahmen, Vaterland und vorstehende Zeilen, die ihm ein hiesiger Freund mitgetheilt hat; aber eben diese Letztern haben ihn zu so innigem Mitleid gegen den Jüngling bewogen, in dessen Geist bey richtiger Leitung gewiß der Gaben so viele sich befanden, daß er äußerst wünscht: der Verstorbene möge doch irgend einen Freund hinterlassen haben, dem es gefällig sey, ihm von dessen Schicksalen, Denkungsart, Lieblings-Neigungen, und vorzüglich, wo möglich von der Art, wie er zu diesem traurigen Entschluß bestimmt worden, Nachricht zu ertheilen.

Man gibt, so viel mir gesagt worden, seiner Liebe zu einer gewissen Art von Lectüre, hauptsächlich seinem öftern Lesen des Werthers, große Schuld. Diese Anklage ist so oft, und fast immer unerwiesen, da gewesen, daß es sich wirklich ein Mahl der Mühe verlohnte, deßfalls eine genauere Untersuchung anzustellen.

Wien, 1813.
Gedruckt bey Anton Strauß.

Inhalt

des zweyten Theils.

Seite

Beyspiele sonderbar entdeckter Meuchelmorde nach Fielding 5
Zwey Rechtsfälle, die noch nicht im Pitaval stehen . . 47
Blutschänder, Feueranleger und Mörder zugleich, den Gesetzen nach, und doch ein Jüngling von edler Seele 61
Doppelter Ehebruch, boßhafte Entweichung, widergesetzliche Ehe — aus sehr verzeihlichen Gründen . . . 77
(Sämmtlich aus den Skizzen).
Die Spiesruthen 89
Der Stockschilling 163
(Aus den Erz. und Dial.)
Der Mörder aus Bruderliebe 207
(Monathschrift, Apollo 1797.)
Letzter Aufsatz eines Selbstmörders 218
(Aus der Quart. Schrift für ält. Lit. und neue Lect. 1784)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A 729,491

UNIVERSITY OF MICHIGAN

3 9015 01467 4

Digitized by Google